Deutsche Illustrirte Volksbücher

von

Berthold Auerbach.

Mit 400 Bildern nach Originalzeichnungen

von

M. Artaria, K. Hoff, E. Ille, W. v. Kaulbach, A. Menzel, P. Meyerheim, A. v. Ramberg, L. Richter, J. Scholz, E. Schurth, M. v. Schwind, P. Thumann u. A.

Dritter Band.

Karlsruhe

A. Bielefeld's Hofbuchhandlung.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt des dritten Bandes.



Benigna.

I.

s war am Sonntag nach Pfingsten. Auf den weiten Feldgebreiten wogte die Saat und am Hag blühte die wilde Rose.

Auf dem schmalen Fußweg, der durch das Roggenfeld getreten war, begegneten sich ein junger Mann und ein Mädchen. Sie hielten an. Beide ragten fast um Haupteslänge über die hohen Halme hinaus, und Beide waren schön. Der Jüngling von breiter mächtiger Gestalt, die Jungfrau, die den breitgeränderten groben Strohhut am Arme trug, war hellfarbigen, rosigen Antlitzes,

die Stirn von mächtigen blonden Flechten umrankt, die hellblauen, schelmischen Augen, Form und Farbe des Antlitzes, Alles so anmuthend, daß es eine Freude war, darauf zu schauen.

Das Mädchen nickte lächelnd, der junge Mann reichte zögernd die Hand.

„Guten Morgen, Jörg! Was hast du?“ sagte das Mädchen. „Heut ist mein Namenstag und du gibst mir nicht einmal ein gutes Wort?“

„Dein Namenstag? Ja, ja, bist zur schönsten Zeit auf die Welt gekommen, aber die Rosen stechen auch.“

„Wem ist denn was geschehen?“

„Meine Mutter hast du ins Herz gekränkt!“

„Ah bah!“ lachte das Mädchen und ihr Lachen war voll Uebermuth, ihre schönen Zähne glänzten, ihre Augen leuchteten und im ganzen Gesicht bildeten sich außer den Grübchen in den Wangen überall kleine Ducker, als ob hundert Augen auf einmal aufgingen.

„Nimm die Sache nicht so leicht,“ sagte der Jüngling. „Du weißt vielleicht gar nicht mehr, was du gethan hast?“

Das Mädchen zuckte die Achseln.

„So will ich dir's noch einmal erzählen,“ fuhr der junge Mann fort. „Du bist gestern drunten auf unserer Hammerschmiede gewesen und hast deine Arbeit abgeliefert, und da hat der Sammler zu dir gesagt: Schau einmal die alte Frau, und da hast du gesagt: Pfui Teufel, so Eine müßte mir drei Schritt vom Leibe bleiben! und noch viel böse schlimme Worte hast du gesagt, spöttische, giftige. Du hast nicht gesehen gehabt, daß es meine Mutter ist. Sag' doch nein!“

„Nein!“

„Aber wie sie dir dann zugerufen hat: Ich wünsch' dir, daß du in deinem Alter auch einmal so verspottet wirst! — Da hast du doch gemerkt, daß es meine Mutter ist? Sie ist leider Gottes verwachsen und beim Kohlentragen kann sie eben auch nicht aussehen, wie wenn es zum Tanz ginge. Aber wie du sie erkannt hast, warum bist du dann nicht auf sie zugegangen und hast gesagt: verzeihet mir, ich hab' Euch nicht gemeint?“

„Ich hab' eben keine Lust dazu gehabt.“

„Und der Zorn hat ihr natürlich böse Worte eingegeben auf dich. Aber was hast du darauf gethan? Du hast es dem Inspektor gesagt: er solle ihr eine Prise geben, du wolltest doch auch einmal sehen, wie so eine Vogelscheuche niest, und hast noch gelacht dazu."

„Jetzt hab' ich's genug!" erwiderte das Mädchen. „Ich lache, wo ich will und wann ich will und über wen ich will. Geh mir aus dem Weg, sonst muß ich da die Aehren niedertreten."

Jörg stellte sich an die Seite und Benigna ging an ihm vorüber.

Er schaute nieder auf den Boden; plötzlich, als ob er gerufen worden wäre, blickte er auf. Benigna ging ihres Weges fort durch das Kornfeld. Er ging ihr nach, bis er aus den hohen Aehren heraustrat, wo der Weg abbiegt, am Feldrain bei der hohen Haselstaude, blieb er stehen; hier hatten sie sich zum Erstenmal ihre Liebe bekannt. Er glaubte, sie müsse sich noch einmal umwenden und ihm zurufen: Sei mir nicht bös!

Aber sie ging davon und schaute nicht um, und er meinte ihr Antlitz zu sehen, wie sie lächelt und dabei denkt: ich weiß, daß du mir nachschaust und mir nachrennen möchtest, denn ich bin die schöne Benigna.

Und ja, schön war sie, es kann nicht genug gesagt werden, wie schön sie war; und sie wußte es auch, denn die Menschen konnten sich nicht enthalten, es ihr immer zu sagen; wenn sie es nicht mit Worten thaten, so sprachen es ihre Blicke. Die ganze Welt lachte Benigna an, und sie — sie lachte die ganze Welt aus.

Wo sie hin kam, zu Jung und Alt, zu Reich und Arm, ging eine Freude auf, sie hatte nichts zu thun, als zu erscheinen, um Jedem was Gutes zu geben; denn was gibt es Erquicklicheres, als den Anblick eines kräftig schönen Menschenbildes?

„Es ist, als wenn man an ihrem Gesicht riechen könnte wie an einer Rose," hatte der alte Lammwirth, der zu Ostern verstorben war, noch gesagt.

Benigna zeigte sich aber wenig; sie war fleißig bei ihrer Arbeit. Sie war eine Weißstickerin. Die in der angrenzenden Schweiz und auch schon im Lande befindlichen Fabriken geben die vorgezeichneten Muster von Vorhängen, Taschentüchern u. dgl. in die Dörfer, und

die Arbeit, welche Benigna ausführte, hatte noch immer etwas, das mehr war, als die vorgezeichneten Muster angaben; etwas von ihrer eigenen Schönheit schien auf die Arbeiten überzugehen.

Benigna, die die Eltern schon längst verloren hatte, lebte bei



einer älteren Base und hatte ein selbständiges Wesen und eine so natürliche Herrschaft, daß ihr Alles huldigte und unterthan war; Widerspruch erfuhr sie nie. Man hatte ihr oft zugeredet, nach der Stadt zu gehen, sie werde dort ihr Glück machen, aber sie hatte keine Lust dazu; die Schönste in dem kleinen Dorf zu sein, bei einem Tanze, bei einer Schlittenfahrt unbestritten als Königin zu erscheinen,

war ihr vollauf genug. Dazu hatte sich seit der letzten Kirchweih im Herbst ein entschiedenes Liebesverhältniß zwischen ihr und dem Hammerschmied Jörg gebildet, der auch der Einzige war, welcher eigentlich zu ihr paßte, an Gestalt und männlicher Schönheit wenigstens.

Jörg war der einzige Sohn einer alten Wittwe, die verwachsen und gebrechlich, dennoch keine Arbeit scheute; sie that Handlangerdienste auf der Hammerschmiede, und die ohnedies nicht anmuthende Gestalt, dazu noch mit Lumpen bedeckt und von Kohlenstaub geschwärzt, hatte Benigna zu jener Neckerei gereizt, die wir eben vernommen.

Sie dachte keinen Augenblick daran, daß man eine Kränkung nachtragen könne, hielt sie ja selbst keine Schmeichelei fest, schlug Alles in den Wind und freute sich der Stunde. Die Mutter Jörgs war aber schon bei Beginn dem Verhältniß abhold gewesen. Stundenlang konnte sie ihrem Sohne vorjammern, daß er sich das größte Elend auflade, wenn er sich eine so überaus schöne Frau nähme, und noch dazu eine, der man täglich siebenzigmal sagen solle, wie schön sie sei; er werde es erfahren: wenn er mit seiner Frau einst irgend wohin komme, werde er nicht aus Aerger und Mißtrauen herauskommen, denn es werde ihn immer verdrießen, wenn Alles mit ihr schön thue; jetzt sei sie freilich noch brav, man könne ihr nichts Anderes nachsagen, als sie halte die ganze Welt zum Narren; wer könne aber dafür stehen, was noch Böses daraus würde?

Natürlich achtete Jörg nicht auf diese Griesgrämlichkeiten, obwohl er seine Mutter sonst immer hoch in Ehren hielt.

Nun aber war geradezu eine Kränkung der Mutter eingetreten, und jetzt bat sie ihn mit aufgehobenen Händen, nicht um ihretwillen — obgleich sie auch dazu das volle Recht habe — sondern um seinetwillen Benigna aufzugeben.

„Ein Wesen, welches das Alter nicht achtet, wird auch den Mann nicht achten,“ schärfte sie ihm wiederholt ein, „denk' nur, du thust einmal was, was ihr nicht ansteht, oder du wirst einmal krank, dann läßt sie gleich ganz von dir und kümmert sich nicht um dich.“

Jörg suchte seine Mutter zu beruhigen; es gelang ihm nicht.

Am Abend blieb er länger als sonst zu Hause; er dachte immer, Benigna wird kommen und seiner Mutter ein gut Wort

sagen. Er nahm sich fest vor, nicht zu ihr zu gehen, sie nicht eher anzusehen, als bis sie von selbst um Verzeihung gebeten hatte; es ist ihre Schuldigkeit.

Als er aber immer länger vergebens wartete, überlegte er, daß sie vielleicht nicht allein kommen wolle, sie wartet, daß er sie zur Mutter her begleite. Die alte Brigitta merkte wohl, was mit ihrem Sohne vorging, und suchte ihn zu bestärken, daß er sich nur einmal ein paar Tage überwinde, dann werde er die Sache los sein.

Jörg stand am Gartenzaun und leise summte er das Lied vor sich hin:

„Im Sommer, im Sommer, im Sommer,
Das ist die schönste Zeit,
Da blühen die Rosen im Garten,
Soldaten marschiren zum Streit!"

Als jetzt die Mutter nach dem Hause ging, rannte er davon, als hätte er das Beste versäumt und müßte es schnell einholen. Er kam zu Benigna; sie lächelte ihm zu. Sie hatte gewußt, daß er keinen Tag von ihr lassen kann, und als er nun von der Kränkung der Mutter anfing, bat sie, die altbackene dumme Geschichte zu lassen, und wußte ihn so zu bezaubern, daß er wieder ganz glückselig war.

Die Mutter ging viele Tage traurig umher und sprach kein Wort. Jörg drang mit aller Kraft in Benigna, nur ein einzig Mal zu seiner Mutter zu gehen und sie mit ein paar Worten um Verzeihung zu bitten; aber Benigna betheuerte, das thue sie nie.

„Aber wenn ich nun von dir lasse?"

„Das thust du eben so wenig, als ich um Verzeihung bitte."

Und sie hatte Recht.

Jörg konnte aber den stillverborgenen Groll seiner Mutter nicht ertragen, und er zwang sich zu einer Lüge, die er für erlaubt hielt. Eines Tages berichtete er seiner Mutter, Benigna bitte sie tausendmal um Verzeihung, sie könne nur nicht zu ihr gehen, sie habe einmal die absonderliche Art; die Mutter solle doch einmal zu ihr, und sie werde sehen, wie gut die Benigna sei. Zu Benigna sagte er, wie gut seine Mutter gegen sie dächte.

Benigna nickte.

Die alte Brigitta kam und sagte zu Benigna, die am Stickrahmen saß:

„Ich verzeih' dir, und verzeih' du mir auch, daß ich dir gewünscht habe, du sollst auch einmal so verspottet werden, wie du mich verspottet hast! Es soll beides nicht gesagt sein."

„Ja, ja, es soll gut sein," erwiderte Benigna und biß auf einen Faden, um ihn einzufädeln; als Brigitta ihr die Hand darbot, stickte sie schnell weiter.

„Du bist schön, das muß Jeder bekennen," sagte Brigitta. „Darf ich dir was sagen?"

„Warum nicht?"

„Schau, ich bin nie schön gewesen, ich kann mir aber doch denken, wie das ist."

„So? Und wie ist's denn?"

„Eine Freude muß es sein, eine große. Aber wenn du immer dran denkst, da mein' ich, kann dir's nicht gut gehen; du meinst dann immer, man muß dir was Besonderes dafür thun, weil du schön bist."

Noch viel Herzbewegendes sprach die Alte zu Benigna, und diese schloß endlich:

„Ja, ja, werd' mir's merken."

Als aber Brigitta fort war, stellte sie sich vor ihren Spiegel — sie hatte sich einen ziemlich großen angeschafft — und schaute lächelnd hinein, grüßte sich und war überaus glücklich mit sich selber.

Der Herbst kam heran, Jörg und Benigna wurden in der Kirche aufgeboten. Als man beim Ausgang aus der Kirche der alten Brigitta Glück wünschte, dankte sie stumm, und doch hatte sie nur eine Ahnung davon, konnte aber nicht genau wissen, daß Benigna darauf bestanden hatte, Jörg müsse seine Mutter zu ihrer Schwester geben, die einige Stunden entfernt auf einem kleinen Weiler wohnte; aber Jörg hatte mit beweglichen Worten auseinandergesetzt, daß er das nie thue, er verlasse seine Mutter nicht, bis sie der Tod von ihm nehme, und zur Base könne er sie nicht geben, denn dort sei ein so unordentliches Haus, daß die Mutter verkomme. Benigna willigte endlich ein, aber mit schelmischem Tone sagte sie:

„Weißt du, warum ich einwillige?"

„Weil du mich gern und auch ein gutes Herz hast.“

„Ich hab' dich gern, aber ich kann's nicht leiden, wenn die Menschen immer von ihren guten Herzen reden. Ich willige ein, weil du zum Erstenmal so gescheit bist, nicht zu drohen, daß du mich verlässest; denn das kannst du doch nicht.“

Die Hochzeit wurde gehalten, und ein schöneres Paar stand noch nicht am Altar der Dorfkirche als Jörg und Benigna. Alles war voll Freude, nur Mutter Brigitta verwand ihre traurige Stimmung nicht; beim Hochzeitsmahl genoß sie keinen Bissen; später, als getanzt wurde, saß sie in einer Ecke und aß ein Stück Brod, das sie aus der Tasche holte.

II.

Jörg hatte nun die schönste Frau im Umkreis, und war er früher einer der besten und fröhlichsten Arbeiter in der Hammerschmiede, so schien jetzt noch eine neue Kraft in ihm. Wenn er dastand mit nacktem Arme, den schweren Hammer schwingend, und hinter ihm, vom Blasbalg entfacht, das große Feuer aufloderte, er das glühende Eisen herausnahm und es wieder und wieder auf dem Ambos hämmerte und mit den Genossen zum Takte sang, während sie die mächtigen Hämmer schwangen, — es war eine Freude, vor Allen den Jörg zu sehen.

Im Hause aber war ein unwirscher Ton.

Die Mutter klagte dem Sohn, daß Benigna sich gar nie für Etwas, was sie thue, bedanke, und sie arbeite doch wie eine Magd, ja wie zwei Mägde; Benigna aber ließe sich bedienen, als müsse das so sein. Jörg tröstete: Benigna sei eine Stickerin, die sich nicht im Hausgeschäft umthun könne, sonst sei sie ja ungeschickt zur feineren Arbeit; aber die Mutter behauptete, Benigna könne doch einmal sagen: es ist recht so, Mutter! oder: das habt Ihr gut gemacht! Ja, sie betheuerte, daß Benigna noch immer einen Abscheu vor ihr habe.

„Ich fürcht', ich fürcht',“ klagte die Mutter, „deine Frau wird nicht gut und lind, bis einmal ein groß Unglück über sie kommt, und ein Unglück, das über sie kommt, kommt doch auch über dich.“

Benigna dagegen hatte stets über die Mutter zu klagen, und Jörg hatte vielen schweren Kummer. Er ehrte seine Mutter und liebte seine Frau über alle Maßen. Eine Herbheit in Benigna trat



aber jetzt immer schärfer hervor, und vor Allem kränkte es Jörg, wenn man über Land ging zu einem Besuch, zu einer Lustbarkeit, zu einem Fest der Liedertafel, die die Hammerschmiede unter sich er=

richtet hatten, daß da Benigna durchaus nicht duldete, daß die Mutter mitginge, und wo sie sich vor einem Menschen zeigte, ließ sie sich Huldigungen nicht nur gefallen, sondern sie stellte es sogar darauf an, daß man sie ihr darbringen mußte.

Wenn Jörg sie darüber zur Rede stellte, sagte sie, das sei seine Mutter, die ihn dazu aufreize, und wenn sie dann über seine Hartherzigkeit weinte, war er untröstlich und bat sie um Verzeihung, damit sie nur wieder gut und heiter sei.

So verging ein Jahr. Die Mutter klagte und Benigna klagte, und Jörg tröstete sich und sie, daß Alles besser werde, wenn einmal ein Kind im Hause sei.

Zum Erstenmal erschrak Jörg vor seiner Frau, als sie sagte, sie wünsche sich gar kein Kind; man bleibe schöner, wenn man gar kein Kind habe. Tagelang ging Jörg wie verloren umher und in der Hammerschmiede kam sein Schlag immer zu spät oder zu früh beim Taktschlag der Genossen.

Die Mutter, die seine Verdrossenheit sah — Benigna kümmerte sich nichts darum — sagte ihm, daß sie versuchen wolle, zu ihrer Schwester zu ziehen, aber er solle seiner Frau nichts sagen, daß sie fort wolle, denn wenn sie dann wieder käme, müsse sie neu unterthänig sein, habe es um so schlimmer; Jörg versprach's, und in den Tagen, da die Mutter abwesend war, herrschte Lachen und Heiterkeit in dem Häuschen Jörgs; die ganze Fülle ihrer Zaubermacht übte Benigna an ihrem Mann, und er erschrak nur einmal, als sie sagte:

„So könnten wir immer leben, wenn deine Mutter nicht mehr da wäre.“

„Du meinst, nicht mehr im Haus, aber bei ihrer Schwester?“

„Freilich, freilich,“ sagte Benigna schnell und machte eine erzwungene freundliche Miene.

Zum Erstenmal erschien Jörg das schöne Antlitz seiner Frau verzerrt, dennoch — er konnte sich nicht Rechenschaft geben, warum, aber er that's — verrieth er seiner Frau die Absicht seiner Mutter, nicht mehr wiederzukehren, und jetzt trat ein Frohlocken in ihr Antlitz, daß er die Tasse Kaffee, die sie ihm eingeschenkt hatte, nicht an den Mund führen konnte, als hätte ihr böser Blick das Getränk ver-

giftet. Er bezwang sich aber, und während sie noch beim Frühstück saßen, kam die Mutter.

Jörg empfing sie herzlich, und er war doppelt innig, da er sich der Schuld bewußt war, sie verrathen zu haben. Er winkte seiner Frau, sich nichts merken zu lassen, und ging nach der Hammerschmiede.

Als Benigna mit der Mutter allein war und diese eben den Kaffee trinken wollte, sagte Benigna: „Schwiegermutter, Eure Ziege nehmt Ihr auch gleich mit.“

„Meine Ziege? Warum?“

„Ihr thut ganz gescheit, daß Ihr Eure zurückgelassenen Sachen holt und künftig bei Eurer Schwester wohnt.“

Mutter Brigitta sah sie groß an und setzte die Tasse wieder ab, verließ die Stube und ging nach ihrer Kammer; erst am Mittag sah Benigna nach ihr; sie fand sie auf ihrem Bette, weinend und händeringend. Benigna gab ihr nicht viel gute Worte und sagte nur, sie müsse zum Essen in die Stube, sie schicke ihr nichts herauf. Als Benigna mit dem kleinen Mädchen, das sie zu Handlangerdiensten ins Haus genommen hatte, am Tische saß, sah sie die Mutter, mit der Ziege am Seil, schwankenden Schrittes das Haus verlassen.

„Soll ich sie nicht rufen?“ fragte das kleine Mädchen.

„Nein, sie kommt schon von selber wieder.“

Die Mutter wollte hinab nach der Hammerschmiede, ihrem Sohne zu klagen, was er ihr angethan, daß er sie bei seiner Frau verrathen; aber am Berge setzte sie sich nieder und sprach in die Ziege hinein, wie sie zu beneiden sei, weil sie keine Schwiegertochter habe; dann aber bat sie Gott, daß er sie hier möge sterben lassen, ehe sie ihrem Sohne eine böse Ehe mache.

Sie wartete, bis Jörg kam, und von ihm geführt ging sie wieder ins Haus, aß mit am Tische und that, als ob nichts geschehen wäre.

Wochen und Monate vergingen. Im Hause Jörgs war es still, nur manchmal sagte er zu seiner Frau, es scheine ihm, daß die Mutter immer mehr von Kräften käme; Benigna zuckte die Achseln.

„Ich fürchte, daß sie bald stirbt,“ sagte Jörg.

„Es ist in der Regel so, daß alte Leute sterben," erwiderte Benigna trocken.

„Weib!" fuhr Jörg auf, „sei doch nicht so gottlos!"

„Ich bin gar nicht gottlos, ich wünsche mir nur, daß ich sterbe, bevor ich alt und verhutzelt bin; so in der Welt herumlaufen, und man hat selbst keine Freude mehr, und die Menschen haben auch keine Freude, wenn sie Einen sehen, da ist's besser, man ist gar nicht da!"



„Ich nehme dir solche Reden nicht übel, du hast deine Mutter nicht gekannt," erwiderte Jörg.

„Du solltest dich an meinen Stickrahmen setzen und ich sollt' ein Hammerschmied sein; ich glaub', du bist ein Schneider und nicht ein Hammerschmied," so schloß Benigna.

Mutter Brigitta konnte sich endlich nicht mehr aufrecht erhalten und sank aufs Krankenlager. Eines Tages rief sie Jörg zu sich und sagte, er solle ihr ehrlich sagen, ob Benigna ihn damals wirklich beauftragt habe, sie um Verzeihung zu bitten; er gestand, daß

es nicht geschehen sei. Dann ist's gut," sagte die Mutter, „dann ist Alles gerecht." Weiter ließ sie sich zu keinem Worte bringen.

Jörg sagte seiner Frau, daß die Kränkung von damals noch seiner Mutter auf dem Herzen laste, sie solle das damals Versäumte jetzt nachholen. Aber Benigna lachte ihn aus, daß er jetzt noch mit solchen alten Geschichten käme; mit ihrem ganzen Uebermuthe suchte sie ihn dahin zu bringen, daß er sich den Lauf der Natur nicht so zu Herzen nehmen solle; für alte Leute sei es das Beste, wenn sie sterben.

Jörg sagte ihr, daß wenn sie so bleibe, sie ihn dahin bringe, daß er von ihr weg und in die weite Welt ginge. Benigna lachte ihn aus und sagte:

„Und wenn du bis an den Haselberg gekommen, kehrst du wieder um. Du kannst nie von mir fort."

Jörg ließ die Schwester seiner Mutter kommen, und der Sohn und die Schwester waren dabei, als sie starb; sie sprach kaum mehr ein Wort in den letzten Tagen und Jörg drückte ihr die Augen zu.

Er kam in die Stube zu seiner Frau und sagte ihr, daß das Letzte eingetreten sei. Sie wendete sich ab und schaute durch das Fenster. Dann wendete sie sich zu ihm, fuhr ihm mit der zarten Hand über das Gesicht und sagte:

„Du bist in den letzten Tagen um zehn Jahre gealtert. Halt' dich doch aufrecht. Ich hab' keinen so alten Mann."

In der Erinnerung Jörgs erwachte ein Wort, das ihm einst die Mutter gesagt: Würde diese Frau, die jetzt in dieser Stunde an Solches denkt, ihn lieben und pflegen, wenn er alt und gebrechlich würde? Er drückte den bösen Gedanken nieder und sagte:

„Jetzt thue mir nur Eines, du hast ihr das, was du im Uebermuth gethan, nicht von der Seele nehmen können, so lange sie gelebt hat, jetzt thu' mir die Liebe, geh' hinauf und bitt' es der Todten ab und sieh ihr ins Gesicht, das ist so engelsmild."

„Ich geh' nicht hinauf, ich will keinen Todten sehen, ich kann keinen Todten sehen; es soll mich auch kein Mensch mehr ansehen, wenn ich todt bin."

Jörg mochte drängen und beschwören so viel er wollte, Benigna betrat die Todtenkammer nicht. Die ganze Nacht saß Jörg

bei der Leiche seiner Mutter, und bis zum Wahnsinn verfolgte ihn der Gedanke, daß er nur noch warten wolle, bis die Mutter begraben sei, dann wolle er seine Frau verlassen, und bei dem Gedanken, daß er sie verließ, trat ihm immer wieder ihre ganze Schönheit vor die Seele und wie sie ihn so glückselig gemacht und immer wieder machen kann.

Die Glocken läuteten, Mutter Brigitta wurde zu Grabe getragen. Jörg stand mit den Verwandten in der Stube, Benigna hatte die schwarze Florhaube aufgesetzt und jetzt — er wußte selbst nicht, warum sich sein Blick wendete — sah er, wie Benigna in den Spiegel schaute, und es schien, daß sie mit zufriedener Miene sich zunickte, denn die Trauerkleidung stand ihr gut. Seine Fäuste ballten sich und es war ihm, als müßte er zwei Menschen zertrümmern, dort das Spiegelbild und hier das lebendige, und zwischen hinein krampfte es ihm wieder das Herz zusammen, daß er in solcher Minute solche Gedanken habe, und er hat gewiß falsch gesehen, wie kann ein Mensch in solcher Stunde an seine Schönheit denken? Da hörte er, wie Benigna zu ihrer Base sagte: „Steck' mir da oben noch eine Stecknadel, daß mir der Flor nicht so ganz die Stirne zudeckt." Alles krampfte sich in Jörg zusammen und er fiel stöhnend zu Boden. Man richtete ihn auf und zwei Männer mußten ihn führen, daß er dem Sarge seiner Mutter folgen konnte.

Als ihm Benigna zuredete: „Jörg, wie siehst du aus? Sei ein Mann, fasse dich," da war's ihm, als schlügen plötzlich alle Hämmer aus der Schmiede ihm auf den Kopf, so gellend und hart klang ihm jetzt diese Stimme. Er ging hinter der Leiche seiner Mutter und vor ihm tanzte in der Luft das schöne Antlitz seiner Frau, das ist ihm ein ewiges Gespenst, ihre Schönheit ist ihm verhaßt, und er wird sich nie mehr ihrer erfreuen. — Er nahm sich vor, seine Gedanken nur auf den Tod seiner Mutter zu heften, aber hinein in die Gedanken sprang immer wieder das schöne Luftgebilde, und er sah es doppelt, er sah es im Spiegel, er sah es lebendig.

Man kehrte vom Begräbniß heim. Jörg saß mit seiner Frau, der Schwester und anderen Verwandten am Tische und aß, aber mit keinem Blick wendete er sich nach seiner Frau, und er erzitterte im Herzen, so oft er ihre Stimme hörte.

Die Nacht brach herein, er ging in die Kammer seiner Mutter

und dort saß er auf ihrem Bette und hielt das Gesicht in beiden Händen. Benigna kam mit einem Lichte zu ihm.



„Mach' das Licht aus!" schrie er ihr entgegen.

„Warum?"

„Ich will dich nicht sehen! Ich kann dich nicht sehen! Mach' das Licht aus!"

„Sei doch nicht so närrisch," suchte Benigna zu trösten. „Du wirst sehen, wie frei und heiter wir jetzt wieder leben, wir Zwei allein."

„Wir Zwei allein? Mit dir allein? Die Todte steht zwischen uns," schrie Jörg, ging auf sie zu, riß ihr das Licht aus der Hand und warf es auf den Boden, daß es erlosch. „Du hältst an nichts und ich auch nicht mehr," rief er im Finstern.

„Ich glaub', du bist verrückt," entgegnete Benigna.

„Ich könnt' es werden; also auch der Tod meiner Mutter hat dich nicht geändert? Ich habe mir freilich auch viel vorzuwerfen, ich hab' ihr oftmals Unrecht gegeben. Also dich ändert nichts?"

„Ich wüßte nicht, was ich an mir ändern sollte, ich gefalle mir so, wie ich bin, und habe dir auch so gefallen und allen Leuten."

„Gut, bleib' dabei, aber so viel Verstand hab' ich noch, daß ich weiß, mit dir kann ich nicht mehr leben, fort von dir muß ich, und du kannst dir allein deine Schönheit im Spiegel angucken und kannst dir von anderen Leuten sagen lassen, wie schön du bist; vor meinen Augen bist du ein Drache. Ich gehe fort von dir."

„Du fort von mir? Du weißt wohl eine Schönere in der Welt draußen?"

„Schön! Schön! Ist denn schön sein Alles?"

„Reich ist auch schön, aber das bin ich leider nicht. Geh', komm', sei gescheit, komm' mit in die Stube."

„Nie mehr mit dir. In die weite Welt geh' ich."

„So sag' ich dir Ade und wünsch' dir glückliche Reise."

Mit diesen Worten verließ Benigna die Kammer und ging in die Stube. Nach einer Weile sah sie ihren Mann mit einem Stocke in der Hand das Haus verlassen; er stand, wo der Fußweg in die Straße einmündete, eine Weile still. Sie wollte ihm noch einmal zurufen, aber sie sagte sich, daß sie genug gethan habe und sich ihr ganzes Ansehen vergebe, wenn sie noch nachgiebiger sei. Der Zaudernde hörte das Fenster aufmachen, er sah einen breiten Lichtstrahl aus dem Fenster vor sich auf die Straße fallen, er schritt über den Lichtstrahl weg, hinein in die schwarze Nacht.

Benigna saß allein und sprach in das Licht hinein: „Er kommt bald wieder, wenn er sich in der freien Luft ein bischen die Flausen ausgelaufen hat."

Stunde um Stunde verging; Jörg kam nicht zurück. Plötzlich ward es ihr ängstlich in dem Haus, aus dem man heute die Leiche hinausgetragen und das nun der Mann verlassen hatte. Sie ging zu ihrer Base, wo sie ehedem gewohnt, aber als sie dahin kam,



sah sie, daß kein Licht mehr brannte; sie kehrte um und dachte: es ist besser, sie verräth es nicht, und Niemand weiß, daß die schöne Benigna nur eine Stunde von ihrem Manne verlassen wurde. Mitten auf ihrem Weg ging es ihr auf, wie sehr er sie geliebt und noch liebe. Wie kann er je von ihr lassen?

Sie eilte ins Haus zurück, er ist gewiß schon zurück und ist in Sorge wegen ihrer Abwesenheit. Sie kam heim, es war Niemand da. Sie wollte nicht zu Bette gehen, sie wollte warten, bis er kommt. Aber droben war das Oel verschüttet, hier nur noch ein wenig, und das Licht verlosch vor ihren dreinstarrenden Augen und sie saß in der dunkeln Nacht, bis der Tag erwachte. Der Tag kam, aber Jörg nicht.

Sie sah in den Spiegel und verwunderte sich über das fremde verwahrloste Gesicht, das sich ihr zeigte; mit frischem Muthe wusch und putzte sie sich nun und setzte sich an die Arbeit. Aber über dem Stickrahmen schlief sie ein, erst von dem Besuch ihrer Base wurde sie geweckt. Auch ein Nebengesell Jörgs kam und fragte, ob dieser noch länger feiern wolle, es sei jetzt drängende Arbeit. Benigna antwortete, ihr Mann sei in Familienangelegenheiten verreist; er käme heut Abend oder morgen früh wieder.

Der Abend kam, der Morgen kam, von Jörg zeigte sich keine Spur. Es vergingen Wochen, es vergingen Monate. Benigna zeigte sich nicht im Dorfe. Sie arbeitete am Tage und in der Nacht weinte sie, weinte unaufhörlich.

Im Dorfe ging allerlei Gerede, warum Jörg verschollen. Als aber Jahr um Jahr verfloß, dachte man seiner kaum, und Benigna war fast nicht mehr zu erkennen, so verfallen sah sie aus. Sie, die Schöne, einst viel Bewunderte, wurde jetzt kaum mehr angesehen. Es wurde viel gesprochen und übertrieben von den Mißhandlungen, die sie der Mutter Jörgs angethan, und erst als es hieß, Benigna werde erblinden, wendete sich ihr wieder Mitleid zu.

Benigna erblindete, und die Base verwendete ihre jammervolle Erscheinung, die nun gebeugt und abgehärmt war, zu einem ausgiebigen Bettel. — Sie führte sie weit in der Gegend in den Dörfern umher und stellte sie als eine mitleidswerthe, vom Manne verlassene Frau dar, die einst so schön gewesen und nun so unglücklich und hülflos war.

Benigna hörte dies immer geduldig an und sprach kein Wort.

So war ein Jahrzehnt und mehr vergangen. Die Base starb, und Benigna war nun doppelt verlassen.

III.

Es war im tiefen Winter. Der Schnee knarrte unter den Füßen der Männer, die nach dem Rathhaus des Dorfes gingen. Die Gruppe, die auf der Straße dahinwandelte, vergrößerte sich immer mehr und mehr und man hörte die Leute unter einander reden:

„Ein schöner Spaß ist's!"

„Mag schon sein, aber mir gefällt er nicht."

„Eine verlassene blinde Frau öffentlich versteigern."

„Sie liegt der Gemeinde zur Last."

„Und wir haben noch genug zu schleppen."

So ging es hin und her.

Das Dorf gehörte zu den ärmeren, es hatte nur wenig Ackerland und dies war zum hauptsächlichsten Theil im Besitz dreier Großbauern. Die Einwohner bestanden der Mehrzahl nach aus Steinmetzen, Kohlenbrennern und Hammerschmieden. Man hörte vom Thal herauf das große Werk pochen und hämmern und eine breite Rauchsäule stieg an den beschneiten Felsenbergen hinan zum klaren Himmel auf.

Ein Mann in verwahrlostem Anzuge, hinter welchem drein man die keifende Stimme einer Frau hörte, kam von einem einsam unweit der Straße an der Berglehne stehenden Häuschen zu der Gruppe der Wandelnden.

„Korbhans, willst du die Benigna ins Haus nehmen?" wurde er gefragt.

„Ich möchte schon, aber meine Frau will nicht."

Während er noch sprach, kam ihm ein Mädchen von etwa sieben Jahren nachgerannt und rief:

„Vetter, die Base zündet das Haus an, wenn Ihr die Benigna heimbringt!"

„Jetzt mußt du's gerade thun," hetzten die anderen Männer, „du mußt ihr den Meister zeigen."

Korbhans ging etwas zaghaft mit den Anderen. Sie kamen auf das Rathhaus. Hier waren schon viele Männer, die noch, bis die Verhandlung anfing, ihre Pfeifen auf dem Flur ausrauchten.

Endlich kam der Gemeindediener und berief die Versammelten in die große Rathsstube. Der Gemeinderath saß am Tische und nicht weit davon in einer Ecke, in sich zusammengekauert, saß eine Frauen-



gestalt, mit allerlei Tüchern umhüllt, die da und dort in Fetzen herabhingen; sie stützte das Kinn auf beide Fäuste, die einen Krückstock umklammerten.

„So fangen wir in Gottes Namen an," begann der Bürgermeister. „Da sitzt die Benigna. Die Gemeinde ist arm, und wer zu dem, was die Gemeinde für ihren Unterhalt bezahlt, nicht das Beste dazu thun kann, daß er sich einen Gotteslohn daraus macht, eine verlassene Wittwe" — die zusammengekauerte Gestalt stöhnte auf — „mit Gutheit zu pflegen, der soll sie nicht zu sich nehmen; und besonders wär's gut gewesen, wenn eure Frauen mitgekommen wären, denn darauf kommt's hauptsächlich an, wie die Frau gegen sie ist."

Es wurde nun eine Summe genannt, welche die Gemeinde für den jährlichen Unterhalt der Blinden bezahlen wollte, aber Niemand redete ein Wort, da die Frage gestellt wurde, wer sie um ein Geringeres nähme; denn Jeder, der auf die Sache eingehen wollte, zog natürlich den höheren Lohn vor.

„Um das, was angesetzt ist, nehm' ich sie," rief der Korbhans.

„Ich auch" — „ich auch," hieß es von anderen Seiten.

„Wer hat da zuerst gesprochen?" fragte die Blinde ein ihr nahe stehendes Mädchen, es war die Tochter des Schulmeisters.

„Der Korbhans," erwiderte das Mädchen. „Um Gottes willen, wenn Ihr nur nicht zu dem kommt; seine Frau ist ja ärger als ein feuriger Drache."

Der Blinden entfiel ihr Krückstock, das Mädchen hob ihn auf und gab ihr denselben wieder. Nun war schnelles Hin- und Herbieten, die Schulmeisterstochter hatte nicht Zeit, der Blinden jedesmal zu sagen, wer jetzt geboten hatte.

Endlich blieb es nur noch bei Einer Stimme, und der Gemeindediener rief:

„Zum Ersten-, zum Zweiten-," — er machte eine Pause — „zum Drittenmal!" rief er und schlug mit dem Hammer auf den Tisch.

„Wer hat mich?" fragte die Alte.

„Der Korbhans," erhielt sie zur Antwort.

„Komm her, Hans, gib mir deine Hand; ich habe deine Mutter gut gekannt und auch die Mutter von deiner Frau."

Die Gemeinderäthe alle erstaunten, da die Benigna plötzlich sprach. Ein Großbauer mit einer mächtigen Nase glaubte auch Etwas sagen zu müssen, und ermahnte:

„Ja, Benigna, komm' uns nur nicht mit Klagen! Jetzt bist du

einmal versorgt und jetzt hab' Geduld, die Gemeinde thut mehr als sie kann. Und sei dankbar!" schloß er und streckte seine Nase den anderen Gemeinderäthen zu, die sollten bezeugen, wie er zu reden verstehe.

„Jetzt kommt mit," sagte Hans. „Wo habt Ihr Euer Bett?"



„Beim Schulmeister," antwortete Benigna, „und auch eine kleine Truhe."

Das Mädchen geleitete die Alte noch eine Strecke Wegs, aber als man an die Berglehne kam, wo die Dorfkinder in Schlitten den Berg herabfuhren, konnte Benigna auf dem Glatteis nicht weiter kommen.

„Nehmet mich um den Hals," sagte Hans und bückte sich nieder, „so trag' ich Euch auf dem Rücken den Berg hinauf."

Er trug Benigna auf dem Rücken hinauf in sein Haus. Die

Kinder jubelten über den lächerlichen Aufzug, aber die Schulmeisterstochter sagte ihnen, daß da nichts zu lachen sei. „Es ist brav vom Korbhans," hieß es.

Unterwegs sagte er zu Benigna:

„Meine Frau zankt ein bischen gern, kümmert Euch nichts drum; wenn sie genug gezankt hat, hört sie schon von selber auf. Und was Ihr habt, sagt Ihr nur mir; ich will schon für Euch sorgen bis an Euer Ende."

Korbhans hatte die Ueberzeugung, die Viele im Dorfe theilten, daß Benigna irgendwo einen geheimen Schatz verborgen habe; es war nicht lauter Gutheit, warum er zu Benigna so wohlwollend war, er hoffte durch Zutraulichkeit ihr das abzulocken. —

„Ja, ja," sagte die Alte auf seinem Rücken, „ich werde dir schon Alles mit Gutem vergelten."

Hans lächelte vor sich hin, das heißt doch so viel als: sie hat einen Schatz.

Er trug Benigna in seine Stube. Niemand war da als das kleine Kind, das gröhlend ausrief:

„Pfui Teufel! Jetzt kriegen wir auch noch die alte Hexe."

Hans setzte Benigna auf die Bank, die Krücke entfiel ihr, das kleine Kind nahm sie schnell auf und rief:

„Die leg' ich ins Feuer, dann kannst du nicht vom Platz und kannst mir auch nichts anthun, du wüste Hexe."

Das Kind lief nach der Küche und warf die Krücke ins offene Herdfeuer, aber Hans rettete sie noch schnell.

Die Frau stand am Herd und sagte:

„Du kannst für sie sorgen, ich hab' sie nicht gewollt."

„Du wirst schon gut gegen sie sein. Geh' wenigstens hinein und sag' ihr, daß du bös sein willst."

„Du meinst, das kann ich nicht?"

Sie ging in die Stube und sagte: Man wisse von alten Zeiten her, was Benigna verstehe; sie hätte gewiß Hans durch Allerlei verleitet, aber sie sei nicht der Narr, noch eine verdorbene alte Blinde zu pflegen. Zuletzt fragte sie Benigna, warum sie sich noch nicht umgebracht habe.

„Weil ich noch leben muß, um besser zu werden, wie du auch!"

Die Frau verließ die Stube und Benigna saß allein. Sie hörte nichts als ein Poltern mit der Ofengabel im großen Kachelofen; die Frau schien an dem Ofen ihren Unmuth auslassen zu wollen und draußen in der Küche rief es:

„Alle Kinder verspotten mich, weil ich jetzt die blinde Hex' werde führen müssen. Aber ich thu's nicht, keinen Schritt."

Das Kind kam in die Stube und klagte vor sich hin, daß es sich die Hände beim Schlittenfahren erfroren habe.

„Dann geh' nicht gleich an den Ofen," rief Benigna.

„So, du bist auch da?" rief das Kind. „Du hast's gut, du weißt nicht, wann Nacht ist."

„Ist schon Nacht?" fragte Benigna.

„Ja freilich."

Benigna ließ der Frau durch das Kind sagen, sie könne ihr vielleicht beim Zurichten des Abendbrodes helfen; sie könne Kartoffeln schälen und auch Brod einschneiden. Das Kind ging hinaus und draußen hörte man lachen. Als das Kind wieder herein kam, bat Benigna, es möge ihr sagen, wie der Hausrath in der Stube stehe, damit sie nirgends anstoße. Das Kind erklärte Alles; als aber Benigna jetzt hinausgehen wollte, stellte es ihr einen umgelegten Stuhl in den Weg, daß sie darüber stolperte und niederfiel; es verließ lachend das Zimmer und Benigna tastete sich wieder nach der Bank zurück.

Korbhans hatte Benigna seiner Frau überlassen und war ins Wirthshaus gegangen mit dem tröstlichen Gedanken, daß die Frau schon gut werden müsse, wenn sie sähe, daß die Sache nun einmal nicht zu ändern sei. Erst nach mehreren Stunden kam er und brachte das Bett der Benigna. Es wurde ihr in der Dachkammer gerüstet, wo auch das Kind schlief. Benigna fragte das Kind, ob es auch ein gutes Bett habe. Das Kind war widerwillig und erklärte, daß sie das nichts angehe; aber Benigna tastete an dem dürftigen Bettchen umher und merkte, wie armselig es bestellt war, sie nahm von ihren eigenen Kissen und deckte das Kind damit zu; das Kind ballte die Faust im Zorn gegen die Hexe, ließ sich aber ihre Mildthätigkeit doch gefallen und schlief bald ein."

Das Kind rief einmal im Schlafe: Mutter! Benigna schauderte

zusammen. Sie hatte nie Mutter gerufen und hatte nie so gerufen sein wollen. Sie seufzte in der stillen Nacht und fragte in die winterkalte Luft hinein, wie lange sie noch in Nacht und Elend leben müsse, bis der Tod sie erlöse.



Während Benigna in der Dachkammer wachte, sprach der Korbhans mit seiner Frau und redete ihr zu, Benigna ja recht gut zu behandeln; es sei so viel als sicher, daß sie draußen bei der hohen Haselstaude einen Schatz vergraben haben müsse, sie habe sich von der verstorbenen alten Margreth oft dahin führen lassen, und wenn man sie nun gutmüthig behandle, werde sie ihren Wohlthätern den Schatz bezeichnen und sie reich machen. Die Frau erwiderte, daß

Benigna, wenn sie einen Schatz habe, sich wohl nicht hätte versteigern lassen; aber Hans behauptete, das hätte sie absichtlich gethan, sie sei ja immer eine absonderliche gewesen und er habe es ganz sicher von seiner Schwester, der es die verstorbene Base mitgetheilt, daß Benigna da draußen noch etwas Geheimes habe. Die Frau ließ sich zuletzt etwas bekehren, auch ihr leuchtete ein, daß Benigna einen Schatz habe, sie hatte sich ja früher viel verdient und später viel erbettelt.

IV.

Der Tag erwachte. Die Frau kam und führte Benigna die Treppe herab in die Stube. Benigna nickte, es wird schon besser gehen, die Bosheit hat nicht über Nacht Stand gehalten.

Das Kind aber wollte nicht mit Benigna aus einer Schüssel essen; Hans wollte es dafür strafen, aber Benigna bat, das nicht zu thun, und sagte, sie sei schon satt.

„Iß du nur allein," wendete sie sich zu dem Kinde. „Nicht wahr, Babi heißest du? Ich habe auch ein Schwesterchen gehabt, das so geheißen hat, es ist jung gestorben."

Das Kind war erschreckt von dieser Güte und sah Benigna grimmig an, denn auch in ihm regte sich etwas Besseres, und das Erste in dieser jungen, aber schon verdorbenen Seele war Zorn auf das Bessere, das sich in ihr regte.

Benigna wußte, daß dies ein verlassenes Kind war, das von Jedermann als Ueberlast angesehen wurde; seine Mutter, eine Schwester der Frau des Korbhans, diente in der Hauptstadt.

Benigna verstand gut zu spinnen, und sie spann vom Aufwachen bis zum Schlafengehen. Korbhans und seine Frau nickten zufrieden. Benigna war keine Störung, sie verdiente mit dem Spinnen ihre Nahrung und die Beisteuer der Gemeinde war fast reiner Gewinn.

Diese Uebereinstimmung war seit langer Zeit die erste und einzige zwischen den beiden Eheleuten, denn sonst war immer nur Zank und Hader, es war Noth im Hause, und über der leeren Krippe schlagen sich die Pferde, heißt es im Sprüchwort.

Korbhans, der zumal im Winter wenig zu thun hatte, lag

gern plaudernd da und dort umher, und die Frau glaubte durch Schelten ihn im Haus und zur Arbeit zu halten; aber das bewirkte das gerade Gegentheil. Anfangs scheute man sich nicht vor Benigna des heftigen Streites, als sie aber einmal sagte: „Mein Mann ist in der weiten Welt, vielleicht schon todt. O, wie versündigt ihr euch, daß ihr, so lang ihr noch am Leben und bei einander seid, euch nicht in Güte beisteht!“ — als sie das und noch mehr sagte, trat eine gewisse Scheu vor ihr ein.

Korbhans hatte noch eine Werkbank im Haus, an der er ehedem allerlei hölzernes Geschirr, Rechen, Kochlöffel und Spindeln geschnitzt hatte. Jetzt wurde die Werkbank wieder hergerichtet und er saß daran arbeitend und unterhielt sich dabei oft mit der spinnenden Benigna. Auch die Frau ging jetzt zufriedener aus und ein und brachte sogar Benigna manchmal außer der Zeit eine Tasse Kaffee, der war freilich nur aus gebrannten gelben Rüben bereitet, aber doch ganz angenehm zum Annetzen. Die größte Verwandlung war aber mit dem Kinde vorgegangen. Benigna bat es oft, ihr diesen oder jenen Dienst zu leisten; es that es zuerst widerwillig, dann aber erwachte in der Seele das Vergnügen, einem Andern etwas leisten zu können, das sich allmälig zum Gefühl des freien Wohlthuns steigerte. Babi kam von selbst und bot Benigna an, ihr dies und jenes zu besorgen, sie da- und dorthin zu führen, und ein Gefühl keimte in dem Kinde auf, daß da zum Erstenmal ein Mensch war, der in Güte und Sorgfalt seiner achtete. Benigna hörte dem Kinde seine Schulaufgaben ab, sie verstand besonders gut zu rechnen und hatte auch noch gute alte Sprüche im Kopf und Lieder in Menge.

Der Schulmeister kam und berichtete, daß die kleine Babi allmälig zu den besten Schülerinnen aufsteige.

So ging der Winter herum, so schnell und so gut, wie lange keiner. Im Frühling, als die Weiden von Saft durchflossen waren, lernte Benigna das Handwerk des Korbflechtens; sie begriff es schnell, und mit ihren gewandten Fingern verstand sie bald zierliche Körbchen zu flechten, ja die Stickmuster, die sie noch im Kopfe hatte, halfen ihr zur Verschönerung, die der Waare sehr guten Absatz verschaffte. Die Frau des Korbhans wollte jetzt immer nur das Glück preisen, daß man Benigna im Hause hatte; aber Hans wehrte ab,

man müsse das nicht kundgeben, sonst werde sie den vergrabenen Schatz nicht anzeigen, und je eher man den habe, um so besser. Er und seine Frau spielten oft auf den geheimen Schatz an; Benigna lächelte darüber, und beim Lächeln nahm ihr Gesicht einen seltsamen Ausdruck an. Benigna war aber klug genug, den geheimen Schatz nicht abzuleugnen, denn sie wußte, daß das ihre Herbergsleute noch viel geschmeidiger machte.

Sie hielt das Kind dazu an, in der Ernte fleißig Aehren zu lesen, auch zum Holzsammeln ging sie mit in den Wald. Hans führte sie oft nach dem Haselberge. Er hoffte immer und immer, daß sie ihm die Stelle bezeichne, wo sie den Schatz vergraben, aber sie ging nie darauf ein; er konnte indeß die schwerste Fuhre auf den Karren laden, sie stellte sich hinten an und schob so mächtig, daß der vorn eingespannte Hans nicht zu ziehen hatte.

So wurden im Sommer Aehren und Holz gesammelt, und es war von Allem jetzt eine Fülle im Haus, wie sonst nie. Aber das Beste war doch, daß ein Friede war, den man früher gar nicht gekannt hatte; der nährte und wärmte noch mehr, als das Brod und das Feuer. Die Aehren, die Babi gesammelt hatte, drosch Benigna in der Scheune immer allein aus, und das Kind wurde in seinem Eifer und seiner Sorgfalt immer größer und emsiger. Als die Nachricht kam, daß seine Mutter gestorben sei, tröstete es Benigna tagelang. Endlich sagte sie:

„Du könntest mir eine Liebe thun."

„Was? Soll ich dir wohin gehen?"

„Nein, heiß' mich von heute an Mutter. Willst du?"

„Ja, ja, Mutter!"

Zum Erstenmal küßte Benigna die kleine Babi und von nun an hieß sie Mutter.

So lebte nun Benigna im Hause des Korbhans schon ins siebente Jahr.

V.

Es war im hohen Sommer.

Da kam die Straße herauf ein Mann, groß und stattlich, mit schneeweißem Haar. Er trug in einer sogenannten Kraxe eine schwere Last auf dem Rücken, es waren Sensen. Nicht weit von dem Hause des Korbhans an einer niederen Gartenmauer stellte er die Last ab, legte die Sensen aus und ließ sie erklingen. Sie tönten gut, und der Mann sagte in fremdländischem Dialekt zu Einigen, die in der Mittagshitze vom Felde heimkehrten, das seien echte steierische Sensen; er zeigte das eingegossene Zeichen einer Fabrik in Leoben. Er erhielt zur Antwort, daß, wenn er hier über Nacht bleibe, er heut am Abend oder morgen am Sonntag früh wohl von seiner Waare absetzen könne. Die Leute gingen vorüber, der Mann stand an das Mäuerchen gelehnt und starrte mit dem einen Auge gar seltsam drein; das andere Auge war mit einem schwarzen Lappen verbunden. Da hörte er den einsamen Schlag eines Dreschflegels droben im Haus des Korbhans.

Nichts trauriger, als einen einsamen Drescher zu hören, oder doch noch trauriger ist, einsam zu dreschen; denn der Gleichschlag der Mitarbeitenden bewegt und erleichtert die Arbeit, der einsam Dreschende aber muß sich bei jeder Hebung neu und mit angestrengter Kraft dazu bestimmen.

Ein barfüßiges Mädchen von etwa dreizehn Jahren mit glühendem, braunem Antlitz und hellen Augen kam mit einem Bündel gelesener Aehren die Straße herauf und wollte den Fußsteig abseits nach dem Hause des Korbhans hinaufgehen. Da rief es der Fremde an und fragte:

„Wer drischt da so einsam?"

„Eine verlassene blinde Frau," erwiderte das Mädchen.

„Wie heißt sie?"

„Benigna."

Das Kind ging mit seinem Aehrenbündel den Berg hinan, der Fremde legte seine Sensen zusammen, sie erklangen von selbst, denn seine Hand zitterte. Nachdem er alle Sensen zusammengepackt, ging

er auf den Weg nach dem Häuschen. Jetzt trat Benigna aus der Scheune und fragte in die leere Luft hinein:



„Wer hat mich gerufen?"

Der Fremde stand starr und hielt den Athem an. Da Benigna keine Antwort erhielt, ging sie wieder zurück in die Scheune und

drosch weiter. Der Fremde kehrte um, nahm seine Kraxe auf den Rücken und ging hinein ins Dorf; im Wirthshaus zum Lamm kehrte er ein und fragte, ob er Nachtquartier bekommen könne; er packte aber seine Sensen heute nicht mehr aus, er saß hinter einem Schoppen Bier, aber die Mücken tranken mehr davon als er.

Als es Abend geworden, ging er das Dorf hinaus durch die Felder bis zur Haselhöhe. Dort saß er, bis es Nacht geworden. Er kam ins Dorf zurück und verkaufte dem Lammwirth zwei Sensen und hörte, daß er viel abgesetzt hätte, wenn er zum Feierabend dagewesen wäre.

Als es schon Zeit zum Schlafengehen war, wanderte der Mann noch einmal ins Dorf hinaus und draußen beim Häuschen des Korbhans saß er hinter der Hecke an der Wiese und hörte wie Benigna zu Babi sagte:

„Morgen geh' ich nicht mit in die Kirche, ihr müßt aber Alle gehen und mich daheim lassen; morgen muß ich allein sein und allein denken."

Der Fremde zuckte zusammen, als er das hörte.

„Stehen viel Sterne am Himmel?" fragte Benigna nach geraumer Weile.

„Ja gewiß, Millionen viel! Oh, Mutter, wenn ich nur machen könnte, daß du sie auch sähest!"

Hans rief aus dem Fenster, daß Benigna und Babi schlafen gehen sollten, es sei schon sehr spät.

Die Hausthür öffnete und schloß sich, der Fremde saß noch lange an der Berglehne, erst als es Mitternacht vom Kirchthurm schlug, ging er hinein ins Dorf und suchte seine Schlafstätte auf.

Ein heller Morgen brach an. Der Fremde hatte vor der Kirche noch guten Erlös, denn es war bekannt geworden, daß er die besten Sensen zu verkaufen habe und sie billig ablasse.

Er warf oft auf die Männer, die ihm abkauften, seltsame Blicke aus seinem einen Auge und stutzte, wenn er bald diesen, bald jenen Namen hörte.

Es wurde zusammengeläutet, die Leute gingen zur Kirche, auch der Fremde ging dahin. Er wartete an der Thür, bis das ganze Dorf an ihm vorübergegangen war.

Als droben die Glocken verklangen, in der Kirche die Orgel ertönte und der Gesang begann, ging er leise nach dem Kirchhofe und stand eine geraume Weile bei einem Grabe, daran das Kreuz eingesunken war. Der Fremde wendete sich und ging mit raschen Schritten nach dem Hause des Korbhans.



Er sah Benigna auf der Bank vor dem Hause sitzen. Sie hielt die Hände gefaltet und murmelte leise Gebete vor sich hin. Jetzt faltete sie die Hände aus einander, streckte die Arme weit aus und rief:

„O Jörg, wenn ich nur das Eine wüßte, ob du noch lebst oder ob du todt bist. Und ist's denn möglich, daß du mir kein Zeichen

gibst? Denkst du denn gar nicht mehr an mich? Ich hab' gebüßt, mehr als je ein Mensch auf der Welt, und ich hab's verdient, mehr als je ein Mensch. O, wenn ich dir nur noch einmal sagen könnte: verzeihe mir. Wenn ich im Himmel zu dir komme und dir's sage, stoß' mich nicht von dir; ich hab' die Hölle schon hier, und ich will Gott nur bitten, daß er dich nicht auch in die Hölle stößt, denn du hast gewiß auch genug gelitten und du hast recht gethan, aber doch hart — nein, nicht hart, du hast recht gethan — Jörg, verzeih' mir, verzeih' mir, im Himmel und auf der Erde!"

Der Fremde konnte sich nicht mehr halten, er stürzte vor und rief:

„Benigna, da bin ich, da lieg' ich und halte deine Füße umklammert; vergib du mir auch, wie ich dir vergebe. Benigna, kennst du mich nicht mehr? meine Stimme nicht mehr?"

Die Alte war erstarrt, jetzt richtete sie sich auf und tastete Jörg über das Gesicht; als sie die schwarze Binde berührte, fuhr sie zurück und schrie:

„O Jörg, du bist's . . . deine Stimme, was ist denn das?"

„Mir hat ein Feuerfunken das Auge verbrannt, du bist blind, aber ich kann doch noch sehen. Komm mit mir, komm, ehe sie aus der Kirche heimkehren. Ich hab' dich einmal verlassen, jetzt verlaß du Alles! Komm, hier können wir nicht reden, und ich hab' dir so viel zu sagen."

„Wenn ich nur noch weinen könnte," jammerte Benigna.

Jörg drängte immer mehr, daß sie das Haus verlasse. Sie stand auf und sagte mit großer Kraft:

„Ja, ich gehe mit dir. Ich will deine Hand fassen, ich bin erhört. Thu' mit mir, was du willst; stürz' mich vom Felsen, stoß' mich ins Wasser, mach' was du willst, ich geh' mit dir, wohin du mich bringst."

Die Beiden saßen beisammen und konnten weiter kein Wort reden. Benigna hielt die rauhe Hand des Mannes an ihren Mund. Jetzt hörten sie das Zeichen, daß die Kirche zu Ende sei.

„Komm, wir wollen fort, ehe die andern Menschen kommen," drängte Jörg.

Unter dem Geläute der Glocken gingen sie die Straße dahin, einen Feldweg hinein und dann nach der Anhöhe mit den Haselstauden.

VI.

„Ich hab' dich hierher geführt an den Ort, den ich seit dreißig Jahren immer vor mir gesehen habe im Wachen und im Schlafen, immer. Jetzt sprich du nicht, jetzt laß mich erzählen," begann Jörg. „Du hast gethan, was schrecklich ist, und ich hab' gethan, was das Schrecklichste ist auf der Welt. Du hast das Alter verhöhnt und hast selber ein verhöhntes Alter haben müssen, millionenmal ärger." Benigna stöhnte. „Nein, das hab' ich dir ja nicht sagen wollen," tröstete Jörg, ihr mit der linken Hand über das Gesicht tastend. „Ich hab' Rache genommen, aber die Rache ist das Schwerste auf der Welt; da gibt's keine Wage, darauf man's wiegen kann. Ich hab's mit mir geschleppt durch die weite Welt, ich bin gewandert und gewandert bis in die Türkei hinein, und dann bin ich zurückgekommen und bin gewandert bis nach Polen und Rußland, und dann bis übers Meer und wiedergekehrt. Ich hab' gearbeitet, daß mir die Glieder fast lahm geworden sind, und hab' doch keine Ruhe bekommen. Jetzt bin ich seit zehn Jahren in Steiermark und jetzt sind's vier Monate, da ist mir ein Feuerfunke ins Auge gesprungen und da bin ich gelegen und hab' mich besonnen, daß ich gemeint hab', ich muß verrückt werden; es hat mir im Kopf gebrannt und im Herzen, und ich hab' gemeint, ich muß vergehen, und das Einzige habe ich immer vor mir gesehen, wie ich dir das Licht aus der Hand geschlagen und wie ich über die Straße weggeschritten bin, wo das Licht aus dem Fenster darauf geschienen hat. Genug! Da hab' ich geschworen, wenn ich gesund werde, geh' ich und such' dich und will dir verzeihen und will dir Gutes thun mein Leben lang was ich kann. Den Lappen über dem Auge muß ich noch tragen, aber mein Auge ist heil und er war gut dazu, daß mich die Leute nicht erkannten. Wenn ich dich nur wieder sehend machen könnte! So, jetzt bin ich da, und die paar Jahre, die wir noch zu leben haben, wollen wir einander erleichtern; es muß Alles vergessen sein. Es

muß sein, daß auch auf Erden wieder Alles gut werden kann. Nicht wahr, du gehst jetzt mit mir und bleibst bei mir?"

Benigna warf sich an seinen Hals und umschlang ihn heftig.

„Wir kehren nicht mehr ins Dorf zurück, wir brauchen von Niemand Abschied nehmen und uns zu bedanken; es braucht Niemand zu wissen, was aus uns geworden ist, im Aergsten kann uns doch kein Anderer helfen. Ich laß ihnen meine Sensen und laß du ihnen, was du hast, ich hab' Geld genug bei mir, ich hab' mir ein Schönes erspart und hab' Arbeit und einen guten Herrn in Steiermark; da wollen wir beisammen sein, bis der Tod uns streckt."

Benigna stimmte bei, daß sie mit Jörg wandre, wohin er sie führe. Sie klagte nur, daß sie die Leute, die ihr so viel Gutes gethan, so heimlich und undankbar verlassen solle, und besonders bejammerte sie, daß Babi, die sich an sie gewöhnt hatte, wie ihr eigen Kind, nun wieder verlassen und verstoßen in der Welt herumlaufen und der Verführung preisgegeben sein sollte.

Endlich willigte Jörg ein, daß man wenigstens noch in das Haus des Korbhans gehe. Kaum hatten sie sich darüber geeinigt, als man Stimmen hörte und die Worte:

„Dort ist sie, dort . . . der Sensenhändler ist bei ihr!"

Korbhans und seine Frau und Babi, die Benigna gesucht hatten, kamen auf die Haselhöhe und konnten sich lange nicht von Staunen erholen, als sie hörten, wer der Sensenhändler sei. Sie willigten dann gern in die Bitten der Babi, daß sie mit Benigna ziehen dürfe.

Nachdem man sich endlich vom Staunen erholt und Ruhe eingetreten war, fragte Hans:

„Jetzt sag' mir ehrlich, Benigna, hast du den Schatz, den du da vergraben gehabt, bereits gehoben?"

„Ich hab' nie einen gehabt," erwiderte Benigna.

„Aber du hast uns doch einen gegeben," erklärte die Frau, „wir sind jetzt gottlob in Friede und Wohlstand."

Alle zusammen kehrten wieder ins Dorf zurück oder eigentlich nur ins Haus des Korbhans, das das letzte im Dorfe war, so daß man sich vor Niemand zu zeigen brauchte; denn darauf bestand Jörg. Aber er besann sich doch noch eines Bessern; Babi mußte den Bürgermeister holen, und unter dem Gelöbniß, daß er schweige, bis

sie fort seien, übergab ihm Jörg eine namhafte Summe, die er der Gemeinde zurückerstatten solle für den Unterhalt seiner Frau.



„Recht so!" rief Benigna, „recht so! bist dein Lebtag ein stolzer Mensch gewesen, ein ehrenhaltiger! Recht so!"

„Das auch," sagte Jörg; „aber Alles, was Schuld heißt, ist jetzt glatt und eben und gelöscht."

„Das ist noch besser," stimmte Benigna ein. Als es Nacht war, holte Jörg seine Sensen, und während wieder Millionen Sterne am Himmel standen, wanderte er mit Benigna und Babi das Thal hinab an der ruhigen Hammerschmiede vorbei und weiter ging's bis zum schönen Land Steiermark.

Nicht weit von dem schönen Städtchen Leoben an der Mur, über der Bergwiese am Waldesrand steht ein kleines Häuschen. Dort sitzt eine blinde Alte bei einem schönen Mädchen auf der Bank vor dem Hause; wenn es Abend wird, kommt Jörg von der Schmiede herauf und gibt Benigna und der Tochter die Hand.

Nach vieler und entsetzlicher Mühsal ist noch einmal ein Leben aufgegangen für Jörg und Benigna, und sie freuen sich dessen bis auf den heutigen Tag.

Hol' über!

Eine Geschichte vom Rhein aus dem Juli 1866.

I.

Im Sommer 1866 wanderte ich am Niederrhein vielfach auf und ab. Ich saß in mancher anheimelnd kühlen Stube, während die heiße Mittagssonne den Wein an den Geländen zeitigte; ich sah in manche tapfere Herzen, die um die Ihrigen draußen im Kriegsgetümmel bangten; ich hörte den Lärm und sah die Ungeduld und Hast an den Bahnhöfen, zumal am Abend, wo Alles hineilte, um die neuesten Nachrichten aus dem Kriege zu erfahren. Menschen, die einander nicht kannten, redeten sich an; man hat die Gemeinsamkeit der Neugier, der Besorgniß, wie bei einem Brande; ein Urelement ist losgelassen über Alle. Gruppen bilden sich, wo Telegramme laut vorgelesen werden, große Plakate werden angeschlagen, in denen die Zahl der Gefangenen und Gefallenen meist nur nach Tausenden angegeben ist. Sieg und immer Sieg wird verkündet, und doch keine Freude in den Gemüthern, keine volle, unbelastete . . .

Der erste und einzige Trost fließt aus der Vorstellung: wie wär's, wenn es anders geworden? wenn die siegenden österreichischen Völkerschaften in Deutschland eingedrungen wären? Die ganze Arbeit unserer Cultur stände in Frage, denn Preußen ist trotz alledem in seinem innersten Bestande der Vertreter des geistigen Fortschritts und muß sich zu ihm bekennen. Aus dieser beschwichtigenden Tröstung warf sich aber immer und immer die Frage auf: Mußte es zum Kriege, zu einem solchen Kriege kommen?

Duck' unter! heißt es, wenn ein Gewitter losgebrochen, eine geschichtliche Thatsache unabwendbar über die Häupter der Menschen hinzieht; aber können sich die Unterduckenden ihrer Gedanken erwehren, und wer will sie ihnen verscheuchen?

Eine einzige, eintönige, dumpf grollende Empfindung beherrscht das Gemüth; der Umblick in der Welt zerstreut, aber befreit nicht.



Solch ein Bahnhof in der vom Kriege nicht unmittelbar berührten Gegend ist ein gesammeltes Abbild Derer, die von Ferne zuschauen und hinaushorchen.

Da sitzt noch ein junger Soldat in blauer Bluse auf der Treppe beim Mütterchen, die sein Päckchen auf ihrem Schooße hält. Die ganze lebenslang unausgesprochene Liebe zwischen Mutter und Sohn tritt jetzt heraus, aber nur in kurzen Worten, mit schnellem, scheuem Blick. Der Bursch sieht bald vor sich nieder, bald hinaus ins Weite; die Mutter wendet keinen Blick von ihrem Kinde. Sie

sprechen manchmal noch und sitzen wieder still. Sie haben einander schon Alles gesagt und jetzt läßt sich nur noch Das und Jenes, vielleicht das Unwichtigste, wiederholen und bestätigen. Es gilt, sich ins Unvermeidliche zu fügen. Die Telegraphenglocke schlägt an, der Zug pfeift und braust um die Ecke. Einsteigen! ruft es, während der losgelassene Dampf polternd und grollend zischt. Der Unterofficier hat schnell seine Mannschaft beisammen, er hat seine Schriften zwischen dem geöffneten Brustlatz des Waffenrocks stecken. „Dreiundsiebzig Mann, ein Unterofficier und ein Gefreiter," ruft er. Die Bahnbeamten helfen ihm abzählen, und behend, in raschen Minuten sind die Burschen in blauen Blusen in den Wagen. Der Unterofficier und Gefreite in ihren Uniformen steigen ihnen nach; noch ein Blick, ein Gruß, ein Hurrah, durch das der Pfiff der Locomotive schrillt, und fort geht's, vorbei! Das Mütterchen setzte sich wieder auf den Platz, wo vor wenig Minuten ihr Sohn bei ihr gesessen. Sie schaut zur Seite. Wird sie ihn wiedersehen? Sie wandelt still davon. Wer kann ihr helfen, wer ihr Trost zusprechen?

Auf dem Bahnhofe ist nun plötzlich Alles still, nur manchmal hört man noch im Wartesaal drin heftig hin und her sprechen; zumal ein Kluger, in lockerem grauen Sommergewand und buntgestickten Pantoffeln, hat Alles vorher gewußt; er ruft laut: „Hab' ich's nicht längst gesagt, der Oesterreicher gibt Venetien her, um den einen Arm freizukriegen und auf uns losschlagen zu können? Napoleon spielt den letzten Trumpf aus und hat die Entscheidung; das hab' ich schon vor drei Monaten verkündet."

Es gibt keinen Bahnhof, keine niedere braungetäfelte Trinkstube, keinen teppichbelegten Salon, wo nicht solch ein verkannter Prophet sich offenbart, und nur in Kleidung und Form des Ausdrucks sind sie verschieden. Unglücklicherweise fehlen ihnen aber immer gerade im Augenblick die Zeugen, welche die Vorherverkündigung bestätigen sollten.

Ach, wer erzählen wollte, in wie viel tausend unnützen Streitereien und Rechthabereien die Menschen sich erhitzen — es wäre ein sinnverwirrender Lärm. Es gibt gar so viele Marodeurs, die wie auf dem Felde die Gefallenen zu ihrer Bereicherung, so die eingetretenen Thatsachen zu ihrem Ruhm ausrauben. Nur Wenige

wollen ihre Unwissenheit bekennen und wie sie in wechselnder Stimmung Tag für Tag von den Ereignissen überrascht wurden.

Leider sind die Bahnhöfe auch die Brutstätten schnell aufflatternder falscher Gerüchte. Ein Neuankommender will Etwas zu berichten haben; das Hörensagen verdichtet sich bald zur wirklichen Thatsache, und das durchschnittene Nervengeflecht der Telegraphendrähte erzeugt krankhafte Zuckungen und Anschwellungen. Mit um so größerem Vertrauen ergibt sich daher Alles den amtlichen Benachrichtigungen, die leider noch nicht in solcher Fülle und Schnelligkeit verbreitet werden können, wie es die Angst des Augenblicks erheischt; aber eine Zuversicht in die Wahrhaftigkeit der Behörden stärkt sich damit aufs Neue.

Unter denen, die sich an dem prächtigen Bahnhofe zu Rolandseck allabendlich einfanden, bemerkte ich mehrmals einen stattlichen, hochgewachsenen Alten in der behäbigen Kleidung eines rheinländischen Ackerbürgers. Er stand, bis der Zug ankam, immer abseits bei dem hochgezogenen Rosengelände. So oft der Zug heranbrauste, that er, wie es schien, unwillkürlich seinen Hut ab, und da zeigte sich sein ganzes durchgearbeitetes Gesicht mit den dichten, kurzgehaltenen weißen Haaren und den eigenthümlich schimmernden blauen Augen, denen man am Rhein so oft begegnet. Der Alte war offenbar mit einem der Packknechte auf dem Bahnhofe vertraut. Er erhielt von demselben jedesmal ein Blatt, das er aber nie auf der Stelle las. Er ging rheinaufwärts, und während sich der Abend niedersenkte und das Siebengebirge mit dem zauberischen violetten Duft übergoß und der Rheinstrom wie fließendes Gold ruhig und still dahinwallte, saß der Alte am Wege auf einer der aufgestellten Basaltsäulen und las. Nie sah ich den Alten mit Jemand sprechen.

Eines Tages, als ich am Ufer entlang neben den reifenden Kornfeldern stromaufwärts ging, sah ich den Alten mit der eigenthümlichen rheinischen Sense, die nur mit der Rechten regiert wird, während die Linke, mit einem Hakenstock bewaffnet, das abgemähte Korn aufnimmt und sofort schichtet, im Felde arbeiten*). Nicht

*) Man nennt hier zu Lande diese krummgebogene, mit Einem Arm zu handhabende Sense, im Unterschied von der zweihändigen Sense und der Sichel, einfach: die Sich.

weit von ihm arbeitete eine Frau, sehr leicht gekleidet und mit einem rothen Tuch über dem Kopfe; sie schichtete das Abgemähte zu Garben. Ich blieb stehen und auch der Alte richtete sich auf und beugte sich etwas nach rückwärts, um das gekrümmte Rückgrat wieder aufzubiegen. Auf meinen Gruß antwortete er freundlich, sich auf den Hakenstock stützend; die Gelegenheit, ein wenig auszuruhen, schien ihm nicht ungenehm.



„Gibt's gut aus?" fragte ich den Alten.

„Ja doch," sagte er, „es wächst genug für alle Menschen, und die Menschen schlagen einander todt. Wir haben nicht Hände genug und dort hauen sie einander die Arme vom Leibe."

Er wischte sich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirn und sah mich nach diesen Worten fragend an.

Mir war seine Rede ein Zeichen, daß ich eine schwerbedrückte und denkende Seele vor mir habe. Wie gern hätte ich ihm ein tröstliches Wort gesagt, aber ich fand keines. Ich sagte, daß ich ihn schon mehrmals am Bahnhof gesehen und warum er sich seit den letzten Tagen nicht mehr gezeigt habe.

„Es greift mich so hart an," erwiderte er, „ich nehme mir

vor, ich will nicht schnell laufen, aber ich thu's doch; nun holt mir die Marie dort — er deutete nach der Frauengestalt, die sich jetzt aufrichtete, aber sofort weiter arbeitete — die holt mir die Zeitung."

„Ihr habt wohl einen Sohn im Kriege und das Mädchen dort ist seine Braut?"

„Ich habe zwei Söhne im Kriege, der jüngere, der Josepp, ist ledig und steht bei der Artillerie, der andere, Franz heißt er, steht bei den Pionieren, und das ist der Mann der Marie, sie haben schon drei Kinder; sie sind da drunten und werfen Kiesel in den Rhein."

Die junge Frau ging das steile Ufer hinab, da sie eines der Kinder schreien hörte.

„Was gibt's?" fragte der Alte.

„Es ist nichts," rief die Frau vom Ufer herauf, „der Hubert hat plötzlich zu schreien angefangen und kann nicht sagen warum. Wenn nur das nichts Schlimmes bedeutet! Wer weiß, was just in dem Augenblicke geschehen ist."

„Laß doch solchen Aberglauben sein," rief der Alte, „man hat genug an dem, was da ist."

Zu mir gewendet, fuhr er fort:

„So sind die Weiber! Sie haben ein besonderes Geschick, sich jede Minute ein Unglück auszudenken, und putzen daran herum und thun sich damit wie ein Kind mit der Puppe. Ach du lieber Gott, so wird jetzt geerntet; alte Männer und verlassene Frauen müssen kornen, und wer weiß für wen, und da sehen Sie das Schiff, das da drüben vor Anker liegt; es faßt 600 Centner und gehört dem Josepp, er hat seine gute Nahrung davon, und jetzt liegt es da und wartet, wer weiß . . ., und da sehen Sie sich den ganzen Rhein an, ist er nicht so öde und leer, wie ausgestorben? Wenn nicht manchmal ein Niederländer Schlepper käme, wüßte man gar nicht, daß er noch Frachtschiffe tragen kann."

Die Frau kam mit den Kindern herbei und führte den ältesten, einen braungelockten Knaben von sieben Jahren, der so plötzlich aufgeschrieen hatte, an der Hand. Noch jetzt war wenig von ihrem Gesicht zu sehen, da es von dem rothen Tuch bedeckt war. Der Alte wollte von mir wissen, ob der Krieg bald zu Ende sei, und warum er denn eigentlich geführt werde. Das Eine war ebensowenig abzusehen

als das Andere in kurzen, klaren und bestimmten Worten darzulegen. Die vielverschlungenen diplomatischen Aktenstücke, der plötzliche Aufbruch eines alten Uebels, die Auflösung des Bundestages, der in fünfzig Jahren noch nie ein einziges positiv Gutes geschaffen, der Widerstreit, daß zwei europäische Großmächte und dazu noch die eine mit außerdeutschen Interessen in demselben Bunde bleiben, und nun der endliche Riß und die Vergewaltigung, wie soll dies Alles einem Manne schlichten Verstandes dargelegt werden, der doch zwei Söhne zur Beilegung des Kampfes einstellen muß? — Der Alte behauptete stets, Preußen habe viel Recht, aber in Schleswig-Holstein — er hatte noch immer den ersten Anstoß im Sinne — habe es Unrecht. Wenn Zwei mit einander ein Geschäft machen, so könne nicht der Eine sagen: jetzt ist der Gewinn mein und du bekömmst nichts davon.

Während wir noch sprachen, brauste ein Bahnzug vorüber, mit Soldaten besetzt, die aus den Fenstern schauten und in den Güterwagen standen.

„Das ist nun seit heut früh um Vier, da ich auf dem Felde bin," unterbrach der Alte, „der fünfte Zug mit Soldaten, und Jeder von denen hat auch Eltern, Geschwister und Anverwandte."

Der Alte arbeitete wieder hastig weiter und ich wandte mich stromauf. Die Sonne brannte heiß, aber heißer noch brannte das Herz.

Da sind wir nun in einen Krieg hineingerissen, und was nicht die Waffen trägt, muß daneben stehen mit eitel Fragen auf den bebenden Lippen. Ausgewandert, nein, ausgestoßen und verbannt sind wir, die wir nun ein Menschenalter an der friedlichen Verständigung der zerrissenen deutschen Lande arbeiten, die wir, von den Gerichten verfolgt, in Kerkern für unser Wirken zur Einheit und Freiheit des Vaterlandes büßen mußten. Mußte es so kommen, daß das Schwert entscheidet?

Wir erleben Geschichte. Wenn einst das, was am heutigen Tage geschieht, verzeichnet wird, wird man noch gedenken, daß Hunderttausende, die jetzt kämpfen, mit Widerstreben auszogen, und daß Zahllose, die ihr Herzblut gern dem Vaterlande widmen wollten, daneben stehen mußten, weil kein begeisternder Gedanke, klar und fest von Anfang an kundgegeben, sie mit fortriß? Wird der ganze Jammer, der die Herzen spaltete, ungehört verklingen?

Blutströme fließen vor unseren Augen; wir hätten einen solchen Krieg nicht mehr für möglich gehalten, in unserer Zeit, bei unserer Bildung, in unserm Vaterlande zumal. Jetzt an diesem heißen Mittag kämpfen Deutsche gegen Deutsche, dort oben an den Ufern der Ströme, die in den Rhein münden, und fern an der Elbe mit dem österreichischen Völkergemisch. Was werden wir auf den Grabstein der Gefallenen setzen? . . .

Es ist ein trauriges Wandern mit schweren Gedanken, und doch, was sind Gedanken noch so schwer gegen das, was die Kämpfenden einsetzen, das volle eigene Leben, und dazu noch Ernährung und Sicherheit der Angehörigen? Ist die Frau, die dort erntet, schon Wittwe und sind ihre Kinder schon verwaist, oder werden sie es in dieser Stunde?

Der Knabe hat unwillkürlich aufgeschrieen, ohne sagbaren Grund; wer weiß, ob nicht eine Erinnerung an den Vater sich plötzlich in ihm losrang. Wir Erwachsenen haben nur die Kraft, den Aufschrei in uns zurückzuhalten; wir beherrschen uns, weil aller laute Jammer unnütz ist.

Ich kehrte in dem rebenumrankten Wirthshaus des Dorfes ein, aber aller Wein hat in solcher Zeit einen bitteren Beigeschmack und alle Kühle der Stube etwas von einem Grufthauch.

Der Abend brach herein, die Glocke läutete, aber als sie verklungen war, blieb es still im Dorf. Kein Gesang, wie er sonst in milden Sommernächten zu den Rebenhügeln hinauf tönte. Die junge Mannschaft ist im Kriege. Welche Lieder wird sie dort lernen?

Eine weltgeschichtliche Wendung, der die Weihe des Liedes versagt ist, ein Krieg ohne festen Fahnenspruch, ein Krieg ohne Lied, klanglos. Das Lied ist der gute Kamerad des deutschen Volkes. Wo ist er? Wird man beim Weine, der jetzt draußen an den Geländen zeitigt, noch singen können, und ein Lied aus dieser Zeit? . . .

Ich wanderte durch das Dorf. Vor den Häusern, auf Treppen und Freibänken saßen Gruppen, und „Zündnadel" war das Hauptwort, das ich aus Allem heraus hören konnte.

Als ich nach der Fähre gehen wollte, sah ich meinen Alten einsam vor dem Hause unter dem Nußbaum sitzen; sein Haus ist

eines der wenigen, welches das Antlitz nach dem Rheine kehrt. Der Alte rauchte seine Pfeife und war jetzt, da er in der Ruhe war und mich als alten Bekannten betrachtete, noch zutraulicher. Natürlich wollte er, wie alle Landbewohner, daß der aus der Fremde Kommende recht viel erzähle; behaglich legte er die Beine über einander und stützte den Ellbogen der Rechten, die die Pfeife hielt, in die linke Hand und hörte mir zu. Er war indeß wie ein Pumpbrunnen, dessen Zapfen nur etwas angedorrt ist; wenn man ein wenig Wasser hineinschüttet, kann man frisch pumpen.

Bei einer Pause fragte mich der Alte nach meiner Religion.

„Warum fragt Ihr das?" erwiderte ich.

„Sie haben Recht," entgegnete er, „freilich ist es eins, was für eine Religion man hat. Da war ein Bettag, und da haben sie gebetet: Herrgott, hilf Du uns, wir haben ja Recht; und die Anderen drüben beten: Nein, hilf uns, wir haben Recht. Wenn ich Herrgott wäre, ich gäbe Denen hüben und drüben eins auf den Mund. Habt ihr nicht tausendmal in Millionen Schulen und Kirchen gesagt: Alle Menschen sind Kinder Gottes? Jetzt sag' ich: Wer eines von meinen Kindern umbringt, wie kann der noch zu mir kommen und sagen — Hilf mir?" Er schloß derbe Verwünschungen an diese Worte, dann fragte er wieder:

„Sie scheinen mir ein studirter Mann, ist es denn wahr, daß Gott für ewige Zeiten den Krieg in die Welt gesetzt hat?"

Hier hatte mich der Alte an den Punkt geführt, wo seine Verzweiflung an der Religion mit meiner Verzweiflung an der Bildung zusammentraf und nur noch im Worte verschieden war.

Es wetterleuchtete über der Eifel her, und ich sagte dem Alten, auf die Blitze deutend:

„Seht, man hat hier zu Lande den Glauben und es ist gewiß auch Wahrheit darin, daß in einer Gegend, wo Gewitter sind, keine Seuche ausbricht; und so könnte man wohl auch sagen, daß, wo Kriegsgewitter ausbrechen, es wieder gesünder wird in den Staaten."

Der Alte lachte.

„Das Gleichniß ist nichts," sagte er, „damit kann man ein Kind abspeisen, aber mich nicht."

Ich erwiderte, daß ich allerdings keinen vollen Trost wüßte, und er nickte, wie ich ausführte, daß wir Alle auch geschlagen sind, geschlagen mit Unverstand und Nichtwissen. Ich sagte ihm offen, wie ich fühle, daß mein Platz im Lager wäre, wenn es ein Lager gäbe, das die deutsche Reichsverfassung zu seinem Schlachtruf hätte. Hätte es dann noch zu einem Kriege kommen müssen, so wäre es Pflicht eines Jeden, nicht immer blos dem kleinen Leben nachzugehen, sondern in dem großen zu stehen, wo Alles sich zusammenschließt, und sei es auf die Gefahr, daß man sein eigen Leben dabei einsetze.

Der Alte berichtete mir, daß nicht ganz 300 Bürger im Orte seien und 167 Mann wären bereits im Felde und noch neue würden eingefordert. Es gäbe aber auch Schelme, die sich mit allerlei Schlichen loszumachen wüßten. Zu meiner Erheiterung erzählte er mir noch von einem Verwandten, einem großen Bauer auf dem Maienfelde, der gestern hier gewesen sei, um Erntearbeiter zu werben. Der Mann hatte vier Söhne im Felde und zwei Pferde im Stalle, die Niemand anschirren kann als der älteste Sohn. Nun stehen die Pferde im Stall, fressen den besten Haber und verwildern, und der Bauer habe gesagt, wenn sein Aeltester nicht wiederkomme, lasse er die Hengste ins Feld springen, daß sie einfange, wer mag.

Ich berichtete dem Alten dagegen, welche seltsamen Fügungen sich oft ergeben: da sah ein Soldat in Böhmen auf dem Schlachtfelde plötzlich zu seinen Füßen ein vierblättriges Kleeblatt, er bückt sich und in diesem Augenblicke geht eine Kugel über ihn weg, und das rettet ihn vom Tode. Er hat das Kleeblatt seiner Braut nach Hause geschickt.

So saßen wir wohlgemuth beisammen, und nach und nach kam Alles aus dem Dorfe, um am Rhein sich noch in der frischen Luft zu ergehen. Ein Steinbrecher, staubbedeckt und gebräunt, trug einen kleinen, kaum einjährigen Knaben auf dem Arme und schäkerte und scherzte: „Sieh, dort geht das Dampfschiff! Sieh das große Wasser!" und hatte seine volle Glückseligkeit an dem Kinde.

„Ja," sagte mein Alter, „der trägt noch sein Kind auf dem Arme und das ist seine ganze Labung nach der Arbeit in den Basaltbrüchen, und wer weiß, ob er nicht diesen Sohn hingeben muß, und weiß nicht für was." Ein schöner kräftiger Mann ging vorüber:

„Guten Abend, Piter!" rief mein Alter zuvorkommend; der Angeredete dankte mit etwas lallender Zunge. „Da sehen Sie den Mann," sagte der Alte, „das war einer der ordentlichsten in der Gemeinde, rechtschaffen und arbeitsam. Anno 59, wie wir wegen Italien mobil gemacht haben, war der Mann erst ein Jahr verheirathet, und wie er heimkommt, ist ihm die Frau mit dem todtgeborenen Kinde begraben; da hat er sich dem Trunk ergeben, bis er nichts mehr gehabt hat, aber im Rausch hat er immer geweint wie ein kleines Kind. Wie ich meinem Josepp, der allein mit dem Piter machen kann, was er will — das Schiff gekauft habe, ist er als Schiffsknecht zu ihm gegangen und mit ihm zwischen hier und Köln gefahren. Sie haben guten Verdienst; aber jetzt, wo er nichts mehr zu thun hat, betrinkt er sich wieder und geht unrettbar zu Grunde, wenn der Krieg nicht bald ein Ende hat."

In vielfältiger Weise legte mir nun der Alte dar, welch einen wirthschaftlichen Verderb im Großen und Kleinen dieser Krieg mit sich führe; der Wohlstand sei wie ein Baum, schnell umgehauen, aber langsam erwachsen.

Ich suchte den Alten zu trösten, daß die Welt hoffentlich jenseits dieses Krieges einfach bescheidener und weniger luxuriös sein werde, aber dieser Trost verfing nicht, und in der That kann er eigentlich nur bei der sogenannten höheren Gesellschaft gelten. Der Kriegsschritt wird hoffentlich die Schleppen und noch manches Andere weggetreten haben.

Unser Gespräch wurde unterbrochen, denn der Mann mit der lockeren Kleidung und den buntgestickten Pantoffeln kam, Cigarren rauchend, auch aus dem Dorfe und setzte sich zu uns. Der Alte schien ihn mit wenig Respekt zu behandeln, aber der Lockere, der gewählteres Deutsch sprach, schien mich als den zu ihm Gehörigen zu betrachten und gab mir seine Weisheit preis, die ihn als den feinsten Politiker zeigen sollte.

Noch viele Andere gesellten sich zu uns und von allen Seiten wurde stets die Klage laut um die Noth der Zeit und die Frage: Wie wird das enden?

Während man noch wirr durch einander jammerte und klagte, läutete plötzlich die Abendglocke. Alle standen auf und falteten die

Hände. Ich that es mit ihnen. Wenn diese Form der Erhebung den Hartbedrückten helfen kann, dann ist ein Gutes darin, und was sich Fremdes und Ungehöriges mit anhängt, mag vorerst widerspruchslos mit aufgenommen bleiben.

Nach dem Abendläuten waren die Gespräche gemäßigter, und Eines nach dem Andern ging davon, um Ruhe und Vergessen im Schlafe zu finden. Es war schon spät, als ich in den Kahn stieg, um ans jenseitige Ufer zu fahren. Ich versprach dem Alten, bald wieder zu kommen.

Der Ferge sagte mir, daß der Alte, bei dem ich da gesessen — sein Name war Jos — ein gar braver Mann sei; der Bürgermeister aus dem Orte und der Doktor aus dem Städtchen, besonders aber der Hüttenmeister vom Kupferbergwerke, der ein Schwabe sei, kämen oft zu dem Jos.

Ich fragte, wer der Lockere, der sich zu uns gesetzt, gewesen sei.

„Ein Pfiffikus," lachte mein Ferge, „er ist ein Krämer und steht schon lange drei Viertel auf Bankerott; jetzt hat er die Kriegszeit dazu benutzt, um in guter Gesellschaft seinen Concurs anzumelden; er lebt einstweilen ganz commod aus der Masse und thut nichts als rauchen und Zeitung lesen."

Nun berichtete mir noch der Ferge, daß der Josepp, der im Kriege sei, eine Liebe mit einer armen Waise, man heiße sie des Steinbrechers Traudchen, habe; der Alte wolle das nicht dulden, aber wenn der Josepp aus dem Kriege heimkehre, werde er doch nachgeben müssen. Das Traudchen sei gar ehrbar, und jeden Abend, den Gott gibt, komme sie an den Rhein und sehe nach dem Schiff Josepps, als wenn sie ihm gute Nacht sagen wolle.

„Ist Traudchen schön?"

„Schön grad' nicht, aber sie sieht aus wie das ewige Leben, so . . . wissen Sie . . . so . . . und der Josepp ist auch ein Mensch wie ein Baum. Sehen Sie, sie ist jetzt wieder dort auf Josepps Schiff, sie putzt und scheuert es blank, jede Woche einmal, seitdem er in den Krieg gezogen ist."

Ich sah eine Gestalt auf dem verlassenen, vor Anker liegenden Schiffe auf- und abwandeln, den Eimer an einem Seile in den Rhein

lassen und Wasser schöpfen; ich glaubte auch manchmal den Klang eines Liedes zu hören. Ich ließ meinen Fährmann näher rudern, und nun vernahm ich die wehmüthigen Töne des Liedes:

Im Sommer, im Sommer, im Sommer,
Da ist die schönste Zeit,
Da blühen die Rosen im Garten,
Husaren marschiren in Streit.

II.

Befällt dich in der Einsamkeit Trauer und Verzweiflung um das Geschick der Menschheit und des Vaterlandes, so wandere hinaus, sieh, wie in der Natur Alles still gedeiht, noch mehr aber sieh, wie in den Seelen der Menschen eine unverwüstliche Kraft lebt. In jedem kleinen Dorfe wirst du Menschen finden, ausgerüstet mit allem Besten, was die Menschheit und unser Vaterland vor Allem ziert, und du wirst dem Schicksale danken, das dich in diese Zeit und in dieses Land gesetzt.

So erging's mir auch jetzt wieder.

Ich fand in dem Bürgermeister des Dorfes und dem Arzte des nahen Städtchens Menschen von jener gediegenen Stammhaftigkeit, wie sie nur eine gesunde, tiefwurzelnde Bildung erzeugen kann, und wo solche sind, schließen sich immer weitere Kreise an. Im kleinsten deutschen Ort ist ein Altar, wo die Flamme des echten heiligen Lebens, die der freie Geist entzündet, gehegt und gepflegt wird. Mein Alter mit seinem schlichten Verstande war mit eingeschlossen in diesen gediegenen Kreis, und da mag rings umher Verstocktheit und Schwatzhaftigkeit walten, das Echte ist doch da und breitet sich immer mehr aus.

Ich war auf mehrere Tage verreist und las unterwegs die Liste der Gefallenen.

Ich konnte mir denken, wie der alte Jos die Liste der Gefallenen las, wie er über fremde Namen wegstieg, wie über leibhaftige Leichen, um die seines Sohnes zu suchen. Der Name fand sich nicht darin.

Seltsam geschäftig war aber neben den amtlichen Kundgebungen die ungreifbare Gewalt mündlicher Berichte. Von Ort zu Ort hieß es immer, alle ausgezogenen Ortskinder seien gefallen, dort in Böhmen, hier in Mitteldeutschland. Als ich wieder in die Nachbarschaft meines Alten zurückkehrte, traf ich ihn im Felde; er sagte mir, daß sein ältester Sohn zwar nicht selbst geschrieben habe, aber von einem Andern sei ein Brief da, der ihn gesehen. Von Josepp dagegen sei ein Brief angekommen, voll heiteren Muthes, aber nicht an den Vater, sondern an Piter und Traudchen.

Zwei Tage darauf kam eine Liste der Verwundeten und Gefallenen aus Böhmen, und hier stand's: Josepp war in den Kopf geschossen.

Ich nahm sofort einen Kahn, um zu dem Alten überzufahren. Die Berge standen so fest, der Rhein floß so ruhig und die Sonne spielte glitzernd auf der Wasserfläche. Ich faßte mit die Ruder an, um meine Unruhe loszuwerden, und doch wußte ich mich nicht zu fassen, wie ich den Alten trösten sollte. Ist es recht, daß ein Fremder in der ersten Schmerzensstunde kommt?

Wir legten am Ufer an. Ein Schiffer, der neben unserm Kahne in dem seinigen saß, sagte dem Fährmann:

„Drei Mann aus unserm Orte sind gefallen, zwei Christen und ein Jud'."

„Was sagst du da," entgegnete mein Fährmann, „sie kommen Alle in Eine Grube, im Tod sind alle Menschen gleich, sie sollten's auch im Leben sein."

Ich reichte dem Fährmann die Hand und ging ins Dorf. Es war öde, nur die jungen Schwalben, die eben flügge geworden, schossen schrill zwitschernd im gemeinsamen Fluge über die Gassen und um die Dächer, und da und dort hörte man den Schlag der Drescher, nur einen Doppelschlag, denn es sind nur arme Leute, die alsbald das Eingeheimste dreschen müssen.

Ich kam an das Haus meines Alten, es war verschlossen. Ich klopfte zagend an. Ein Nachbar rief mir zu: „Er ist wohl daheim, aber er macht nicht auf." Eben indem ich mich entfernen wollte, wurde die Thüre von innen aufgeriegelt; die Frau, die ich im Felde gesehen, stand vor mir. Sie schaute mich an wie ein Gespenst. Durch

die offene Thür sah ich drin den Alten in der Ecke unter dem Crucifix sitzen, die linke Hand hatte er auf das Haupt des älteren Knaben gelegt, der sich an ihn schmiegte, in der Rechten hielt er einen Brief; er schaute nach mir auf, nickte und reichte mir den Brief. Er war von dem Hauptmann Josepps, der dem Vater in herzenswarmen Worten den Tod seines Sohnes meldete, der als Held gestorben sei. Ich legte den Brief auf den Tisch und setzte mich still auf die Bank. Was sollte ich dem Alten sagen? Mein Kommen sagte ihm, daß ich seine Trauer mitfühle.

Bald nach mir traten auch der Bürgermeister und der Arzt ein. Wir reichten uns die Hand, wir waren Genossen desselben Schmerzes. Der Alte nickte Jedem wie dankend zu, sprach aber kein Wort. Die Eingetretenen setzten sich still zu mir. Mir fiel der Vers aus Hiob ein: „Da aber die drei Freunde höreten das Unglück, das über ihn gekommen war, kamen sie, ein Jeglicher aus seinem Ort —. Und saßen mit ihm und redeten nichts mit ihm, denn sie sahen, daß der Schmerz sehr groß war."

Lautlos war's in der Stube, nur draußen hörte man die junge Frau zu Jemand sagen: „Laß nur die kleinen Kinder im Garten spielen und singen. Es ist gut, daß sie nicht fassen, was geschehen ist."

Bei diesen Worten fing der Knabe, der ruhig an den Alten geschmiegt gelegen hatte, laut zu weinen an. Der Alte strich ihm mit der Hand über das Gesicht und wischte ihm die Thränen ab. Noch immer aber sprach er kein Wort. Welches wird das erste sein, das über seine Lippen kommt?

Er schärfte sich die Lippen mit den Zähnen, dann athmete er tief auf und dumpf tönte seine Frage:

„Wie wird man denn diesen Krieg heißen?"

Niemand schien darauf antworten zu wollen.

„Weiß der Hüttenmeister vom Tode Josepps?" fragte leise der Bürgermeister den Arzt.

„Gewiß, und er kömmt hoffentlich auch bald."

Plötzlich hörten wir hinter uns, so daß wir Alle aufschraken, eine Stimme, die durch das offene Fenster rief:

„Bis jetzt kann man's den dreißigtägigen Krieg heißen; am 14. Juni haben sie in Frankfurt den Krieg erklärt und jetzt, dreißig

Tage darauf, sind wir dort mit klingendem Spiele eingezogen. Ich hab's vorausgesagt, ich kann Zeugen anrufen."

So sprach der Lockere, die brennende Cigarre im Munde haltend, durch das Fenster.

„Mach' Eines das Fenster zu," sagte der Alte.

Der Bürgermeister folgte diesem Befehle.

Die schwüle Stille war indeß unterbrochen und der Bürgermeister sagte, auf den Brief deutend:

„Diesen Brief sollte man unter Glas und Rahmen an die Wand hängen zum Ehrenandenken für Kinder und Kindeskinder."

„Wenn aber die Kinder fragen: Wie heißt man den Krieg?" erwiderte der Alte, dumpf vor sich niederschauend.

Der Bürgermeister ging nicht auf die Frage ein und erzählte, daß ein Oheim von Josepps Hauptmann auch sein Hauptmann gewesen sei. Das ganze militärisch geschulte Wesen des preußischen Volkes, ein Stolz auf die strenge Ordnung und Sicherheit, auf das in eiserner Willenskraft festgefugte Staatswesen, kam in den Aussprüchen des Bürgermeisters zu Tage. Mit freiem Ueberblicke sagte er, daß die Rheinpreußen, die sich noch immer etwas verfremdet betrachten, nun durch diesen Krieg, durch das gemeinsam vergossene Blut, freilich in traurigster Weise, mit dem Staate zusammengekittet seien. Zu heftiger Erbitterung aber steigerten sich seine Worte, als er darauf kam, wie jenseits des Maines Lakaien, Republikaner und Pfaffen gemeinsam das preußische Volk nicht im Frieden gerecht erkennen wollten; nun müßten sie ihm im Kriege gerecht werden und einsehen lernen, daß hier in Ordnung und Bildung ein Staat erwachsen sei, der nicht aus Windbeuteln und hochnasigen Junkern besteht, sondern aus einem kernhaften Volke, das der feste Stamm zu einem echten und wahrhaftigen Deutschland zu sein berufen ist. Er berichtete sodann, daß man jetzt auch Erntearbeiter aus den stillstehenden Bergwerken haben könne.

Der Alte sagte sofort, daß er einen, vielleicht zwei annehme, denn er wisse nicht, ob er in den nächsten Tagen sich bücken könne, oder auch — und er lächelte dabei tief schmerzlich — wenn er sich bücke, ob er sich wieder aufrichten könne.

Hier zeigte sich sofort der Segen des Arbeitslebens; man kann

nicht einem Schmerze, und sei es auch der tiefste, unthätig nachhängen. Die Sense und das Winzermesser verlangen den Mann.

Die Anwesenden wurden nun beredtsamer. Man hörte den Trost, daß Josepp noch glücklich gewesen, da er den schnellen Tod gefunden habe; das sei besser als im Lazareth leiden, oder als Krüppel sich bis ans Grab schleppen. Der Alte hörte Alles geduldig an, nur wiederholte er noch einmal die Frage: „Wie wird man aber den Krieg heißen?"

Er sah mich dabei an, und ich fürchtete, da ich sein starres Antlitz und seinen gläsernen Blick sah, daß diese Frage bei ihm zu einer fixen werden und ihn in Wahnsinn treiben könne. Als man nun tröstend hinzufügte, daß Josepp doch noch ledig sei, fragte er: „Ist das Traudchen noch nicht aus dem Wald zurück?"

„Nein," hieß es, „der Piter ist ihr nach, sie sind aber bis jetzt noch nicht zurück."

Die Mienen der Anwesenden erheiterten sich und selbst der Alte stand auf und bot die Hand dar, als jetzt ein stämmiger Mann mit schneeweißem kurzem Vollbart, aber jugendlichem Antlitze eintrat. Der Alte weinte jetzt zum Erstenmal.

„Ja, weint nur," sagte der Eingetretene, es war der Hüttenmeister, „aber jetzt, Jos, jetzt gilt's, daß Ihr den Meister zeigt, der Ihr seid. In gewöhnlichen Tagen will's nicht viel heißen. Ich weiß wohl, uns wird es leichter. Was ist Theilnahme? Der Betroffene spürt keine Erleichterung davon. Wir sind nur gekommen, um Euch zu sagen, daß Ihr immer ein starker Mann gewesen und es jetzt doppelt sein müßt."

Die wohltönende Stimme schien beruhigend auf den Alten zu wirken. Er rief mild klagend: „Sie haben ihn ja auch besonders ins Herz geschlossen gehabt. Ach, lieber Gott! Uebers Jahr wird man kaum mehr wissen, wer er gewesen ist und wie er ausgesehen hat, und da wird's heißen: der alte Jos hat auch einmal einen Sohn gehabt, der hat Josepp geheißen, in Böhmen liegt er, in einer Grube, wer weiß mit wieviel und wer weiß wo!"

„Ja," fügte der Arzt hinzu, „es friert mich ins Herz hinein, wenn ich mitten in der Nacht geweckt werde, um einer alten Frau oder einem Kinde Erleichterung zu verschaffen, und da gehen sie hin und schießen die gesündesten Menschen todt oder zu Krüppeln."

„Wie hat es das Traudchen aufgenommen und wo ist sie?" fragte der Hüttenmeister.

Wie aufgeschnellt stand der Alte aufrecht und sagte: „Wir suchen sie schon den ganzen Tag und finden sie nicht; sie war Holz sammeln im Wald, man hat einen langen Haken und einen Strick gefunden, aber von ihr selber nichts; wenn ich meinen Josepp wieder hätte, wie gern wollte ich ihm das Traudchen jetzt geben."

Niemand antwortete hierauf.

Es trat eine längere Pause ein, da rief der Alte plötzlich: „Hubert, geh' aus der Stube! Auf die Straße!"

Der Knabe ging und der Alte fuhr heftig fort:



„Was wird von diesen Tagen in ihren Schulbüchern stehen? Wozu sollen die Kinder in der Schule lernen, wenn doch zuletzt nur Alles aufs geschickteste Todtschlagen ankommt?"

„Das nächste Geschlecht," erwiderte der Hüttenmeister, „wird noch mehr erkennen, was uns jetzt klar geworden ist: ein Staat, in dem jeder Einzelne zum vollen Menschen gebildet wird, ist unbesiegbar nach außen und unzerstörbar nach innen. Und während Oesterreich zusammenbricht und deutsche Fürsten ihren geliebten Kronschatz nach England retten, zeigt sich Preußen als der einzige wirkliche Staat."

Der Alte schien kaum gehört zu haben, denn dreinstarrend rief er:

„Sagt mir, wer bin ich, was ist das für eine Macht, wer ist der Staat, der allgewaltige, daß er uns aufrufen kann, meinen Sohn von Frau und Kindern weg und den andern, der sein Leben nun bereits drangeben mußte? Was thut uns der Staat? Sorgt er für die Darbenden, stützt er die Strauchelnden, hilft er den Gefallenen? Ein Jeder muß tagtäglich für sich selber einstehen. Wer ist der Staat, daß er Alles von uns verlangen kann? Wer bist du, daß

du meinen Sohn verschlungen? Ich fluche dir, ich habe keinen Theil an dir, und du, du nimmst mir mein Alles."

„Gott wird Euch verzeihen," erwiderte der Hüttenmeister, die Hand auf die Schulter des Alten legend, „gerecht ist die Klage des Vaters, aber ungerecht die des Bürgers."

„Ungerecht? wir haben diesen Krieg nicht gewollt!"

„Und die ihn gewollt haben, sind dennoch nichts als Unterthanen, Einberufene eines Commando's, nicht minder als die Einzelnen, die diesem Commando folgten. Ein Geist ist der Führer, dessen Plan und Ziel Niemand beherrscht und Niemand bannt. Der lebendige Hauch der Geschichte reißt die Verhüllung von der Fahne, darauf geschrieben steht: Deutsche Einheit und Freiheit."

„Was ist uns der Staat?" fragte der Alte wieder, „wir haben gearbeitet vom Morgen bis zum Abend."

„Frevelt nicht am Höchsten, was den Menschen zum Menschen macht," erwiderte der Hüttenmeister; „es gibt eine Macht, die alles Einzelleben in sich schließt, es ist die heilige Ordnung, das sichere, schirmende Gesetz, das Alle bindet, Alle schützt, ein Jedes in seinen Schranken belebt und entfaltet, Niemand kann ermessen, Niemand sagen, was sie ihm ist. Ohne diese heilige Ordnung wäre kein Grenzstein auf Eurem Felde fest, wäre Euer Haus, Euer Leben selbst in steter Gefahr. Ohne diese heilige Ordnung wäre alles Menschenleben wüst und wirr; zu ihrer Rettung und Erhaltung muß Alles eingesetzt werden."

„War denn diese heilige Ordnung in Gefahr gerathen?"

„Seit einem halben Jahrhundert lebten wir in beständigem Nothstand, in unaufhörlicher Empörung. Seit der Schlacht bei Leipzig ist ein Ringen und Kämpfen des deutschen Volkes, um sein eigen Selbst zu gestalten, im Gesetz für sich und in der Ehre vor den Mitvölkern. Daß doch endlich Deutsche gegen Deutsche kämpfen mußten, ist ein Zeichen, wie es dem Geiste allein nicht gelingen wollte, die verhärteten Vorurtheile und Abschließungen zu besiegen; daß sie mit dem Schwerte durchgehauen werden müssen, ist ein Zeichen der verrotteten Verwirrung. Niemand sage, dieser oder jener Fürst und die Fürsten überhaupt seien Schuld, die Völker sind es mit ihnen. Gesungen und gesagt ist genug von deutscher Ein-

heit, die That wollte nimmer erscheinen, jeglicher Kreis wollte schließlich immer seine eigene Umhegung wahren."

„Und glauben Sie," fragte der Arzt, „daß die volle erlösende That jetzt erschienen ist?"

„Leider nein, aber ein großer Schritt ist geschehen. Es ist die dritte Läuterung über unser deutsches Volk gekommen in diesem Jahrhundert. Zuerst der Befreiungskrieg, in dem das fremde Joch abgeschüttelt wurde, dann das Jahr 48, in dem wir uns auf unsere Zusammengehörigkeit besannen, aber uns noch nicht zur Entsagung in uns und zur Entsagung auf den Zusammenhang mit den zu Oesterreich gehörigen deutschen Ländern entschließen konnten. Jetzt hat die dritte Läuterung begonnen. Das Ziel, das seit einem halben Jahrhundert alle Vaterlandsfreunde erstrebten, ihm ist ein anderer Weg gegeben, als den wir wollten. Wer kann sagen: ich habe diesen Krieg gewollt, so gewollt?"

„Wir hatten den Befreiungskrieg, ist nun dies der Einheitskrieg?" fragte der Arzt.

„Ein Geist, den Niemand beherrscht, gibt diesem Kriege sein Ziel, wir Alle, Hoch und Nieder, sind vor ihm gleiche Unterthanen, und Opfer an Blut und Herzenswünschen werden von uns erheischt. O meine Freunde! Ich habe in diesen Tagen mit dem Aergsten gerungen, mit der Verzweiflung; es erschien mir als ein Glück, wenn ich nur mit gesundem Verstande über diese entsetzliche Zeit wegkomme."

„Es muß Sie besonders kränken," schaltete der Bürgermeister ein, „daß Ihre Landsleute so gegen uns auf sind."

„Das auch, aber ich habe die Zuversicht, daß, je schwerer das Vorurtheil zu besiegen ist, die Bekehrung um so inniger wird. Ich habe in diesen Tagen Trost gefunden im Einblick in die Geschichte. Auch in Italien und Nordamerika ging die Einheit des Staatslebens vom Norden aus. Das englische wie das französische Volk hat seine Einheit erst über Blutströme hinweg errungen. Daß das letzte auch bei uns so sein muß, daß wir aus der Geschichte nichts Neues lernen, um die alten Irrwege zu vermeiden, ist jammervoll. Das erlösende Wort, das der frische und freie Entschluß nicht sprechen konnte, der Krieg und die Nothwendigkeit preßt es aus. Der trockene

Weg in der Verständigung durch das Wort wollte auch bei uns nicht zum Ziele führen, es mußte Blut fließen."

„Und die von der Reichsarmee," fiel der Bürgermeister ein, „haben gar nicht anders gerechnet, als daß Preußen besiegt und gedemüthigt werden muß. Jetzt haben sie gelernt, daß es auch anders kommen kann."

„Ich fürchte," sagte der Arzt, „ich fürchte, wir gehen einem unerträglichen Hochmuth und Uebermuth des Junkerthums entgegen."

„Ich fürchte das keineswegs," entgegnete der Hüttenmeister, „ich habe in meinem Heimatlande genug erfahren, wie das war. Zwei junkerliche Lieutenants, die über alles Nichtpreußische die Nase rümpften, oder ein räsonnirender Handlungsreisender konnten eine ganze süddeutsche Stadt mit Preußenhaß vergiften. Dieses sich Brüsten und Rühmen wird nun aufhören. Nur wer nicht anerkannt dasteht, ist eitel und prahlerisch, und wer sich selbst nicht sicher und geborgen weiß, ist tadelsüchtig und unduldsam gegen Fremdes. Jetzt ist die preußische Tüchtigkeit anerkannt und die Kleinkrämerei und Aufgeblasenheit wird ihre eigene Lächerlichkeit einsehen."

„Ich muß doch nach dem Traudchen sehen," sagte der Alte, „ich bitte die Freunde, daß sie dableiben, bis ich wiederkomme."

Er verließ die Stube und das Haus.

„Ich glaube," sagte der Arzt, „wir haben den Jos verletzt, da wir von Dingen sprachen, die ihm, ohnedies schwer verständlich, jetzt in seinem Vaterschmerze doppelt fremd vorkommen müssen."

„Der Jos ist nicht empfindlich," entgegnete der Hüttenmeister, „und in der That, es gibt für das Einzelleben keinen Trost in solcher Zeit."

Wir sprachen noch hin und her, ob nicht doch vielleicht das alte bundestägliche Elend einer Trennung an der Mainlinie vorzuziehen sei. Der Hüttenmeister blieb bei seiner Ansicht, daß der lange Friede uns verweichlicht und den Blick in das Weite verengt habe; er behauptete, dieser Krieg bewirke einen Fortschritt von großer Bedeutung, wenn auch das ganze Ziel noch erst zu erreichen sei.

Er wurde in seiner Darlegung unterbrochen, denn draußen hörten wir die Stimme des Alten, der laut rief: „Bringt sie zu mir, in mein Haus, zu mir, mein . . .!"

Eine große Menschenmenge kam, sie trugen eine Frauengestalt in triefenden Kleidern und daneben ging der Piter, der jetzt auch mit lallender Zunge, aber nicht mit trunkener, schrie: „Sie ist nicht todt, sie kommt zu sich.“ Er schlenkerte dabei immer die Arme, von denen es tropfte. Vor dem Hause zog er plötzlich die Stiefeln aus und goß das Wasser auf die Schwelle.

Man brachte Traudchen in die Stube, sie wurde auf das Bett des Alten gelegt. Der Alte ging auf sie zu und legte die Hand auf das todtenblasse Antlitz.

„Traudchen,“ rief er, „ich bin dir nicht mehr böſ'. Wach' auf! Traudchen, du bist doch immer brav gewesen, thu' mir jetzt das nicht an, daß du stirbst. — Ach, Herr Doktor, gottlob, daß Sie da sind, helfen Sie,“ wendete er sich zurück.

Der Arzt trat herzu und die junge Frau zog den Pfeil, der noch im Zopfe des Hinterhauptes steckte, heraus, der Pfeil war blutig. Traudchen wurde aufgerichtet, Blut floß die offenen Strähnen herab. Wir Männer, außer dem Arzte, mußten die Stube verlassen, und bald rief die junge Frau zu uns Wartenden draußen: „Sie lebt, und sie verlangt nach Euch, Vater, und will Euch um Verzeihung bitten.“

Der Alte ging in die Stube, bald kam er wieder heraus und sagte: „Mein Josepp ist todt, nun hab' ich eine Tochter dafür.“

Es war Nacht geworden. Ich geleitete die Freunde noch eine Strecke Weges, dann kehrte ich wieder nach dem Dorfe zurück und saß lange todmüde am Ufer. Die Sterne glitzerten am Himmel und wiederspiegelten im Strome, die Luft war voll erfrischender Kühle, die Uferberge standen im Dunkel, und nur manchmal zwitscherte, wie verschlafen, eine Weindrossel, und eine Unke in der Wiese gab ihren eintönigen, glöckchenartigen Laut kund. Stille war ringsum und im Dorfe verlosch ein Licht nach dem andern. Ich schaute lange hinein in den sternglitzernden Himmel und auf das schlafende Dorf.

Da ist ein Mädchen jetzt wieder zum Leben erweckt, das den Tod in den Wellen gesucht hatte, und der Mann, der sich zu Grunde richten wollte, hat sie gerettet und ist gewiß nun auch aus seiner Verwahrlosung befreit. Dort liegt das Schiff, das der in der Feldschlacht

Dahingeraffte regierte; wann wird es seine Segel wieder blähen? Da schlafen jetzt die Menschen im Dorfe und die Einen vergessen, was sie betroffen, und die Anderen, was sie bedroht.

Was ist jammervoller, das Schicksal des Einzelnen, der nur sieht und empfindet, was ihn betroffen, oder das Schicksal Derer, die um das Gesammte zagen und trauern?

Wie ich nun hier am Ufer einsam wachend sitze, so Tausende rechtschaffener Herzen im Vaterlande, und sie Alle starren hinein in die Verwirrung, die mit diesem Kriege über uns gekommen. Wie wird sie sich lichten? Kann ein äußerer Erfolg zu einem inneren Bunde führen? Wer erweckt wieder die Bruderliebe zwischen Denen, die sich im blutigen Kampfe gegenüberstanden?

Durch die Städte, durch die Länder zieht die Seele ruhelos und fragt: Wo seid ihr, Freunde? Sind wir getrennt, sind wir eins?

Du Freund klaren Geistes, mit heißem vaterländischem Herzen unter dem Waffenrock, wie ganz anders war's, als wir, jetzt vor einem Jahr, in solcher Nacht aus dem lärmenden Getreib der Zechgenossen uns wegstahlen und unter den Linden auf dem Walle deiner Garnison von guter Zuversicht in alle Zukunft sprachen. Jetzt commandirst du, dort im Odenwald, deine Schwadron gegen Preußen. Wie ist dir die Seele zerspalten! Welchen Sieg kannst du wünschen? . . .

Und du, o Freund, dort im Norden, deine feinsinnige Natur freut sich an der Geistesblüthe aller Zeiten wie an einer eben aufgebrochenen Blume; du sitzest in deinem Studirzimmer, wo von den Wänden die Bilder der Alten dich anschauen; auf deinem Schreibtische steht Lessings Statuette und spricht mit dir . . . Verzweifelst du nun auch an der deutschen Bildung und klagst: Was sollen wir im Kleinen weiter bauen und pflegen, wenn doch schließlich wir Arbeiter im Geiste beschämt dastehen, weil wir so gar nichts gelten sollen? . . .

Ach in tausend Häuser und Herzen dringt die Seele und überall begrüßt sie Trauer.

Am Ufer, an dem ich saß, war kein Schiffer mehr, drüben aber in der Stube des Fährmanns leuchtete noch ein Licht.

Fieberfrost schüttelte mich.

„Hol' über!“ rief ich laut in der stillen Nacht, und „Hol' über“ tönte es in verstärktem Echo von den Bergen jenseits.

Das Wort wurde mir zum Sinnbilde.

„Hol' über!“ ruft es aus dem Munde aller Vaterlandsfreunde; er komme, der sichere Fährmann, der Wache hält in der Nacht; er komme und hole uns hinüber über den Strom von Blut und Thränen, der jetzt vor uns fließt. Auch dieser Strom soll nicht trennen, er soll binden. „Hol' über“ soll der Bruderruf sein jenseits des Krieges. Die Selbstbesiegung sei größer als jeder andere Sieg, der Sieger nicht stolz, der Besiegte nicht gebrochen und verbittert. Die so oft ausgesprochene Einheit des Vaterlandes, sie ist mit Blut erkauft, und dies Blut schreit zum Himmel, wenn es vergebens geflossen.

Die große nimmer ermüdende Arbeit des Geistes, sie muß aufs Neue beginnen, wenn die Kanonen schweigen; denn nur der Geist bindet und eint und versöhnt. „Hol' über! Hol' über!“ rufe es von Herz zu Herz.

Als ich am Morgen — der erste Julinebel stand über dem Rheinthal — wieder stromaufwärts ging, begegnete mir der Lockere, der sich heute stattlich aufgeputzt und Stiefeln angezogen hatte. Ohne meine Nachfrage abzuwarten, theilte er mir den Entschluß mit, den jeder vernünftige Deutsche jetzt ausführen müsse, und er mache den Anfang: er wandere nach Amerika aus, Europa sei dem Säbelregimente und der Fäulniß verfallen u. s. w.

Es war nicht nöthig, dem Lockeren entgegen zu halten, daß, wer ein Herz für das Vaterland hat, nie und nimmer in bloßer Eigensucht es verläßt, und daß im Gegentheil Deutschland voll frischester Bewegung ist wie noch nie.

Der Lockere wußte Alles im Voraus viel besser.

Ich ging weiter und fand meinen Alten auf dem Felde Korn schneiden und Piter, der sich dem Müssiggange und Trunke ergeben hatte, half ihm jetzt dabei.

„Wie geht's dem Traudchen?“ fragte ich.

„Ganz gut, aber freilich arg traurig ist es über das, was ihm geschehen ist und was es hat thun wollen. Es will, wenn es wieder ganz gesund ist, unter die barmherzigen Schwestern gehen; ich habe nichts dagegen, aber wenn es bei mir bleiben und mich auf meine alten Tage pflegen will, ist mir's lieber. Habe heute auch schon eine gute Nachricht: Mein Aeltester ist gefangen worden. Er hat's nun grade nicht gut, aber das Leben behält er doch und es ist genug, daß ich einen — —" seine Stimme stockte und er wetzte seine Sich. „Wissen Sie noch," sagte er während des Wetzens, „wie der Hubert vor ein paar Tagen da geschrieen hat? Meine Söhne waren an jenem Tage frisch und gesund im Quartier. Wenn nun an dem Tage was geschehen wäre, hätte man gesagt: Das ist eine Ahnung. So Etwas muß man sich merken, damit man keinen Aberglauben über sich kommen läßt."

Ich erquickte mich an dem starken Sinn des Alten, und als ich nun meine Freude ausdrückte, daß er wieder arbeiten könne, erwiderte er: „Was will man machen? Man muß arbeiten, so lange man lebt und zu leben haben muß. Nur nicht müssig sein!"

Piter schaute bei den letzten Worten rasch auf, dann schnitt seine Sich um so schneller.

Das Wort meines Alten ging mir zu Herzen, und ich meine, es können's auch Andere beherzigen. Ein Jeder muß unverdrossen auf seinem Arbeitsfelde schaffen und wirken, wie es der Tag erheischt.

Als ich nach einer Weile von dem Alten Abschied nahm, sagte er: „Heut gibt's einen heißen Tag. Ein Julinebel bringt viel Thau und dann viel Sonne, die das Korn und den Wein zeitigt."

Und so sei es! Möge der Morgennebel voll düsterer Verhüllung, in dem wir noch stehen, auch einen gesegneten Tag bringen, der das Korn und den Wein des höheren Lebens zeitigt zur Erquickung der Trauernden und zur Freude der rüstig Schaffenden.

Neue Stücklein vom alten Gevattersmann.



Eine Reiselehre.

Wie soll man's auf Reisen halten? Wer hat zuerst zu grüßen? Derjenige, der den Berg heraufkommt oder der ihn herabsteigt?

Da kann ich dir eine gute alte Regel geben:

Wenn du auf deiner Wanderung den Berg hinuntersteigst, so grüße den, der erst die Mühe hat, hinaufzusteigen, und wenn du hinaufsteigst und es begegnet dir ein Herabkommender, so grüße den, der die Herrlichkeiten bereits genossen hat, und freue dich, daß er sie dir zum ungeschmälerten Genusse stehen ließ.

Sei versichert, es werden dir sehr Viele sehr protzig danken oder auch gar nicht; es gilt ja für vornehm, sich nicht um seinen Nebenmenschen zu bekümmern, aber in der Kirche natürlich wird immer von Menschenliebe und von Kindern Eines Vaters gesprochen. Wenn du trotzig abgewiesen oder auch nur scheel angesehen

wirst, laß dich's nicht verdrießen, sondern freue dich, daß du reicher bist als diese ewig Verdrossenen, denen die Vornehmthuerei die Knochen angefressen hat.

Der heilige Cumpan.

Du kennst die Geschichte wohl — mit diesen Worten beginnt der Herbergsvater gern eine Erzählung, um sich gegen den unterirdischen Geisterruf: Meidinger! zu decken, und dann erzählt er seine Geschichte flottweg. So soll's auch mit dieser sein. Also du kennst die Geschichte wohl? — Es war einmal ein Bauer, der hatte einen guten Freund, einen Kaufmann, der sich vom Geschäfte zurückgezogen und seine Tage in ruhigem Landleben beschließen wollte. Die Beiden lebten im besten Vernehmen mit einander.

Eines Tages kommt der Bauer und bittet seinen Freund um ein Darlehen von dreihundert Thalern. „Mit Vergnügen sollst du's haben," sagt der Kaufmann, „und schreib du selbst nach Belieben in den Schuldschein den Tag, wann du mir's wieder bezahlen willst."

Der Bauer macht ein schelmisches Gesicht und schreibt. Der Kaufmann bewahrt den Schuldschein auf. Es vergehen Monate, es vergeht ein Jahr, der Bauer bezahlt nicht, endlich mahnt ihn der Gläubiger. „Ja," sagt der Bauer, „das hat gute Weile, ich habe dir ja geschrieben: ich bezahle am Tage des heiligen Cumpan, und dieser Heilige steht gar nicht im Kalender."

Der Kaufmann hält das für Scherz, als er aber Ernst sieht, klagt er vor Gericht. Der Bauer erzählt lachend dem Richter seinen Schelmenstreich. „Die Sache ist in Ordnung," sagt der Richter, „der heilige Cumpan steht nicht im Kalender, aber . . ."

„Was aber?"

„Der Tag steht doch im Kalender, da ist der Tag Allerheiligen und da ist der heilige Cumpan auch dabei, und da müßt Ihr bezahlen."

Chronik eines Finkennestes.

Beobachtungen und Parallelen aus dem Leben der Thiere.

Schandau an der Elbe.
(Mitte März 1859.)

Treffe ich unverhoffte Freude! Im Berggarten auf dem Apfelbaum, daran noch die Knospen geschlossen sind, nistet ein Finkenpaar. In der Achsel zweier Zweige, die eine Gabel bilden, ist der Unterbau sicher und geschickt angebracht; noch ist er nichts als eine unförmliche Unterlage, aber der Bauplan ist streng und unwandelbar. Im niedern Thierleben gibt es keine Nester. Ließe sich nicht auch am Nesterbau die Stufenreihe der höheren Organisation verfolgen? Im Nestbau zeigt sich doch, daß es im Thierleben auch ein Denken und Mühen für morgen gibt, daß da auch nicht immer, buchstäblich genommen, in den Tag hinein gelebt wird. Die Thiere haben nicht für Nahrung und Kleidung zu sorgen, aber die Wohnungsnoth ist auch ihnen nicht erspart. Freilich wissen sie nichts von der Barbarei der Menschen, die sich sittlich und religiös nennen und doch keine Familie bei sich einziehen lassen wollen, die nicht kinderlos ist. — Die Vögel bauen nur für die Nachkommenschaft.

Das Vogelpaar hat viel Noth und Plage, bis es sein Heimwesen hergerichtet, aber es ist jung, fröhlich und in glückseliger Liebeszeit, jetzt noch auf der Hochzeitsreise, bald da, bald dort übernachtend.

Es mag viel Ueberlegens gekostet haben, wo man sich denn eigentlich ansiedeln wolle. Die Zerstreuung über alle Gegenden —

um jede zu dichte Bevölkerung zu vermeiden — scheint in der Vogelwelt von selbst geordnet; aber auf welchem Baum man sich niederlasse, das hat gewiß manches Hin- und Herfliegen und viel Ueberlegung gekostet. Der Finkenhahn hat in männlicher Selbstherrlichkeit eigenmächtig die Entscheidung getroffen, und nicht etwa die Rücksicht auf befreundete Nachbarn, die man habe, hat zuletzt die Ansiedelung fest bestimmt — man hat das nicht nöthig, man ist sich selbst genug — das Wichtigste ist, daß man keine Feinde in der Nähe habe, die einem die Ruhe rauben, das Leben verbittern, ja sogar gefährden.

Unsere Finken lieben die Nähe der Menschen, weil in den



Gärten bei den Menschenwohnungen die vierfüßigen und geflügelten Raubthiere nicht so daheim sind.

Auch im Thierreiche scheint die Baukunst eine männliche Kunst zu sein. Meister Fink richtet und schichtet Alles, die junge Frau trägt nur zu oder heftet nur lose an, erst der sangreiche und kunstfertige Schnabel des Bauherrn und Baumeisters zugleich bringt Alles in gehörige Richte, und er erhält dafür manches einsilbige, aber wohl vieldeutige Lob von der liebenden Ehehälfte. Zwischen hinein gönnt er sich eine Erholungsminute auf dem benachbarten Birnbaum und schmettert aus voller Kehle seinen lustigen Sang, wie wenn er sagen wollte: „Sieh, mein Schatz, das strengt mich gar nicht an und ich bin nie vergnügter, als wenn ich recht arbeite.“ Und er beguckt sich hüben und drüben und darf sich bekennen, er sieht schön aus, etwas bunt bekleidet, aber das lieben ja die Weiber.

In der Vogelwelt muß man dem Männchen die Bezeichnung des schönen Geschlechts zuerkennen, wie man schon in jedem Hühnerhof sehen kann. Auch an Zungenfertigkeit steht das Weibchen dem Männchen weit nach. Freilich theilt der Singvogel diesen Vorzug mit den Fröschen, wo auch das Männchen singen und die Donna nur knurren kann. Meister Fink hat nicht nur jetzt sein Hochzeitkleid an, sondern die Frau kann es ihm überhaupt an Farbenpracht nicht gleich thun; sie ist einfach, aber geschmackvoll, vorherrschend in Grau gekleidet, nur an den Flügeln zeigt sich etwas Weiß und Grün.

(1. April.) Täuscht das Auge oder ist es wirklich so? Der Bau schreitet nicht vor. Das junge Paar zeigt sich, fliegt aber bald wieder fort und zwitschert auf dem benachbarten Baume.

(3.) Richtig! Das Nest ist verlassen, und wer ist Schuld? Der betrachtende Mensch. Das tiefste Naturleben ist unbelauscht, muß es sein; die Wurzel der Pflanze ruht im Dunkel und das Geheimleben der Thiere entzieht sich dem forschenden und betrachtenden fremden Auge. Also verscheucht! Die Furchtsamkeit ist die Schutzwaffe der Schwachen und Wehrlosen.

Auch hier nun eine Ruine, eine verlassene, zerstörte Burg. Wer weiß, ob nicht bei dem Paare dort, das so heftig zwitschert, die Frau dem Manne vorwirft, daß sie nachgegeben, sich hier anzubauen; sie hat ja vorher gesagt, daß es hier nicht geheuer ist, und jetzt hat sich's bewahrheitet: da ist ein seltsames Geschöpf gekommen, das sich noch zwei Scheiben vor die Augen heftet und aus einem Stengel im Munde Rauch ausbläst; dem ist nicht zu trauen, drum fort! ausgewandert! Schade, schade um die vergebliche Mühe! Der Mann bleibt indeß keine Antwort schuldig, und bei dem eigenen Mißmuth über eine mißlungene Arbeit sind Vorwürfe just nicht das Angenehmste. Meister Fink schüttelt den Kopf und sagt mit sichtlich erzwungener Ruhe: „Du hättest nicht nachgeben sollen, wenn du es besser wußtest, aber du hast auch nichts gewußt; und eigentlich solltest du dich schämen, du willst eine rechtschaffene Finkenmutter werden und bist so furchtsam? Und ich schwöre darauf, das Ungeheuer hat uns gar nichts thun wollen. Ich kenne die Welt, ich weiß besser, was darin vorgeht." — „Ich Arme," klagte die Frau, „o, ich muß

unschuldig leiden! O, was für einen bösen Mann habe ich! Das hätte ich nie geglaubt! O, wenn das meine Mutter wüßte!"

Schade, daß nur die Menschenweibchen weinen können, Frau Fink möchte auch gern weinen, aber sie bringt's nicht zuwege, und sie trutzt, und der Gemahl gibt ihr die besten Worte; von Vorwürfen ist gar keine Rede mehr, er ist seelenfroh, daß sie nur wieder gut ist, und er sagt endlich: „Du hast Recht, ich bin etwas unüberlegt; aber jetzt folge mir, drüben überm Strom, schau, dort im Walde, da ist es viel fröhlicher und ich bringe dir den besten frischen Tannensamen; der ist viel besser und gewürziger als der Salatsamen aus den Gartenbeeten. Du gehst doch mit?" — „Ich folge dir über den Strom und in den wilden Wald, ich bin deine Frau und gehe überall mit hin; nur mache mir keine Vorwürfe mehr." — „Nein! Nein!"

Und fort fliegen sie über den Bach und nach dem Bergwald, das Menschenkind hat das Nachsehen und es ist vorbei mit dem wundersitzigen Betrachten des Vogellebens.

(15. April.) Alles gleicht sich aus in der Welt. Was einer wahrhaft und unabläßig sucht, findet er, und meist findet er's, wenn er äußerlich und mit Willen kaum mehr suchte; das Wollen stand in der Seele unbewußt, lauschend, und nun bietet sich ihm das Gewünschte dar.

Sieh da, just vor meinem Fenster auf dem Apfelbaum, etwa zehn Schuh in gerader Linie von dem Fenstersims, ist ein fertiges Vogelnest, darin Buchfinken wohnen, und offenbar ein sehr altes und wohl schon von vielen Geschlechtern bewohntes; denn an der Außenseite des Nestes hat sich das gleiche Moos angesetzt wie an dem wohl zwei Faust dicken Aste, daran es sich lehnt, und dieses Moos braucht sehr lange zum Wachsen.

Ich habe immer gehört, daß die Singvögel stets neue Nester bauen und bewohnen, es scheint also diese Regel doch nicht so allgemein zu sein. Oder sollte ich mich täuschen und dieses Moos nur ein ähnlich grauer Kitt sein, den die Vögel mit ihrem Speichel bereiten?

Es ist bekannt, daß in der Regel der Finkenhahn vorauskommt und den Hausstand wesentlich fertig einrichtet, dann kommt das

Weibchen nach; aber unerklärt bleibt es immer, wie sie ihn findet, wie sie einander erkennen. Man hat auch beobachtet, daß oftmals Finken in der Nähe der Menschenwohnungen überwintern, auf Futter vertrauend. — Ich hoffe neue Beobachtungen zu machen. Mein Standort ist günstig und bequem.

(16.) Das Nest ist sehr weise angelegt. An dem untern nordöstlichen Ausläufer des Hauptastes ist ein nicht ganz faustdicker Zweig abgeknickt und die Rinde ein Stück weit abgelöst; da, wo dieser Zweig mit dem Hauptast eine Achsel bildet, ist das Nest angebracht, und gegen Westen, wo hier die Wetterseite ist, strebt ein breiter Ast etwas gebogen in die Höhe und deckt das Nest fast ganz vor Regen und allen Unbilden des Wetters.

In jungen Jahren kletterte man behend einen Baum hinauf und schaute in ein Vogelnest. Das geht jetzt nicht mehr, und ich wäre auch besorgt, die Vögel zu verscheuchen; sie sollen mir nur stillhalten zu allerlei Wahrnehmungen.

Der unvergeßliche „Rheinische Hausfreund" hat seine „Betrachtungen über ein Vogelnest" an ein leeres Nest angeknüpft, vielleicht kann ich, ihn fortsetzend, das allmälige Werden und Sein, das sich darin aufthut, erkennen.

(17.) Es weht ein heftiger Wind und schüttelt den Baum, seine Zweige schwanken hin und her, auch der Ast, darauf das Nest ruht. Der Vogel sitzt ruhig in seinem Neste, der Wind sträubt ihm kein Federchen, er liegt mit dem Kopfe nach Osten, woher der Wind kommt, und im Rücken deckt ihn der breite Ast. Der Vogel dreht nur manchmal den Kopf rechts und links, wie wenn er sagen wollte: „Das ficht mich nichts an, bin's gewöhnt, auf schwankendem Aste ruhig und fröhlich zu sein. Seht nur dort meinen Gemahl, wie er auf der höchsten Baumspitze in den Wind hinein pfeift, und der Zweig schwankt immer heftiger von seinem Sange; es bricht kein Zweig, worauf wir stehen oder bauen, das müssen wir besser wissen, wir haben's probirt. Wind und Wetter fürchten wir nie, nur schleichende Katzen und Wiesel und Marder und unversehens aus der Luft herabschießende Raubvögel."

Der Tag ist wieder hell und heiter geworden, ein echter herbkräftiger Frühlingstag. Wenn ich nur in das Nest hineinsehen

könnte! Es müssen schon Eier darin sein, aber mein Standpunkt ist nur wenig erhöht über dem Neste. Dieses — jetzt ist eben das Weibchen fort — ist an den Rändern so übergebogen, daß kein Regen hineinfallen kann, und nur auf erhöhtem Standpunkt könnte ein Blick hineindringen. Ich muß mich begnügen, von diesem Hausstande so viel zu erkunden, als sich eben nach außen kund gibt.

Wenn ich den Vogel so ansehe, wie er daher fliegt, eine Weile vor dem Neste steht und dann hinein huscht, hat er im Ganzen betrachtet die Eiform, aus der er sich entwickelte.

(18.) Am frühen Morgen sitzt die Henne lange auf dem Neste, dann gegen Mittag ist das Nest oft stundenlang verlassen. Die Henne fliegt immer abwärts vom Baume und fliegt auch immer von unten herbei zum Neste; sie will wohl bedachterweise durch Ab- und Zufliegen den Standort ihres Nestes verbergen.

Die Henne sitzt meist still im Neste und dreht nur manchmal den Kopf, bisweilen jedoch zwitschert sie, und da antwortet der Hahn lustig vom Baume selbst oder von dem benachbarten; sie antwortet ihm oft lange nicht, dann schmettert er schneller drein: „Hörst du mich nicht? Sei nur nicht so verzagt! Deine Großmutter hat dasselbe durchmachen müssen wie du. Hörst du mir gar nicht zu? Gib doch Antwort, sei gut, nur ein einzig Wort; oder soll ich zu dir kommen?“ — „Nein, nein, bleib nur, laß dir's wohl sein, ich gönne dir's,“ so antwortet sie endlich mit halb unterdrückter schmerzlicher Stimme, und sie kann den Kopf nicht mehr halten, sie drückt ihn auf den Nestrand — „Sei jetzt still und laß mich schlafen!“ Der Hahn fliegt über den Baum weg, sie blinzelt ein wenig auf und schließt die müden Augen wieder und düselt so drein.

(19.) Die Henne ist unruhig im Neste, verläßt es aber nur kurz, und wenn sie wieder da ist, wendet sie sich unruhig hin und her, steht auf, bettet frisch mit Schnabel und Fuß, legt sich abermals nieder, und den Kopf auf den Nestrand gedrückt, stößt sie bisweilen Klagetöne aus, wobei sie erzittert und sich manchmal schüttelt. Ich meine zu beobachten, daß sich der brütende Vogel im Neste nach der Sonnenwende dreht; am Morgen liegt er unabänderlich stets mit dem Kopfe nach Osten, und auch am Mittag habe ich jetzt schon mehrmals gesehen, daß er mit dem Kopfe sonnenwärts liegt.

(23. Morgens, regnerisch.) Die Henne liegt ganz ruhig im Neste, hat meist den Kopf unterm Flügel; sie schläft aber nicht, denn sie hebt den Kopf fast jede Minute, schaut sich um und verkriecht sich wieder in sich. Sie hört gar nicht darauf, wie der unverzagte Gatte trotz Sonnenlosigkeit überaus lustig ist und wohl gar den bewölkten Horizont als überaus günstig preist. Da gibt's besonders schmackhafte kleine Falter, die schmecken wie die ersten Spargeln, und auch pikante Larven; die Henne hört nicht darauf, sie hat jetzt gar keinen Appetit.

Mittags bei stürmendem Regen liegt die Henne, sich nicht rührend und regend, mit dem Kopfe nach Westen gegen den schützenden Ast, der sie ganz vor dem Regen deckt. Mag's wettern und nässen wie es will, es läuft Vieles ab, wenn man sich nichts daraus macht und ein warmes Herz hat, und warm muß jetzt der Vogel haben, denn er braucht ja dreißig Grad Wärme zum Brüten und der Thermometer zeigt nur elf Grad. Der Hahn singt mitten im Regen immer lustig drein. Wie groß ist wohl die Eigenwärme des Vogels, und ist sie im Brüten gesteigert?

(24. Morgens.) Der Regen hat aufgehört, aber noch ist Alles triefend naß. Der Apfelbaum ist mit röthlichen Knospen bedeckt, sie haben im Regen die Schuppenhüllen gesprengt, vielleicht sind jetzt auch schon im Neste die Küchlein ausgekrochen. Die Henne fliegt in der Frühe eine Weile aus, der Gemahl kann wohl festes Futter mit heimbringen, aber für den Morgenkaffee hat er kein Geschirr, und es scheint, daß das an den Zweigen herunterfließende Wasser, das man doch so nahe hat, nicht mundet. Die Henne fliegt aus, wie immer abwärts; sie kommt heim, hat sich offenbar erfrischt auf ihrem Morgenflug. Wer weiß, ob sie nicht gar am Ufer des nahen Flusses ein Kaltwasserbad genommen hat? Sie sieht äußerst geweckt und stramm aus. Auf der Schwelle ihres Hauses, auf dem Aste, ruft sie: Witwit! und husch liegt sie im Neste und rührt sich nicht mehr.

(25.) Die Zweckmäßigkeitsklügler haben ihr Urbild in jenem Weisen, der die wunderbare Einrichtung der Natur pries, die in dem Katzenfell gerade da Löcher anbrachte, wo die Augen sind. So könnte man auch sagen: „Der Vogel hat's gut, daß er den Kopf leicht drehen kann, ohne die Körperlage zu ändern; das erleichtert

ihm das Brüten und gibt ihm doch stets Bewegung in der Ruhe." Aber das ist ja im großen Ganzen wie im Einzelnen die Norm, daß die Harmonie alles Seins nur die Folgerung, die aus einander gelegte Entwicklung der gesetzten Bedingung ist. In anderer Weise kommen wir sonst darauf, es wunderbar zu finden, daß der Vogel Federn und der Fisch Schuppen hat.

Mein Fink hat es nun doch bequem, die Speise läuft ihm wirklich in den Schnabel. Ich sehe, wie die Henne manche Ameise, manchen Baumkäfer, die den Ast hinaufkriechen, vor dem Ende ihrer Laufbahn verschlingt; des Einen Tod des Andern Brod, sagt schon das Sprüchwort.

(26.) Der Vogel ist jetzt beim Brüten ganz regungslos und sieht abgemattet und schläfrig aus. Es kommen auch andere Vögel auf den Baum, aber sie halten sich auf der Südseite desselben, und kommen sie auf den großen Ast, darauf das Nest ruht, so halten sie sich doch etwas entfernt.

Soeben war ein Blutfink, sogenannter Gimpel, da; er ist ein naher Vetter unserer Buchfinken, es scheint aber kein besonders verwandtschaftliches Verhältniß zu bestehen. Man ist offenbar gespannt mit einander. Der Gimpel saß aufgebläht auf einem Zweige über dem Neste; es gab hin und her kein einzig freundlich Wort; im Gegentheil, die Buchfinkenhenne schaute starr auf zu dem eindringlichen Gaste, verwendete stumm und steif keinen Blick von ihm, bis er davon flog; erst jetzt wendete sie den Kopf und steckte ihn wieder unter den Flügel. Der närrische Vetter wird wohl in Zukunft seine ungebetenen Besuche unterlassen. Was geht ihn ein fremdes Hauswesen an? Er soll für sich sorgen, er hat genug für seine eigene Familie zu thun. Und wir wollen ja auch nichts von ihm.

Die Henne und der Hahn müssen doch oft nichts von einander wissen. Soeben ist die Henne ausgeflogen, der Hahn kommt heim, setzt sich eine Weile auf das Nest, pfeift: Tücktück! offenbar grollend; es kommt Niemand, er fliegt fort nach dem Bergwald zu, die Henne kommt erst nach einer Weile von der andern Seite.

(28.) Das Nest ist verlassen. Wenn schon Junge da sind, muß es ihnen manchmal schlimm ergehen. — Es hat keine Noth. Wenn die Menschenpflege nur immer so sicher wäre, wie die der Thiere.

Die Thiere wissen genau, wie weit das Nest verkühlen darf; mit ihrer Schuld sind noch keine Jungen verkommen.

Ein prahlerisch bequemes Flickwort hat sich eben da angesetzt, wo eine Lücke in unserm Wissen ist. Wie groß thun Viele mit dem Wort Instinkt, und was sagt, was erklärt das Wort eigentlich? Weiter nichts als: hier sind Erscheinungen, die wir nicht verstehen. Wir sehen die Pflanze sich entfalten, die Blüthen treiben am Baum, und da heißt es: das ist Naturgesetz. Wir sehen das Thier scheinbar frei walten und doch gebunden stets dasselbe verrichten, und wir nennen das Instinkt. Wir können da wie dort nur die Erscheinungen constatiren; das, was das Gesetz gibt, können wir nicht ergründen, nicht in uns, nicht in der umgebenden Welt. Wir sagen: im Thiere ist sein ganzes Thun und Lassen einzig und allein von der Körperbeschaffenheit bedingt; wir sehen das Stetige seines Seins, aber wir sehen auch, daß die ausgebildeten Thiere je nach Zeit und Umständen ihre Anordnungen treffen. — Wir stehen immer wieder vor dem Geheimniß des Lebens, und es mag wohl sein, daß auch die Barbarei gegen die Thiere — die durch Vereine gegen Thierquälerei nicht grundmäßig beseitigt wird — erst dann den rechten Gegensatz in den Gemüthern gewinnt, wenn wir auch in den Thieren ein höheres Leben achten lernen, ohne uns dabei in Empfindsamkeiten zu verirren.

(29.) Der Hahn kommt immer stolz von oben herunter zum Neste in mehrfachen Absätzen, als stiege er auf einer Paradetreppe herab. Er frißt was aus dem Neste. Sind die Eier verkommen? Die Henne brütet oft lange nicht, es schleicht eine trächtige Katze um den Baum — es wäre jämmerlich, wenn wir mit einander nichts als das leere Nachsehen hätten!

(30.) Was pickt das Männchen heute wieder aus dem Neste? Es muß etwas da sein. Was ist's?

(**1. Mai.**) Es sind Junge da! Zu spät habe ich den eigentlich richtigen Standpunkt entdeckt. Von der Dachkammer aus kann man gerade ins Nest hinein sehen. Es ist wie ein Blick ins Herz der Natur, aber es sieht noch chaotisch darin aus, nebelhaftes Grau, wie schwimmender Brei. Die weißlich graue Ausfütterung des Nestes mit Waldwolle und feinen dürren Gräsern, das fließt jetzt in Eins zusammen mit den grauflaumigen Küchlein: das Nest ist jetzt gemein-

same Bekleidung. Das Picken und Kauen des Hahns im Neste muß ein Abthun der Eierschalen gewesen sein.

Das Nest ist jetzt oft verlassen, dann aber ist die Sorge der Eltern nur um so emsiger. Ich kann nicht sehen, wie und wie viel sie äzen, die Alten stehen auf dem Rande und decken dabei das ganze Nest zu, und wenn sie fort sind, ist Alles Ein Flaumenbrei.

Die Henne prustet sich breit auf, wenn sie heimkommt und sich wieder aufs Nest setzt, und dann kratzt sie im Neste herum und schüttelt sich und die naß gewordenen Jungen, denn der Nebel fällt und ein ergiebiger Landregen macht sich ganz heimisch.

Die Knospen am Baum sind tiefroth und da und dort bricht schon eine auf; im Neste sind auch, wenn man so sagen kann, aufgebrochene Knospen.

Der Hahn versorgt die Jungen sehr hausväterlich, wenn die Frau Mutter nicht da ist, und er sieht dabei äußerst stolz und selbstbewußt aus; sein Gefieder ist aber auch jetzt wunderbar schön: grünlich glänzend am Oberhaupt und Rücken, rothschimmernd an der Brust und die Flügel mit dem weißen Vorstoß prangend in allen Farben, dabei das Straffe und Geschlossene in seiner Haltung und Gewandtheit in allen seinen Bewegungen.

Nach der Fütterung betrachtet er eine Weile ruhig mit sichtlichem Vaterbehagen die junge Brut. Er nickt mehrmals, wie wenn er sagen wollte: „Ja, ja, man kann sich von Vielem in der Welt im Voraus eine Vorstellung machen; aber ein Kind vor Augen, und nun gar eine ganze Brut — da weiß man doch erst, wenn man's in Wirklichkeit erlebt, wie Einem zu Muthe ist. Das läßt sich nicht vordenken."

Wie der Hahn in drei Absätzen immer von oben herunter kommt mit vornehmer Herablassung, so verläßt er das Nest auch immer mit erhabenem Stolze, als wollte er sagen: „Flügelthüren auf!" In kräftigem Satze hüpft er zwei-, dreimal aufwärts, pfeift sich eins, und dann Ade! Seid ohne Sorg', ich komm' bald wieder!

(**2. Mai.** Nur drei Grad Wärme.) Die Henne verläßt das Nest fast gar nicht, sie muß gut einheizen; fliegt sie einmal auf, die Jungen erfrieren nicht so leicht, so wenig als die Knospen hier am Baum; die freie Natur macht wetterhart.

(Abends.) Der Hahn pfeift, die Henne antwortet nicht mehr vom Neste aus, wie zur Eierzeit, sie fliegt aber doch bald fort und kommt schnell wieder.

(3.) Die Henne sitzt auf dem Neste, der Hahn kommt mit Futter; sie steht auf, die Jungen werden gefüttert, und sie hilft nach, wenn er Einem etwas ungeschickt den Bissen gegeben. Man sieht nichts als rothe Schnäbel sich aufsperren; ich glaube, es sind fünf. Der Hahn bleibt noch eine Weile nach der Fütterung, er schüttelt den Kopf und will gewiß sagen: „Ja, ja, ist doch merkwürdig, es nimmt einen oft Wunder, wie man sich allein fortbringt, wo man Nahrung findet; und jetzt, jetzt sind so viel hungrige Schnäbel da, und ich kann sie alle befriedigen. Ich bin aber auch fleißig, wenn ich eine Zeitlang blos gebummelt habe; da siehst du, wie ich fleißig sein kann, wenn's drauf ankommt." — „Ja wohl," nickt die Frau, „aber halt dich jetzt nicht auf und komm bald wieder." Jupjup! fliegt er davon.

(4.) Die Henne antwortet jetzt dem äußerst wohlgemuthen Gatten, wenn er vom Nachbarbaum herüber ruft, wieder manchmal vom Neste aus mit abgebrochenem Zwitschern. — Eben ist sie fort und schon wieder da. Sie füttert zwei zweimal, die anderen kriegen nichts; dann fliegt sie wieder rasch fort und nimmt aus dem Neste etwas Weißes mit im Schnabel. Ihr Flug ist jetzt viel behender als zur Brutzeit.

Hahn und Henne kommen eben mit einander, er nimmt indeß der Frau die Speise ab und theilt aus; das ist Hausherrnrecht, und er scheint auch das Füttern besser zu verstehen, oder sie hat zu viel im Schnabel und kann die Portionen nicht austheilen. Der Hahn fliegt fort, die Henne bleibt da. Es scheint, sie hat die Kleinen zu strehlen und zu kämmen und ihnen das Bett besser zu machen, und nun breitet sie sich weit aus einander; sie ist doppelt so umfangreich als früher, und manchmal pickt sie, ohne aufzustehen, hinab in die Tiefe des Nestes.

(5. Starker, sprossenreifender warmer Regen.) Das Nest ist lange leer, die lustige Brut lernt bei Zeiten einen Puff vertragen. Der Hahn ist jetzt überaus fleißig, er zeigt sich als rechtschaffener Nährvater. Ich habe nun auch die Ehre, manchmal auf meinem Beobach-

tungsposten von ihm betrachtet zu werden; ich glaube, er sieht mir's an, daß ich ihn lobe.

Die Henne sitzt jetzt als echte und gerechte Glucke auf dem Neste. — Die Jungen sind noch blind, sie können weiter nichts als die Schnäbel aufstrecken; sie merken es aber alsbald, wenn eines der Alten ankommt; ist es auf dem Zweige — der Schwelle des Nestes — so strecken sie die Schnäbel weit auf; fünf rothe Schnäbel öffnen sich wie auf Einen Zug, wie die Blumenkelche des rothen Fingerhuts. Sind die Alten fort, da ist das ganze Innere des Nestes ein einziger zitternder Puls in unbestimmtem Flaum. Kommt aber ein Fütterndes, hui! wie zeigt sich da das Einzelleben! Ich kann nicht hören, ob die Jungen bereits eines Tones fähig sind.

Die Alten müssen viel im Kropfe haben und heraufholen, denn sie füttern mehrmals unmittelbar nach einander. — Diese Fütterungsepoche ist für die menschliche Betrachtung besonders anmuthend, nicht nur, weil sich überhaupt ein edlerer Zug des Thierlebens darbietet. Alles Edle beruht schließlich auf dem Unselbstischen. Wir sehen das ganze Jahr das Thier für sich allein leben, sich nähren, sich schützen; nur in dieser kurzen Elternperiode zeigt sich die Sorge für ein anderes, und zwar so anhaltend und ausschließlich, so das eigene Sein verschlingend, daß die Betrachtung dieser unermüdlichen Sorgfalt für die Familie wie die Anschauung eines rein schönen edlen Thuns erquickt.

(6. Mai.) Der Baum ist aufgeblüht, es summt in ihm in beständigem Chor, das vereinte Summen wird zum starken Ton, die feinen Zweige schwanken von den schwärmenden Bienen, die von Blüthe zu Blüthe fliegen. Kein Lüftchen regt sich, die ganze Natur steht in stiller Pracht.

Jetzt am Morgen (es ist sechs Uhr) im duftigen Mai — duftig in der doppelten Bedeutung des Wortes, da noch ein feiner Nebel über dem Thale steht — lassen die Finken das Nest wohl eine Stunde lang allein. Dieser lebentreibende Morgen mag auch die jungen Thierchen frisch beleben. Manchmal hebt sich's im Neste, als müßte es überquellen.

Der Hahn kommt, er fliegt vom frisch geackerten Felde unten auf, füttert rasch und fliegt wieder abwärts; er bedarf für seine

Brut wohl jetzt junger zarter Larven; die kaum Geborenen nähren sich vom Halbentwickelten. Bald kommt auch die Henne, und es geht rasch hin und her. Heute strecken die Jungen schon die Hälse über den Nestrand heraus, und ein Küchlein — es hat nur spärlichen Flaum, die Flügel sind wie Fischflossen — hebt sich in die Höhe und läßt sich die Sonne lange in den Rachen scheinen. Ja, das ist ein echter heller Maitag, wo man nichts genießen möchte als erquickenden Sonnenschein, aber auch der jungen Brut da genügt das nicht. Das wissen die Eltern, und es vergehen kaum ein paar Minuten, ohne daß eines der Eltern mit Speise kommt. Bestimmte Mahlzeiten zu haben, ist ja überhaupt ein Unterscheidungszeichen des Menschen von den Thieren. Ich habe genau aufgemerkt, die Henne kam dreimal je nach 4 und $4^1/_2$ Minuten und dazwischen regelmäßig der Hahn. Es wird jetzt nicht mehr gesungen und nicht mehr getänzelt, man hat vollauf zu thun, so viel hungrige Schnäbel zu stillen. — Um Mittag ist die Henne fleißiger und eine geraume Zeitlang ganz allein beim Füttern. Der Herr Gemahl hält wohl Mittagsruhe.

(**7. Mai.** Morgens sieben Uhr.) Der Hahn äzt jetzt wieder am Morgen sehr reichlich, er scheint mehr Futter zutragen zu können als die Henne, jedes Küchlein bekommt mehrmals etwas, er hilft auch nach beim ungeschickten Schlingen. Heute, nachdem er gefüttert, lauert er eine Weile; es war ein Wälzen im Nest, daß man meint, ein Junges müsse herausfallen, und husch! jetzt hab ich's einmal deutlich gesehen, der Alte packte etwas auf und flog mit davon, es war wie eine vollständige weiße Eierschale. Es läßt sich denken, daß wenn die Eierschalen im Nest verblieben, sie die jungen weichen Leiber schneiden und verwunden müßten.

Der Hahn scheint mehr Körnerfutter zu bringen; die Henne brachte jetzt eben (neun Uhr) einen stattlichen Regenwurm, sie hielt zuerst auf der Zweigschwelle an und nahm den Wurm geschickter in den Schnabel, hüben und drüben hingen die Enden herab, und nun ließ sie nach einander jedes Junge je eine Portion von der großen Wurst abbeißen.

Die Alten scheinen unabhängig von einander Futter zu holen, bald sind sie mit einander da, bald einzeln, sie fliegen stets nach verschiedenen Seiten ab; der Hahn tänzelt in der Regel ein bischen auf

auf den Ast hinaus und fliegt erst dann davon, die Henne fliegt gleich vom Nestrand ab; sie betrachtet vorher die Jungen hüben und drüben, den Kopf hin und her wendend, dann fliegt sie mit einer zierlichen Wendung (nie gradaus) ab. Das Tempo der Fütterung ist heute viel beschleunigter als gestern. Viermal genau nach zwei Minuten und fünf bis zehn Sekunden ist die Henne wieder da, und sie kommt dreimal, bis der Hahn nur einmal, er scheint den Weg nicht um Bagatellen hin und her zu machen, er füttert lange, drückt immer am Kropfe und holt frische Körnchen herauf. Eben flog die Henne oben überm Baum weg, die Jungen erkannten sie und streckten die Schnäbel auf, mußten sie aber leer wieder schließen. Eines der Jungen hebt sich wieder über die anderen weg, es geht mühsam, aber es geht doch, und es hebt die ungelenken, kaum beflaumten Flügel. — Auch die Henne trägt jetzt eine weiße Masse fort nach der Fütterung.

Am Mittag versuchte sie es und blieb mit einem appetitlichen feinen Regenwurm im Schnabel auf der Zweigschwelle vor dem Neste stehen; nun mußten sich die Jungen weit vorbeugen. Das gab Leben, zitternd hin und her schwebende Hälse, aber die Jungen erreichten ihr Futter; sie haben schon gelernt, sich für ihres Leibes Nahrung auch ein klein wenig zu bemühen. Die Henne sah sehr befriedigt aus, stolz glänzend über diesen Fortschritt der Nachkommenschaft, und sie flog wieder mit einer zierlichen Wendung ab. Die Jungen spüren nun auch, was sie bereits können, sie liegen seitdem alle weiter heraus mit den Schnäbeln. Wie das Blatt an der Blüthe, einmal gedehnt, sich nicht mehr knospenhaft zusammenrollt, so ist es auch hier.

Es wird Nacht. Wo sind die Alten in der Nacht? Sind die Jungen in der Nacht unbehütet, unbedeckt? Das wunderfitzige Menschenkind möchte gern Alles erschauen, aber die scheuen Thiere fürchten das Menschenauge. Die Sage von König Salomo, der die Sprache aller Thiere verstand, hat in der christlichen Heroendichtung eine sinnige Erneuerung gefunden. Ein Einsiedler im Walde, den alles Gethier ohne Furcht umspielt, ist eine Rückdichtung des Paradieses, und wie von Franz von Assisi erzählt wird, daß er dem reißenden Wolf seine Unarten wegpredigte, daß er die Nachti-

gall rief und sie kam, um mit ihm einen Wettgesang anzustimmen — es ist darin ein Zug der Sehnsucht in der Menschennatur ausgeprägt, daß die Friedsamkeit der Seele, die Frömmigkeit uns wieder zurückführe, ohne Widerstreit mit der Welt, selbst mit den Thieren als ihr friedlicher Genosse zu leben.

(**8. Mai,** früh.) Die Henne sitzt jetzt nie mehr auf dem Rand des Nestes, wenn sie füttert, sondern auf der Zweigschwelle oberhalb desselben. Während sie in der Brutzeit so unordentlich aussah, erscheint sie jetzt äußerst schmuck und geschlossen und ihr Gefieder ist viel heller geworden, nicht mehr so eintönig grau, es hat sich viel mehr Weiß aufgesetzt.

Die Jungen heben die Flügelchen und man sieht auch schon weiße Federchen an denselben. Und eines aus der Sippe — es kann wohl der Erstausgeschlüpfte, der Majoratsherr, sein — hat schon so viel Beweglichkeit, sich mit dem gelb geränderten Schnabel die Halskrause zu putzen und unterm Flügel zu kratzen.

Und wieder ist Friede und Stille, nur ein Flaum schwimmt leise bewegt im Neste, die ganze Sippschaft schläft den Schlaf der Unschuld und der Verdauung durch fremde Speisung. Nein, sie fangen schon an, sich selber zu nähren, jetzt im hellen Sonnenschein strecken sich drei Schnäbel auf; es war wohl einer davon so glücklich, eine vorbeifliegende Mücke zu haschen.

Das Nest quillt wieder auf, die Sippe findet kaum mehr Platz, es ist ein unruhiges Drängen im Neste, als müßte die Völkerwanderung beginnen, und ein Sproß, es ist wohl der Majoratsherr, hebt sich auf den Rücken der Geschwister ganz in die Höhe. Beim Essen sind aber doch wieder Alle gleich, jedes nichts als Schnabel, und es ist deutlich, der Hahn holt nicht nur die Speise aus dem Kropf herauf und strengt sich dabei sehr an, er knappert und kaut auch noch die Speise in seinem dunkelgrauen Schnabel, und dann trägt er wieder etwas Weißes davon. Alles hat einen immer noch schnelleren Rhythmus. Die Henne ist dreimal nach einander in einer Minute und vier bis sechs Sekunden wieder da. Sie sitzt heute wieder immer, zuerst wie verschnaufend, auf der untern Zweigschwelle, und wenn die Mahlzeit fertig ist, betrachtet sie immer die Sippschaft eine Weile, ob sonst nichts zu besorgen sei. — Was die Alten fort-

tragen, ist nicht die Eierschale, es ist die Losung; das bringt das Füttern mit sich, und Reinlichkeit ist in so kleinem Hausstande sehr nöthig.

Wie der Pendelschlag einer Uhr geht heute das Füttern vor sich, und so rasch, es läßt sich gar nicht mehr messen. Der Hahn fliegt immer aufwärts, die Henne immer abwärts, und dadurch gibt's manche Unebenheiten in der Azung. Die Jungen zwitschern heute schon ganz vernehmlich und strecken die Schnäbel nicht mehr blos auf ins Blaue hinein, sie wenden sie hin und her, auf und ab. Das ganze Wesen bittet, und wenn sie gefüttert sind, zwitschert noch eine Einzelstimme lange nach. Es mag die Klage eines Einzelnen sein, das nicht genug oder vielleicht gar nichts bekommen hat. Es gehört allerdings viel dazu, zu wissen: du hast schon was bekommen. Aber wer weiß, welche Merkmale die Eltern haben, die ihnen die Uebung der Gerechtigkeit und Gleichheit in der Familie erleichtern?

Die Henne bringt eine Raupe im Schnabel, sitzt auf dem obern Zweige, betrachtet mich lange, und da ich mich nicht rühre und gar keine Lust zeige zum Mithalten, fliegt sie zu den Jungen und theilt aus, und ehe sie abfliegt, stellt sie sich jetzt noch einmal auf den Nestrand und betrachtet die ganze Brut still. Wie sie wiederkommt, gibt sie Einem die ganze Raupe, die Anderen kriegen gar nichts; die junge Welt scheint schon erkleckliche Portionen vertragen zu können. Der Hahn muß Einem ein Körnchen ungeschickt in die Kehle gegeben haben, es würgt daran und wackelt hin und her, er langt mit seinem Schnabel nochmals hinab und bringt's zurecht.

Die Henne gibt wieder Einem einen ganzen Wurm; es bringt ihn nicht fertig, sie nimmt ihn noch einmal heraus und gibt ihn geschickter, jetzt ist's gut. Die beiden Alten geben keinen Ton von sich, weder beim Zu- noch beim Abfliegen, es ist stille, rastlose Emsigkeit. Wenn die Alten — was selten ist — einander beim Neste treffen, fliegen sie nie mit einander ab, immer eins nach dem andern und nach verschiedenen Seiten.

Nun habe ich auch einmal gesehen, wie der Hahn Futter holt: er flog einmal abwärts, zuerst auf den Umschau, auf den Pfahl am Rosenstock, dann auf den frisch besäten Rasen, im Gehen immer aufpickend und dann auch im kurzen Satz auffliegend und wie eine Bach-

stelze im Stoßfluge eine Mücke haschend, und endlich schlüpfte er durch den Zaun. Er muß einen weiten Umweg gemacht haben, denn er kam von ganz anderer Seite von oben angeflogen, gab nur Zweien etwas und flog aufwärts in die Krone des Baumes; hier haschte er eine Biene, das scheint Futter für ihn selber, er verschmaust sie behaglich, wetzt den Schnabel am Zweige ab, schmettert seinen vollen Schlag und fliegt ab.

Am Mittag nach kurzem Sonnenregen geht die Fütterung wieder unfaßlich schnell vor sich, als würde bereit gehaltener Vorrath geholt; ja, was ich sonst nie sah, Hahn und Henne rennen auf einander beim Ab- und Zufliegen, sie entschuldigen sich aber nicht weitläufig, es ist keine Zeit dazu; dieser kurze ergiebige Moment nach dem Sonnenregen duldet jetzt keinen Aufhalt. Auch der Hahn betrachtet mich jetzt oft mißtrauisch, und ich habe kein Mittel, ihn zu beruhigen.

Der Majoratsherr scheint weit voraus, er hebt sich fast ganz aus dem Neste heraus und dehnt und streckt sich. Was soll das werden?

(9. Mai, früh sechs Uhr.) Der Nebel steht im Thal, am obern Himmel ist es hell, der Baum ist ganz aufgeblüht, es sind nur noch wenig Knospen an ihm, die Blüthe ist fünfblätterig, wie im Vogelnest auch fünf Junge, und immer fünf oder sechs Blüthen auf Einem Büschel umkreisen die mittlere. Im Pflanzenleben ist weit mehr Ueberfluß als im Thierleben; nicht der hundertste Theil der Baumblüthen wird zur Frucht, und es scheint ein Gesetz zu sein, daß die Früchte, die sich lang aufbewahren lassen, auch immer lange Zeit zu ihrer Blüthenentwicklung bedürfen, und die Blüthe hat eine zähere Kraft. — So der Apfel, die Birne, im Gegensatz zur Kirsche, zur Pfirsich und Pflaume. Es ist ein fröhliches Zusammenstimmen — dieses Blühen am Baum und dieses Leben auf ihm.

Das Gesetz: der Hahn bringt das Futter von oben, die Henne von unten, hält sich, und was als Forttragen der Eierschale erschienen war, ist eben das, was der Elternliebe nicht zu schwer und nicht zu häßlich ist; der Export ist heute fast gleich mit dem Import. Die Reinlichkeit des Naturlebens gehört zu dessen größten Schönheiten.

Wer die Natur beobachtet, braucht nichts auszuschmücken, die getreueste Schilderung ist die schönste. — Die Henne ist immer noch die emsigere im Füttern, sie kommt dreimal bis der Hahn einmal.

Es ist ein Quellen und Kochen im Neste, es ist unfaßlich, daß es nicht überläuft, und der Majoratsherr hebt sich wieder so keck hervor, er wird übers Nest hinausfallen, aber er findet sich doch wieder geschickt zurecht im Heimwesen bei den Geschwistern.

Wenn der Hahn gefüttert hat, spaziert er den Zweig hinauf, sorglos tänzelnd, oft kommt er aber nochmals zurück und besorgt den Export.

Es ist, wie wenn das Nest größer geworden wäre, wenn die Jungen alle so bei einander liegen; sie liegen jetzt mit den Köpfen am Rande herum, nicht mehr auf einem Haufen, weil sie jetzt stets von außen gefüttert werden, und immer wird, wie es scheint, wechselsweise Eines besonders genährt. Ein Junges legt das Flügelchen weit über den Nestrand hinaus; der Oberkörper ist noch fast ganz nackt, die Brust schon weiß befiedert; es ist, als könnte das Junge den Flügel nicht mehr anziehen, aber rasch hat es ihn wieder übergeklappt. Die Henne gibt dem Flügelausbreitenden einen ganzen Wurm, der Hahn scheint seinen besondern Liebling zu haben; der am Aste — es ist wohl der Majoratsherr — bekommt am meisten.

Die fünf Geschwister sind schon muthig. Eine große Hummel fliegt über das Nest weg, sie sperren allesammt die Schnäbel auf, sei es zur Abwehr, sei es zum Verschlingen; die Hummel setzt sich auf eine Blüthe, die Fünf arbeiten allesammt nach ihr hin, aber sie erreichen sie nicht. Der Majoratsherr ist bereits so gescheit, die Losung übers Nest fallen zu lassen.

(Mittags im Regen.) Es fallen die ersten Blüthenblätter vom Baume, auch ins Nest fallen einige, die Jungen schütteln sie ab. In der Fütterung ist eine längere Pause, die Jungen ducken still im Nest, wie eine gestaltlose Masse, als wäre das Nest mit grünlich grauem Moos voll gestopft. Die Henne wagt sich an die Hausthüre, Futter suchend, und wie sie zum Nest fliegt, setzt sie zuerst auf dem Corneliuskirschenbaume ab, fliegt zu den Jungen und ist schnell fertig.

Als der Regen länger dauert, geht die Fütterung wieder gleich-

mäßig fort, nur können die Eltern das Klagen jetzt nicht lassen, besonders der Hahn pfeift noch lange auf dem Baum das im Regen bräuchliche: Es gießt! Es gießt! Wenn die Henne jetzt Futter bringt, hält sie regelmäßig eine Weile still auf der untern Zweigschwelle; wie auf einen Drahtzug strecken sich alle Hälse in die Höhe; sie bleibt ruhig und läßt sie sich abarbeiten, und wenn sie gefüttert hat, wirft sie nochmals einen ruhig bedächtigen Blick auf die Sippe. In der feuchten Abenddämmerung höre und sehe ich, wie Hahn und Henne von zwei Nachbarbäumen mit einander reden. Tütüi! ruft er, und Tü! antwortet sie fortwährend und immer regelmäßig.

Es ist doch nur ein geringfügiges, wesentlich allbekanntes Stück Naturleben, das ich nun seit einigen Wochen beobachte, und doch muß ich bekennen, daß es oft sehr ermüdend ist, dieses auf dem Anstand Stehen, dieses Unterstützen der Sehkraft durch das Fernglas, und dann wieder mit raschen Worten Aufzeichnen, Alles das ist wahrhaft anstrengend, und wie gering ist das Ergebniß! Wenn ich an die Forscher denke, die monatelang, ja jahrelang in den unbequemsten, entbehrungs= und gefahrvollsten Verhältnissen der Beobachtung des Naturwaltens sich hingaben, wie riesengroß erscheint da solche Kraft, und es gibt keinen Entgelt und keinen Ruhm, der nur entfernt der Mühsal gleichkommt; aber die Erkenntniß hat den höchsten Lohn in sich selber.

(10. Regenloser, sonnenloser Tag.) Im Neste recken und strecken sich die Jungen, dehnen ihre Flügel ganz aus; unbegreiflich, wie sie Platz haben. Das Füttern geht wieder unsäglich rasch und meist wird auch Rückfracht mitgenommen. Die Henne fliegt jetzt so eigenthümlich, wenn sie gefüttert hat, mit den Flügeln schlägelnd, über dem Neste, wie eine Bachstelze, wenn sie in der Luft eine Mücke hascht. Soll das wohl erster Flugunterricht sein? Sie füttert stets nur eins oder zwei, und die Anderen sind bereits so klug, daß sie ganz ruhig sind, so artig, wie es nur die strengste Erzieherin verlangen kann, sie machen das Maul nicht auf und warten geduldig. Das ist jetzt im Ruhen ein sichtbares fünffaches Pulsiren im Neste, es ist, wie wenn Wellen stets auf= und abwogen, oder eigentlich wie Sieden in einem Topfe, und wenn die Brut nicht ruhig liegt, da ist fortwährend Putzen an sich, das Köpfchen dreht sich so gelenk, es

scheint, daß die Wirbel noch viel biegsamer sind als beim ausgewachsenen Vogel, und es muß stillschweigendes Uebereinkommen sein, daß immer nur Eines sich dehnt und reckt und putzt und aufsträußelt, die Anderen ruhen während dessen, sie hätten Alle auf einmal unmöglich Platz zu solcher Turnerei. Ein Junges pickt schon vom Nestrand etwas auf, wie ein junges Huhn ein Körnchen vom Boden.

Hier beim Füttern sehen die beiden Alten viel glänzender, geschlossener und behender aus, als sie in der Ruhe ohne Action sind; da hat namentlich der Hahn etwas Verdrossenes, und während er in der Anspannung bei der Fütterung äußerst schlank und fein aussieht, hat er, auf dem Zweig ausruhend, zusammengekauert, etwas Klumpiges, und so auch die Henne; hier aber vor dem Neste sind sie das Ideal ihrer selbst.

In der Fütterung steht noch immer Regenwurm und Larve und Larve und Regenwurm auf der Speisekarte, andere Delikatessen wird die junge Brut erst in der Freiheit und Selbständigkeit kennen lernen. Der Hahn muß sein Futter tief im Kropfe haben, er besinnt sich stets, eh' er zum Neste kommt, und ruft tiefkräftig: Troiht! Die Henne ist immer still. Eben war eine Kohlmeise da, sie betrachtete sich eine Minute still das Nest, und als es sich darin regte, flog sie wie gescheucht davon. —

Ich sehe auch heute zum Erstenmal, daß die Geschwister einander picken; bis jetzt lebte Jedes nur für sich und schien sich weder zu Leid noch zu Freud um das Andere zu kümmern, sie hielten nur einander gegenseitig warm. Eines nach dem Andern dehnt und hebt und reckt die Flügel immer mehr, sie können aber noch lange nicht flugreif sein; die Schwanzfedern sind noch fast gar nicht entwickelt, und das ist doch wohl das Steuer beim Fliegen. — Wenn ich nur den ersten Ausflug nicht versäume!

(11.) Das ist jetzt die Zeit, in der die Vogelsteller gern die junge Brut holen. Das Bibelgebot, daß man die Jungen nicht mit der Mutter nehmen dürfe, wäre jetzt nicht mehr anwendbar. Die Henne füttert, wiederum auf dem Nestrand stehend; es wäre jetzt offenbar gefährlich, die unruhige und schon so weit flügge Brut sich herausbiegen zu lassen. Und wenn sie Alle ruhen, ist dieses fünffache

sichtbare Athmen, wie wenn sich das ganze Nest wiegte. Der wollige Flaum, der noch aus den eigentlichen Federn hervorragt, wird leise vom Winde bewegt.

Ich meine schon zu erkennen, welche Männchen und welche Weibchen sind; diese haben nur graue Federn nebst den weißen im Flügel und weiße Brustfedern, während die Männchen auch grünlich befiedert auf den Flügeln sind und gelbe Brustfedern haben. Das krabbelt aber so unter einander, daß ich nicht unterscheiden kann, wie viel zu jedem Geschlecht gehören. Wie sie sich putzen, fliegen mit den Blüthenblättern vom Baume die wolligen Haarfederchen von ihrem Leibe davon und vielleicht tapeziren schon andere Vögel ihre Nester damit.

Unendlich behutsam und geschickt arbeitet sich ein Unterliegendes hervor. Anfangs rücken die Anderen nicht von der Stelle, geben nicht nach, ja sie scheinen unwillig, aber Beharrlichkeit siegt, und gelingt es Einem, hinauf zu kommen, dann ducken sich die Anderen still und lassen über ihre Rücken wegsteigen und gähnen nur bisweilen; überhaupt ist heute immer wiederkehrendes allgemeines Gähnen und Mauloffenhalten unter der Sippe: es mag von Langeweile oder verdorbenem Magen oder von beiden zusammen herrühren.

Jetzt haben sich zwei emporgehoben, schlagen zwanzig- bis dreißigmal abwechselnd mit den Flügeln und dehnen sich dann wieder weit aus über den Nestrand und putzen einander. Die Flugfedern sind noch sehr stumpf, von den Schwanzfedern kaum geringe Anzeichen; es dauert wohl noch lange bis zum Ausflug. Und ich sehe es ganz genau und wiederholt: es putzen und recken und strecken sich stets nur zwei, die Anderen liegen während dessen geduckt; es muß stille gehalten werden, und jetzt stellt sich Eines — das ist gewiß der Majoratsherr — mit dem einen Fuß auf den Nestrand und mit dem andern in das Nest und schlägt lang um sich.

Hundertmal meint man, jetzt müsse das und das herunterfallen, der Raum ist doch gar zu klein und die Bewegung zu keck, aber sie scheinen schon Alles sehr genau zu bemessen, sie haben's für ihr künftiges Leben ja so nöthig. Der obere Rand des Nestes bekommt jetzt auch Lücken und wird aus einander gezerrt und erweitert;

besonders gegen Osten scheint sich ein völliger Durchbruch bilden zu wollen.

Ich kann mir's nicht denken, daß die Jungen alle auf einmal ausfliegen werden. Der Majoratsherr scheint Allen voraus, er sitzt viel oben, ganz frei, auf den Rücken seiner Geschwister. — Der Hahn ist heute etwas lässig in der Nährvaterpflicht, man bekommt mehr von ihm zu hören als zu beißen, die Mutter aber ist unermüdlich. Er ruft der Frau Gemahlin offenbar zu: „Laß doch! Sieh, wie sie gähnen, du überfütterst die Kinder," und sie sagt gewiß: „Das verstehe ich besser. Sie sollen genug haben, so lang sie wollen und so lang es ihnen schmeckt. Wie lang (sie wiederholt ohne Furcht vor Eintönigkeit stets dieselben Worte), wie lang hat man denn noch die Freude, sie daheim an seinem Tisch zu haben? Wie lang wird das noch dauern? Wie bald werden sie auf und davon fliegen?" — „Meinetwegen, thu' was du willst," sagt der Mann und fliegt davon in den nahen Bergwald und pfeift sein Leibstück mit dem Schnalzer und Triller daran aus allen Leibeskräften.

(12. Pancratius, hell, herb und erfrischend, Morgens sieben Uhr.) Auf dem Boden unterm Baum ist es ganz weiß von den abgefallenen Blüthen, an den Zweigen sind schon Blätter groß entfaltet. Im Nest ist fortwährendes Picken und an sich Herumputzen, als müßte der Schnabel den Federn wachsen helfen; sie putzen sich heute alle auf einmal und haben doch Platz. Endlich ruhen zwei hoch erhaben über dem ganzen Neste, die Anderen liegen geduckt darin und strecken nur die Köpfchen heraus. Gegen Mittag liegen sie wieder im Kreise herum, vier am Rande und eines in der Mitte, ganz wie die Büschel der Apfelblüthe gestellt sind. Alle sind aufgebläht und schauen still hinaus in die Welt.

Der Hahn pfeift heute nach der Fütterung viel und lustig schmetternd, und heute auf dem Baume, wo sein Heimwesen ist, sonst that er nur drüben im Wirthshaus auf dem Nachbarbaum so lustig; aber die junge Brut darf jetzt schon hören und sehen, was für einen fidelen Vater sie haben. Er ist indeß rücksichtsvoll genug; während die Henne füttert, ist er still, aber gleich darauf schmettert er wieder los. Sie klagt einmal leise, das Nest betrachtend, wie die wilde Brut Alles zerreißt. Er tröstet sie: „Ich bin der Mann dazu, der

wieder ein neues bauen kann, wenn wir eines brauchen; laß sie nur tollen, wie es ihnen behagt; das ist so in unserer Familie, wir sind die Uebermüthigsten."

Das Singen des Vaters scheint die Jungen zu ermuntern, sie zwitschern schon ganz laut mit festem klarem Ton: „Züt! Züt!" Die Schnäbel sehen grünlich grau und festbeinig aus, die Gelbschnäbligkeit ist vorüber. Wie sie dann am Mittag schlafen, stecken sie die Köpfe zusammen und lassen sich die Sonne auf den Rücken scheinen. Wenn's dann wieder an die Fütterung geht, halten sich Alle ruhig auf der Stelle, drängen sich nicht über einander weg, wie sonst, sie strecken nur die Schnäbel auf, ohne sich zu rühren; sie ahnen gewiß, daß sie sonst herunterfielen. — Das Nest ist sehr zerrammelt, aus dem Innern hängen die feinen dürren Gräser, mit denen es ausgefüttert ist, zerzaust über den Rand hinab.

(Abends, kurz vor acht Uhr.) Ich habe nun doch ein Stück Nachtleben belauscht. Die Sonne war hinab, der Hahn schlug noch seinen vollen Schlag drüben im Wirthshaus zum Pflaumenbaum. Im Neste sah man nichts als eine Rundung, oben so hoch gewölbt wie unten, nichts Einzelnes mehr. Jetzt kam die Henne noch einmal. Schnäbel streckten sich auf und man sah das Rothe der Kehle, und nun hüpfte sie mehrmals auf dem Baume von Zweig zu Zweig; der Hahn schlug immer hell, sie flog zu ihm, und nun Beide mit einander fort, dem Bergwalde zu. Ich habe über eine halbe Stunde unverrückt nach dem Baume gesehen, bis gar nichts Einzelnes mehr zu unterscheiden war. Es kam Niemand mehr.

(13. Mai.) Das ist ein harter Frühlingstag. Pancraz hat seine richtige Kälte mitgebracht, es ist trübe und windig. Die Blüthenblätter wirbeln im Winde wie wirkliche Schneeflocken. Wir haben um zehn Uhr früh nur drei Grad Wärme. Der Finkenhahn hat schon vor Tag, vor vier Uhr früh, seinen vollen Schlag und rasch nach einander laut werden lassen, und den ganzen Morgen klagt er immer, bevor er füttert. — Ich sehe heute den Finkenhahn an den Blüthen picken, auch die Kohlmeise ist da und pickt an den offenen Blüthen, und die Blätter fallen ab.

Die jungen Finken sitzen ruhig aufgerichtet im Neste, sie haben die Köpfe nach Osten gewendet, denn der Wind mit Regen kommt

von Westen. Die jungen Vögelchen zwitschern viel zusammen und huschen nahe an einander und halten sich warm. Die Fütterung geht aber ruhig fort und die Finkenhenne pfeift Tütütü, wenn sie fertig ist, und fliegt davon. — Soeben war ein Goldammer zu Besuch da, er betrachtete nur eine Wille still von einem benachbarten Äste das fremde Hauswesen, prustete sich auf, schüttelte den Kopf und flog davon.

Es wäre vielleicht der Untersuchung werth, warum bestimmte Vögel männlich und andere weiblich bezeichnet werden, so: der Fink, der Storch, der Staar, der Kreuzschnabel, der Specht, der Kukuk, der Rabe; dagegen die Lerche, die Schwalbe, die Drossel, die Nachtigall, die Amsel, die Grasmücke, die Gabelweihe, die Eule, die Gans, die Ente ꝛc., und dann das Sächliche: das Huhn. Auch für die vergleichende Sprachwissenschaft müßte das Thema ergiebig sein.

Mir ist etwas aufgefallen, das ich zu fernerer Beobachtung geben möchte. Es gibt Vögel, die im Gesang nur ausathmen, und dann solche, die im Gesang aus- und einathmen. Sind etwa die einfach ausathmend Singenden männlich, die geschwätzig — oder höflicher — conversationell fortsetzenden weiblich bezeichnet?

Die Fütterung geht heute ungemein rasch, und der Hahn, der, von oben kommend, immer Zipp Zipp Zipp von den Zweigenstufen ruft, stellt sich heute auf die Unterseite des Nestes und füttert dort ein wahrscheinlich in der Entwicklung zurückgebliebenes Junges, das ruhig in der Tiefe des Nestes hockt und nur den Kopf herausstreckt; auch die Henne zieht dasselbe vor. Die Portionen sind heute klein. Kommen, etwas in den Schnabel stecken, fortfliegen — das geht in einem Hui.

Der Hahn, wenn er fortfliegt, putzt sich den Schnabel an einem Zweige, und ich sehe, wie er sich oft mitten in die äußersten Blüthenkronen der Zweige setzt und etwas aufpickt; das muß zur eigenen Nahrung sein, denn er kehrt nie mit solcher Blüthenkost zurück ins Nest, sondern fliegt weiter.

Das war eben eine große Turnerei im Neste. Das vielgefütterte Tiefhockende raffte sich auf und drängte die Anderen weg und schlug mit den Flügeln um sich; da galt es, fest zu halten, und mit den über den Nestrand hinab ausgebreiteten, sich anklammernden

Flügeln hielten sich die Bedrohten fest. Es lief Alles gut ab. Diese Turnerei muß gut wirken, sie bildet die Behendigkeit des Vogels vollkommen aus, bevor er zum selbständigen freien Fluge kommt. Auch hier geht's lang, bis die Ausbildung fertig ist.

Während vier still zusammenhocken, steht eins oben auf und pfeift seinen einzigen Ton unaufhörlich fort, ganz ähnlich wie die Sperlinge pfeifen, es drückt sich dabei behaglich an den deckenden aufrechten Zweig, der auch das Schutzdach ist. Dieses Pfeifen ersetzt wohl, wie bei schreienden Kindern in der Wiege, die Bewegung.

Immer zerraufter wird das Nest; es ist wie eine Knospenhülle, die gesprengt wird. Eben war die Mutter da, sie sagte etwas, fütterte gar nicht und flog wieder davon. Ein Waghals steht mit beiden Füßen auf dem Nestrande und hält sich zugleich mit dem angedrückten Körper fest. Wie oft sagt eine Mutter den tollenden Kindern: „Ihr reißt ja noch das Haus ein." Das geschieht in der That, aber dieses Haus war ja nur für die Jungen, für sich selber brauchen die Eltern keines.

Der Hahn sieht heute nach dem Füttern lange zu, wie die Jungen mit den Flügeln schlagen, er betrachtet wohl, wie lang es noch ist, bis sie mit auf die Reise gehen, und ob die sogenannten Handschwingen bald reif sind. Das Nest ist so voll, es muß die Jungen bald hinauswerfen . . .

Bei aller fortgesetzten angespannten Aufmerksamkeit, die sich auf einen bestimmten Punkt fesselt, entsteht eine gewisse Leidenschaftlichkeit. Ich bin nicht mehr so ruhig im Beobachten, die Unruhe des Gegenstandes geht auf mich über. Ich meine, ich stehe jeden Augenblick der Katastrophe gegenüber, die nur kurz sein wird, und wobei es gilt, nach allen Seiten hin zu beobachten, und das Fernglas hat das Mißliche, daß es den einen Punkt wohl schärfer gibt, aber die Raschheit des Umblicks hindert.

Die Katastrophe wird kurz sein und alle handelnden Personen sollten dabei beobachtet werden. Wir stehen offenbar im fünften Akt, aber wohl noch nicht in der Schlußscene, auf welche Alles gespitzt ist. Die Entwicklung in der Natur und die Verwicklung im Kunstwerke ist lange und allmälig, sich behaglich ausführend; die Abwicklung, die Katastrophe, sei sie zum Tod oder zu einer neuen

Lebensgestaltung, ist kurz, oft nur ein Moment. Die lange versuchten Schwingen einmal gehoben, und fort — du hast das leere Nachsehen. Wenn nur die Jungen sich nicht in der Nacht davon machen! Ich kann's nicht glauben: ausziehen, um gleich zu schlafen, das kann nicht sein; essen und wieder essen, ist hier die Parole, und in der Nacht gibt's kein Futter für diese Thierchen. Birgt sich aber vielleicht die Schamhaftigkeit und Furchtsamkeit der freien Thiere in ihrem ersten ungelenken Weltflug in die schützende Nacht? Versuchen sie vielleicht einen Ausflug und kehren, bis sie vollends flugreif sind, wieder ins Nest zurück? Ich glaube nicht, daß sie, einmal heraus, wieder Platz genug haben würden. Alsbald nachdem ein Insekt aus der Puppe ausgekrochen ist, erscheint es so groß, daß es gar nicht mehr in die Puppe hineinversetzt werden kann. Es ist nicht nur die Bewegung, die es gedehnt, es ist hauptsächlich die starke Einathmung der Luft, die den Körperumfang erweitert, und wenn nun auch das Nest nicht als die Puppe dieser Thiere betrachtet werden kann, so ist doch so viel gewiß, daß sie durch einmal versuchten Ausflug viel zu groß wären, um wieder in dem elterlichen Hause Platz zu haben.

Es ist Nacht geworden, ich sehe nichts mehr, der Baum und seine Bewohner sind nichts als eine dunkle Erscheinung, deren man sich aus lichter Anschauung erinnert, und das Leben des Baumes und das Leben der Thiere und des Menschen, es ist Alles nur ein Punkt im unfaßlichen All, darin sich's regt, unendlich in Raum und Zeit . . .

(**14.** Sechs Uhr früh.) Die seltsamen Betrachtungen, die mich gestern überkamen, und dazwischen die Unruhe, nicht einmal die volle Betrachtung eines kleinen Einzellebens im All fassen und verfolgen zu können, alles das gab eine schwere unruhige Nacht. Sieh da, da ist der Morgen, die Welt steht in Sonnenglanz und Blüthenpracht, und wonniger Athem durchdringt das Leben.

Da ist das Vogelnest. Was ist das? Es sind nur noch drei Junge da! Also sind sie doch am Morgen ausgeflogen, und du mit deinem irrlichtelirenden Sinnen und Grübeln hast wieder darüber die wirkliche Welt versäumt. Nun aber sollen mir die drei noch übrig gebliebenen Stand halten, ich will sie nicht aus den Augen

lassen. Sie schauen seltsam drein und drehen immer die Köpfe; zwei Geschwister sind fort in die Welt. Wie ist's denn draußen? Wo sind sie? Wie kann man denn auf einmal so fort sein, gar nicht mehr da, und man war doch so lange bei einander, so eins, und wie gar nicht mehr heimisch sieht das Nest aus; und wo bleiben die Eltern so lange und warum läßt sich Keines sehen? Nein, die Jungen sind gar nicht empfindsam; wie allen Kindern, ist ihnen ein Umzug ein Fest, da ist ja die ganze alte langweilige Ordnung aufgelöst, und was auf ewig festzustehen schien, hat auf einmal lebendige Beine. Und nun gar die Vögelchen, die müssen's spüren, daß sie erlöst werden. „Das dumme kleine dürre Nest, das uns so lange gefangen hielt, komm, wir treten's und zerren's und zerfetzen's," so zwitschern die Jungen unter einander und picken und reißen in der That unbarmherzig an dem Nest herum, wie wenn das Nest schuld wäre, daß es ihnen so unbehaglich und bang ist, und sie wagen doch nicht, auf eigene Faust sich davon zu machen.

Still! da kommt die Mutter jetzt zum Erstenmal vom Bergwald herunter; der Hahn schlägt in der Ferne seinen hellen Schlag. Hei! wie zwitschern und heben und regen sich die Jungen im Neste. Die Mutter hat aber nichts zum Essen mitgebracht. Was ist das? Seid ruhig! Ihr kommt bald ins gelobte Land, wo man im Umsehen sein Futter hat. Die Mutter sitzt lang still auf der untern Zweigschwelle. Was mag sie sagen oder vielmehr andeuten? Sie nickt nur mit dem Kopfe, pinkt mehrmals aufwärts ins Nest, und jetzt, jetzt ist's — sie fliegt auf, ein Junges aus dem Neste ihr nach, — die Flügel tragen — jetzt noch eins, und fort geht's in den nahen Bergwald.

Mich überschauerte es, da ich dieses sah. So ist es dir doch geworden, dieses Letzte mit anzusehen, und einsam liegt noch ein einziges Vögelchen im Neste. Ist's den Beiden gesagt worden oder haben sie's aus sich gewußt, daß sie fliegen können und das Einzige nicht? . . .

Es dauert geraume Zeit, es kommt nicht Hahn nicht Henne, das Verlassene zu trösten, und wenn auch nicht zu holen, doch mindestens zu füttern. Sei ruhig; es ist Brauch auf dem Lande, daß die Eltern mit den erwachsenen Geschwistern ins Feld gehen und

das kleine Kind daheim eingeschlossen lassen, dein klagendes Zirpen nutzt nichts; schlaf, da verbringst du am besten die Zeit, und mit der Zeit wirst du auch groß und machst es künftig mit deiner Sippschaft auch so. Das Nesthockchen ist auch klug; nachdem es genug gezirpt, schläft es, ob aus Ueberlegung oder Ermüdung, es ist eins, wenn man nur Ruhe hat, und bei acht Grad Wärme, die wir heute haben, liegt sich's wohl gut im trockenen Neste, und Alles ist still und glitzert im Morgenthau; es regt sich kein Blatt und keine Blüthe am Baum; oder doch, Blüthenblätter regen sich, aber nur zum Abfallen, wie von unsichtbarer Hand gepflückt. Sieh, am Baume, dessen Blüthen sich entblättern, sind auch noch Knospen, sie müssen warten, bis ihre Zeit kommt, es kann nicht Alles auf einmal blühen und fliegen.

Jetzt ist das Nesthockchen wieder aufgewacht, und Kinder, die einsam aufwachen, schreien gern. Die Henne ruft, das Nesthockchen antwortet, sie kommt bald und füttert und verweilt noch ein wenig, sie erzählt, wie es den Geschwistern draußen geht. Ja, ja, die wären froh, wenn sie noch daheim wären im warmen, trockenen Nest, wie du; es ist draußen rauh und kalt und feucht. Die Tröstung hilft, so lange die Mutter da ist, aber sobald sie fort ist — und sie bleibt jetzt oft lange aus — kann das einsame Junge die Klagen nicht zurückhalten und es streckt und dehnt sich und hebt die Flügel. Wenn sie wieder kommt, da wird sie sehen, daß ich genug gewachsen bin und auch fort kann, ich will's nicht besser haben als meine Geschwister, und kann eben so viel aushalten wie sie . . .

Da kommt der Hahn, er muß doch auch einmal nach dem jüngsten Sprößling sehen, er füttert ihn reichlich, spricht nur kurz: du mußt gehorchen, mußt warten. Er fliegt rasch auf, jetzt ohne auf dem Baum zu tänzeln, nach dem Bergwald; die meisterlose Jugend, die er dort zurückgelassen, darf nicht allein bleiben, und die Mutter, die jetzt bei ihnen ist, kann sie ohne väterliche Autorität nicht bemeistern.

So oft die Henne jetzt kommt und füttert, ruft sie vorher: bleib' nur ruhig, ich komm, ich komm bald. Das Junge tollt ganz allein im Neste herum, das ganze Haus gehört ihm, und es dreht sich vielmals im Kreise um seine eigene Axe, und dann ruht es in

sich zusammengekauert, aufgeblasen, daß es das ganze Nest ausfüllt, wie vordem die Bruthenne. Und wieder kaut es seine Federn durch, hebt die Flügel und stellt sich mit beiden Füßen auf den Nestrand. Wird es allein fortfliegen? Nein, es setzt sich wieder ins Nest, und wie immer, wenn es nicht schläft oder sich putzt, zirpt es.

Außer dem einzigen Mal läßt sich der Hahn beharrlich den ganzen Morgen nicht beim Neste sehen; er hat genug zu thun, die vier zu regieren, und er läßt die Henne gewähren, daß sie das Junge verzieht und ihm gewiß viel zu viel gute Worte gibt: wenn's wieder in meine Zucht kommt, soll's schon anders werden. Die Henne füttert aber doch ihr Jüngstes nur in sehr großen Pausen, bleibt dann noch immer eine gute Weile am Bett stehen; sie schüttelt aber den Kopf und fliegt fort. Es ist noch nicht Zeit, wer weiß ob's überhaupt heute noch wird. Du hast keine Ruh' mehr und willst auch in die Welt hinaus? Du wirst's bereuen, du kriegst es nirgends mehr so gut als daheim.

Beim Abfliegen drückt die Henne sich nun auf dem Baume umher in die abfallenden Blüthen, sie muß da auch nur Futter für sich finden, denn sie kehrt nicht damit zurück; sie darf sich jetzt schon selber etwas zu gute thun, sie hat lange genug ausschließlich für Andere gesorgt.

Jetzt um zehn Uhr scheint die Sonne voll und ganz in das Nest, der Hahn pfeift anhaltend in der Ferne, das Junge drückt den Kopf unter die Flügel und läßt sich von der Sonne bescheinen und schläft. Es wachsen die Kinder am meisten im Schlaf, und so ein Tag ist für einen Vogel mehr als Ein Tag, und unsere Stundenuhr geht sie gar nichts an. Das Junge wacht auf und reibt sich den Kopf, daran noch der haarige Flaum hängt, wie sehr verkleinerte Eulenohren, am Gesimse des Nestes, es wälzt sich unruhig darin hin und her, ja legt sich fast ganz auf den Rücken, und seht, wie die Jüngsten wissen, daß man ihnen Alles nachgibt und sie verzieht! Die Henne kommt mit Futter, der verzogene Knirps steht nicht einmal auf, bleibt ruhig liegen, dreht nur ein wenig den Kopf und läßt sich füttern, und von pflichtschuldigem Danksagen ist gar keine Rede. Das Nesthockchen richtet sich endlich auf, legt den Kopf in den Durchbruch des Nestes, der nach Osten gemacht wurde, und spielt schon Mutter, es breitet sich aus wie eine brütende Henne.

Ein Familienbesuch stellt sich ein. Der Goldammer muß seiner Gemahlin von dem neulichen Besuche erzählt haben. Soeben waren Mann und Frau da. Sie betrachteten sich eine Weile den einsamen Knirps und flogen wieder davon. Sie sind offenbar enttäuscht, die Sache ist gar nicht so merkwürdig als der Mann erzählte. „Ja, so sind die Männer! Sie schmücken gern aus, wenn sie von ihren Reisen erzählen. Was ist denn da Merkwürdiges? Ein zerfetztes Nest und darin ein einziges graues Vögelchen, wie kann sich das nur mit unseren Goldkindern vergleichen? Geh, du bist ein Schwärmer und in fremden Häusern ist dir Alles viel merkwürdiger als daheim." So predigt Frau von Goldammer ihrem verdutzten Gemahl, der allerdings gestehen muß: „Da hat sich seit meinem jüngsten Besuch viel verändert, ich hätte solche unordentliche Hauswirthschaft unserer sonst braven Cousine nicht zugetraut." — „Du solltest dich überhaupt um solche Kleinigkeiten gar nicht umsehen," fährt die Frau fort, die sich ihren Triumph zu nutze macht. Eine Biene kommt sehr bequem geflogen, der Goldammer fängt sie auf, fliegt davon, die Frau ihm nach.

(Gegen zwölf Uhr.) Die jungen Finken werden heute in der weiten Welt schlimm begrüßt, es hagelt, aber sie sind schon im Elternhause abgehärtet worden, und jetzt nach dem Hagel ist's um so schöner und erfrischender. Die Henne kommt jetzt oft zu dem Jungen, ohne zu füttern; sie muß nur zeigen, daß sie da und das Einsame nicht verlassen ist, ja sie fliegt mehrmals vom Bergwald über den Baum weg nach dem Garten jenseits der Straße, ohne beim Neste anzuhalten.

Und immer frischer und sonniger wird's, und das einsame Vögelchen ist voll Unruhe und Ungeduld im Nest, dehnt und streckt sich und drückt den Kopf an den Nestrand, als müßte es ihn durchbrechen. Was wagt es jetzt? Es steht auf dem Gesims, und mit einem kecken Satz die Flügelchen hebend, springt es auf den Zweig und klettert da immer weiter, es kann nicht mehr zurück und mag auch nicht; nein, es wiegt sich auf dem äußersten Zweig, unter Blüthen und Blättern halb versteckt, wohlig auf und nieder. Es putzt den Schnabel am Zweig. Alles, was gelb ist, muß herunter. Wir sind reif! Ja, und jetzt fliegen wir auf den Zweig gegenüber,

wir fliegen sicher und halten fest, und rückwärts können wir auch schon klettern, bis hinauf an den Hauptast. Die Mutter kommt! Züt! züt! Wir sind da, nicht mehr im Neste, diesmal nehmen wir noch Futter, aber dann muß es fortgehen in die weite Welt!

Lange sitzt der jüngste Sproß allein in sich zusammengekauert, er wagt sich doch nicht allein weiter und das Herz mag ihm pochen. Jetzt ist die Mutter wieder da: Pück! Pück! Auf! Komm! Sie setzt sich nicht, sie fliegt um das Junge herum, es hebt die Schwingen, sie fliegt ihm voran, und in schiefem Winkel, wie ein rascher Wurf, geht's hinüber in Nachbars Garten auf den Zwergbirnenbaum, von da aber gleich wieder auf den höheren Apfelbaum. Da ist der Hahn mit den anderen Jungen und sie fliegen gleich wieder auf, ich kann sie nicht weiter verfolgen. Ade! das Nest ist leer, die herausgerissene Waldwolle und die dürren Grashalme bewegen leise sich im Winde...

(15.) Mir fehlt etwas, seitdem ich nichts mehr zu beobachten habe, und doch bin ich beruhigt und wie befreit von einer Aufgabe. Ich habe doch Alles ziemlich genau gesehen, und ein Trost ist auch, daß wahrscheinlich das Nest in diesem Sommer von einer zweiten Brut bewohnt wird. Es ist leicht wieder hergestellt und es ist noch früh im Jahr. Ich werde mich aber nicht wieder binden, immer auf der Lauer stehen zu müssen, und zuletzt ist das Ergebniß doch nur ein kleines. Es sind gewiß auch viele Irrthümer in meinen Beobachtungen, die ich leicht aus Büchern berichtigen könnte; aber ich wollte nur getreulich aufzeichnen, was und wie ich selbst gesehen. Ich will zum Schluß dieser Beobachtungen, die mich oft am tiefsten bewegten, einige Bemerkungen anknüpfen.

Es ließe sich ein Stück vergleichender Völkercharakteristik daran nachweisen, wie die verschiedenen Nationen die Vögel lieben oder grausam gegen sie verfahren.

Der Vogel erscheint wie ein Mittelglied zwischen den Thieren auf dem festen Lande und den Thieren im Wasser. Weder diese noch jene erscheinen so als reine Vertreter der Lebenslust, wie die Vögel in der Luft: ihre freie Bewegung, wie vor Allem ihr Gesang, bietet daher dem Menschengemüthe am meisten.

Der deutsche Volksmund gibt dem Finkenruf vielerlei Sprachen, und schon im alten Volkslied heißt es:

Fröhlich der Fink im Frühling singt:
„Hui Dieb, Spitzbue!"
Die Mucken er ins Grüne bringt
Mit seinem „Reiterzeug reit herzu'e".

Ich weiß nicht, ob die Bemerkung schon von Anderen gemacht wurde, mir trat sie hier zum Erstenmal bestimmt entgegen, und ich möchte sie weiterer Erörterung anheimgeben: Der Zustand der Cultur gibt Individuation auch im Thierleben, in dessen äußerer Erscheinung. Das Haushuhn brütet ein Dutzend und mehr Junge aus und von verschiedener Farbe (ganz abgesehen von den zu Hausthieren gewordenen Säugethieren, die, wie das Pferd, die Kuh, die Ziege, die Katze und der Hund, Junge von überraschender Farbe bringen), hier diese Finken sind sich immer gleich, ganz ohne individuelle Besonderheit als der ständigen der Geschlechter. Im wilden Leben herrscht das Gattungsmäßige vor, und noch bei unseren Hausthieren, die in Genossenschaften leben, wie das Schaf, ist von Individualität der Erscheinung wenig zu beachten. Liegt hierin nicht vielleicht ein Aufschlußgebendes über manche Culturerscheinung?

(Im Juni.) Das Nest wird jetzt ganz zerfetzt von Regen und Wind; so lang es bewohnt war, schützte es die Einwohner, und diese hielten es fest. Jetzt hat es keinen Halt mehr. Es scheint, daß das Nest dieses Jahr nicht mehr bewohnt wird, und ich möchte jetzt der allgemeinen Annahme beitreten, daß zu neuer Brut stets ein neues Nest gebaut wird.

Der Fink ist noch darum ein besonders anmuthender Geselle, weil er im Wald wie im Garten daheim ist, draußen am waldigen Berghang und im stillen Wiesenthale, da ist zu jeder Tageszeit der Fink, der das Echo weckt, und hüben und drüben antwortet unermüdlich ein Fink dem andern.

(Am heißen Mittag in der Waldschlucht.) Drunten rieselte leise der Bach durch das Felsengewinde und wohlig ruhte sich's aus an einer Mulde, drin sich wie ausruhend ein beträchtlicher Wasservorrath gesammelt hat. Es müssen andere Menschen gewesen sein, denen einst da Nixen erschienen, die sich in stiller Waldeskühle badeten, aber ich sah heute, wie sich die Vögel badeten, und das ist gewiß nicht minder schön. Eine Schwarzamsel, ein Staarenpaar nahmen schnell ein

Bad und machten sich rasch wieder davon, aber mit wahrem Behagen machte sich's ein Finkenpaar bequem. Wer weiß, ob's nicht meine Finken von daheim sind? Sie sehen mich an und thun sehr vertraut mit mir. Nur darf ich mich nicht rühren. Das ist ein Untertauchen, ein Zurücktänzeln, sich Aufsträußeln und mit einander Schäkern, und sie können immer nicht genug kriegen; wie die Kinder springen sie immer noch einmal in das Flußbad, wenn sie schon heraus sind, sie tauchen nur den Kopf ein, schlagen ein wenig mit den Flügeln, und dann schnell wieder zurück. Das ist ein Biegen und Heben und Neigen der zierlichsten Art.

(15. Juli.) Gestern hat man drüben überm Strom den Roggen abgemäht, der Sommer hat seine Höhe erreicht und neigt sich abwärts, und gestern hörte ich zum Letztenmale den vollen Schlag des Finken. Heute ist's wie mit dem Messer abgeschnitten*).

(Im August.) Und so ist's geblieben. Noch höre ich namentlich vor und nach einem Gewitter und auch sonst bisweilen in ruhigem Sonnenschein den Ruf „Fink, Fink", aber der volle Schlag ist nicht mehr zu vernehmen. Das fröhliche Singen des Vogels hört auf, wenn der junge Hausstand sich verflattert hat. Der Vogel kennt die flügge gewordenen Jungen nicht mehr. Der Mensch erhält sein poetisches Lebensalter länger, er hat ein geistiges Verhältniß zu seinen Kindern und bleibt mit ihnen jung, er nimmt die ganze Welt in sich auf, bewahrt sich Sonnenschein und frischen Waldesathem in der Seele, und aus dem Innersten heraus schafft er sich eine neue Welt. Glückselig der, der sich im Aug' und Sinn offen erhält für die Herrlichkeit der Welt um ihn und in ihm! Und ist's nur ein Kleines, im Kleinsten ist die ganze unerschöpfliche Fülle des Seins.

---

*) Seitdem ich Obiges niedergeschrieben, habe ich durch mehrere Jahre, in verschiedenen deutschen Gegenden, das Aufhören des Finkenschlags genau am 15. Juli wiederholt gefunden.

Michel Phönix.

Eine Erzählung.



Ja, ich erinnere mich noch seiner jungen Jahre: freilich alt sah der Michel schon damals aus; ein kleines Männchen mit stoppeligtem Bart, ich glaube, wenn er am Sonntag rasirt war, hatte er am Montag schon wieder seinen gehörigen Wochenbart. Ja, ich erinnere mich noch seines Hochzeitstages, es war keine Musik dabei und sehr wenig Gefolge. Der Michel ging neben seiner Braut einher, sie war groß und stattlich, schön aber nicht, und es sah so aus, als wenn sie ihn nur zur Begleitung mitgenommen hätte, wie wenn man unterwegs zu einem Begegnenden sagt: Komm mit, ich mag nicht so allein gehen. Und neben der Braut ging ihre Mutter, die alt' Babi hat man sie geheißen. Sie hatte ein halbes Häuschen draußen im Hennebühl, in der Gasse nach abseits; der Weg dahin war schmal und von zwei Hecken eingeschlossen.

Der Brautzug bestand nur aus den Brautleuten, der Mutter, dem Dorfschützen und einer Schwester der Babi aus Ahldorf mit ihrem Manne. Als sie nun vorüberzogen, den kleinen Hügel hinan nach der Kirche, da schauten die Menschen aus den Fenstern, blieben auf den Gassen stehen und winkten einander und sprachen davon, wie wunderlich es wäre, daß Menschen in solcher Armuthei auch noch

heirathen. Manche aber gaben dem Michel doch Recht und sagten, es sei immer besser, ein Heimwesen zu haben, als sein Leben lang Knecht zu bleiben. Alle aber staunten über seinen Muth, daß er es wage, die Käthe zu heirathen und die alt' Babi noch dazu.

Der Michel war beliebt im Dorfe, er war ein guter Taglöhner, just nicht von den flinksten, aber er machte seine ehrliche Arbeit und war nicht heikel im Essen; er war Tag und Nacht zu haben für alle



Dienste, war mit Allem zufrieden und kurz, was man so nennt, eine gute Haut.

Hinter dem Brautzuge drein kamen noch einige alt Weiber in ihrem Sonntagsstaat, mit ihrem Gebetbuche. Sie lassen sich nicht gern irgend eine Feierlichkeit im Dorfe entschlüpfen, die ihnen Gelegenheit gibt, in die Kirche zu gehen und sich da etwas Orgel spielen zu lassen und auch zu beten; da hat man doch im Tage etwas Besonderes gehabt. Uebermüthige junge Mädchen riefen einander an und ermunterten sich gegenseitig, vom Waschkübel und der Hausarbeit hinweg, trotz des Werkeltagsanzuges, sich in die Kirche zu

schleichen und vom Empor aus zu sehen, wie der Michel und die Käthe getraut werden. Die Sache ging aber ganz gut von Statten, und als es wiederum läutete und die Vermählten aus der Kirche kamen, da gingen da und dort Männer und Frauen auf sie zu und wünschten ihnen Glück. Die Käthe gab nicht viel drauf und die Babi noch weit weniger. Der Michel aber schmunzelte gar vergnüglich und streichelte sein glattes Kinn. Es ist das einzige Mal, daß ich ihn ohne Wochenbart gesehen habe.

Das Hochzeitsmahl soll sehr bescheiden gewesen sein.

Was thut's? Der Michel war verheirathet und hatte nun einen Hausstand so gut wie Andere.

Am Abend erzählte unser Nachbar, der Schlosser Blank, daß er auf dem Wege nach Ahldorf den Michel getroffen habe, wie er am Morgen seines Hochzeitstages Steine klopfte an der Straße, denn Michel war nicht ganz ohne Amt und Würde, er war Stellvertreter des Wegknechtes, da dieser krank darnieder lag.

Lange war von Michel gar keine Rede mehr, man sah ihn manchmal ins Feld fahren oder heimkehren mit zwei Kühen, die an den Wagen oder Pflug gespannt waren; eine Kuh gehörte ihm, die andere seinem Hausgenossen, dem Korbmacher Heigele. Sie halfen einander gegenseitig aus, das Feld bestellen, und was so der Arbeit mehr ist.

So gingen Jahre vorüber. Da in einer Herbstnacht schrie es durch das Dorf: „Feuer jo! Feuer jo!" Ihr heutigen Tags könnt gar nicht mehr wissen, wie gräßlich das damals klang, als noch nirgends eine ordnungsmäßige Feuerwehr eingerichtet war. Die Sturmglocke läutete, Fenster wurden aufgerissen, Menschen eilten auf die Straße und fragten:

„Wo brennt's?"

„Draußen im Hennebühl bei der alten Babi!"

Die Spritze wurde herausgezogen, wir Kinder eilten auch mit auf den Brandplatz, wir wurden fortgejagt, kamen aber bald wieder.

Unvergeßlich ist mir der Anblick, wie abseits unter dem Kirschbaum, vom Feuer beschienen, die alte Babi stand mit aufgelöstem Haar, sie hielt ihre schwarze Katze auf dem Arm, ihre Augen flim-

merten und starrten in die lichterlohe Flamme hinein und die Augen der Katze flimmerten noch mehr.

„Wo ist der Michel?“ hieß es.



„Er hat die Kuh gerettet und ist dabei durch einen herabfallenden brennenden Balken verletzt worden, die ganze linke Wange soll ihm verbrannt sein!“

Jedermann bedauerte den Michel. Die Spritze ächzte, und der

Schlosser Blank, der oben auf der Spritze saß und den Schlauch leitete, schrie sich heißer. Aus den Nachbardörfern kamen auch die Spritzen herbei, aber sie kamen zu spät. Das ganze Haus mit Allem, was drin war, war vom Feuer verzehrt.

Die Kuh war in des Rodelbauern Haus gebracht worden. Dort im Stall war großes Gedränge, Alle wollten die Gerettete sehen, als ob man noch nie eine Kuh gesehen hätte. Die Kuh brummte in sich hinein, als wollte sie sagen: Ihr einfältigen Menschen, was habt ihr an mir zu sehen? Seht nach dem Michel!

Ja, der war schlimm anzuschauen; man erzählte sich im Dorfe Grausenhaftes, wie er zugerichtet sei; man erzählte aber auch, daß er einen schönen Spaß gemacht habe, denn als ihn der Chirurgus verband, sagte er zu diesem:

„Fürs Künftige kriegst du fürs Rasiren nur einen halben Kreuzer, denn auf der Seite da wächst kein Bart mehr.“

Und so war's auch, der Michel behielt sein Leben lang eine rothe Brandnarbe, die fast die ganze linke Wange bedeckte.

Nun aber hieß es: wie bauen wir das Haus wieder auf? Denn wenn man's nicht aufbaut, bekommt man das Geld nicht, mit dem es in der Brandkasse versichert ist. Dazu hatte noch der Michel all seinen Hausrath verloren, für den er nichts bekommt, und der war eigentlich mehr werth als das Haus selbst. Jetzt erfuhr man auch, daß er einen heimlichen Schatz besessen, ganze fünfzig Gulden, die man aber beim Wegräumen des Schuttes nicht fand. Der Michel behauptete, daß sie einer der Wegräumenden gefunden und für sich behalten habe.

Die alte Babi wußte Rath, sie brachte es beim Schultheißenamt und beim Landgerichte dahin, daß Michel einen Brandbrief erhielt. So nannte sie den mit einem großen Amtssiegel versehenen Brief, der den Michel ermächtigte, auf den Bettel zu gehen. Da stand's geschrieben und untersiegelt, daß er ein braver und arbeitsamer Mann sei und das Unglück gehabt habe, abzubrennen, und die Mildthätigkeit der Menschen wurde angerufen, ihm wieder aufzuhelfen.

Unser Knecht begegnete draußen im Weiherwald dem Michel, als er zum Erstenmal mit dem Brandbrief in die Fremde ging. Er zeigte dem Knecht den Brief und sagte:

„Da soll ich nun betteln gehen, sie will's haben — Sie, das war nämlich die alt' Babi — und sie sagt, ich wäre der einfältigste Tölpel, wenn ich's nicht dahin bringe, daß wir das Siebenfache bekommen, was wir verloren haben. Sieh dir den Stock an," sagte er dann zu unserem Knechte; „weißt du, was das ist?"

„Ja, ein Schlehdorn."

„Nein, ein Bettelstab. Komm, Bettelstab!" sagte er dann,



steckte sein Zeugniß, das sich in einem großen Umschlage befand, wieder ein, drückte mehrmals an die Brust, um sich zu versichern, daß er es noch bei sich habe, und trollte davon.

Der Michel kam lange nicht nach Hause, den ganzen Winter nicht, aber im Dorfe hieß es, er habe Geld geschickt. Die alte Babi hatte Kaffee und Zucker beim Krämer in der Stadt gekauft, sie hatte es heimlich gethan, aber es war doch ruchbar geworden. Und die Käthe trug zu Weihnachten ein schönes neues Kleid. Sie hatte freilich die Kuh verkauft, aber es war doch sicher, daß sie noch heimliche Schätze haben mußten.

Man hatte schon das Heu eingethan, als der Michel wiederkam. Er sah ganz wohlgenährt aus, er kaufte dem Heigele seine Haushälfte ab, und nun wurde zu bauen begonnen. Man kann nicht anders sagen, der Michel arbeitete rechtschaffen mit; er grub und schaufelte und fuhr mit dem Schiebkarren hin und her, aber von dem, was ihm begegnet war, erzählte er nichts. Im Herbst wurde das Häuschen gerichtet, weiter schien es noch nicht zu reichen. Der Michel war wieder verschwunden. Im Amtsbezirk hielt er sich gar nicht auf, er ging immer weiter hinaus und so kam er im andern Jahre wieder. Das Haus wurde ausgebaut, neuer Hausrath wurde angeschafft und man zog ein.

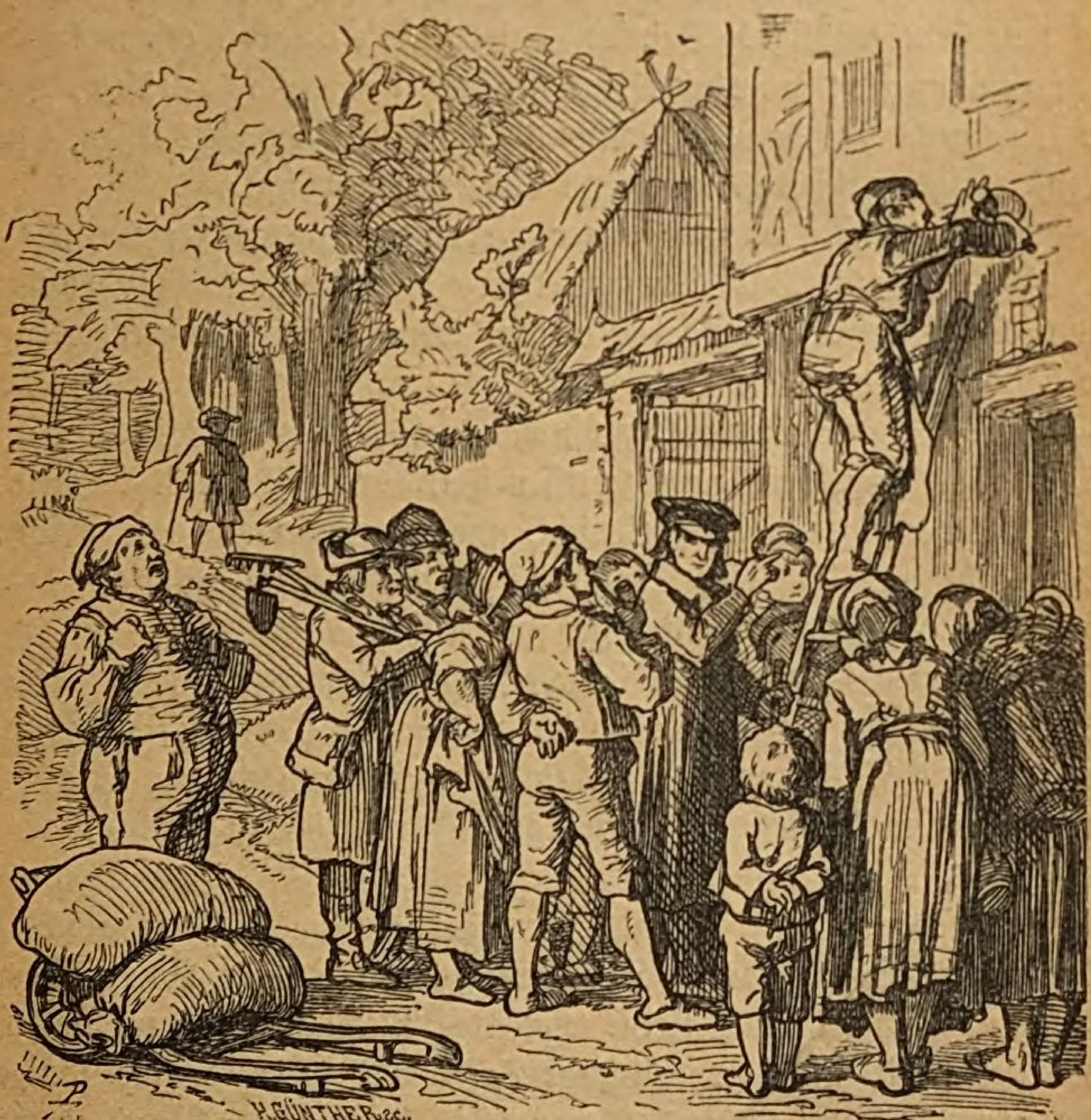
Der Michel, den man sonst immer zu aller Arbeit haben konnte, war jetzt nicht mehr so willig bei der Hand, und kaum waren die Blätter am Kirschbaume vor dem Häuschen gelb, als der Michel wieder verschwunden war.

Jetzt war's klar, der Michel war ein handwerksmäßiger Bettler geworden, und man konnte es ihm auch nicht verübeln, daß er lieber draußen als daheim war, wo er bei Frau und Schwiegermutter nicht viel gute Tage hatte.

Wenn er heim kam, war er äußerst bescheiden, ging viel zur Kirche, arbeitete auch manchmal wieder an der Straße, aber er hielt's nie lange dabei aus, und plötzlich war er wieder verschwunden, Niemand wußte wohin.

Unser Knecht erzählte mir einmal, aber ganz im Geheimen, als ob kein Mensch etwas davon ahnen dürfe: der Michel habe ihm vertraut, der Schlehdornstock sei wie behext, er habe keine Ruhe im Hause, und wenn er längere Zeit in der Ecke gestanden, da sei es — er könne drauf schwören, daß dies in Wahrheit der Fall sei — da sei es oft geschehen, daß der Stock in der Nacht aufstehe und ihn auf den Kopf und auf die Hände schlage, und dann sei es höchste Zeit, daß er fortgehe, und es sei sicher, daß er immer gute Ernte habe. Unser Knecht fragte den Michel, ob er nie nachgeforscht habe, ob der Stock allein ihn schlage, ob nicht vielleicht die alt' Babi an einem Ende des Stockes hänge. Michel kratzte sich hinter den Ohren und erklärte, daß das nicht möglich sei. Als wenn aber von ganz Anderem die Rede gewesen wäre, setzte er schnell hinzu: im Lande sei es

mit dem Bettelbrandeln nichts, da seien die Menschen so karg; aber droben im Badischen, in der Schweiz auf den einzechten Höfen seien die Menschen gar gut. Geld schenken sie nicht gern, aber Erbsen, Bohnen, Mehl, Kartoffeln, was man nur schleppen könne, und das mache er zu Geld. Da brauche ich nur meinen Brandbrief mit dem



rothen Siegel zu zeigen und zu sagen: Ihr lieben Leute, danket Gott, daß er euch vor Feuerschaden bewahrt; seht mich an, mir hat's mein Hab und Gut verbrannt, und ich muß betteln, und gebet nun einen Gotteslohn, daß er euch für ewige Zeit vor Feuer bewahre! — Kaum habe ich das gesagt, da sind sie dir voll Mitleid, Männer, Weiber und Kinder; aber ich weiß nicht, was es ist, sie haben Alle

ein grausames Bangen vor mir, besonders wenn ich da auf die Narbe an meiner Wange zeige, und über Nacht haben sie mich nirgends gern, wenn ich sage, daß ich ein abgebrannter Mensch bin; wo ich über Nacht bleiben will, fordere ich meine Gabe immer erst am andern Tage.

So lebte nun der Michel viele Jahre. Wenn er heim kam — es war kein wohliges Daheim — hatte er's in den ersten Tagen immer ganz gut; kaum aber war der zweite Sonntag vorüber, gab es keine gute Stunde mehr, dafür aber um so schlechteres Essen, und wenn er klagte, hieß es, er sei an Leckereien gewöhnt.

Darum ging er auch immer wieder gern in die Fremde.

Als die alte Babi starb, vertraute er unserem Knechte, daß er nun sein Betteleben aufgeben wollte; wenn er sich's recht überlege, so habe ihn eigentlich die alte Babi dazu verhext.

Aber das Sprüchwort muß wahr sein: Wer einmal ein Paar Schuhe auf dem Bettelgang zerrissen hat, der hat keine Ruhe mehr.

Kinder hatte der Michel nicht, und so wanderte er wieder fort. Die Käthe gab ihm eine Strecke Wegs das Geleite, und auf dem Heimweg sammelte sie Futter für ihre Kuh und ihre Ziege.

Manchmal kam der Michel auch den Sommer nicht nach Hause. Man staunte im Dorfe kaum mehr, wenn er wieder kam, die Wanderschaft des Michel erschien als ein guter Nahrungszweig. Ja, es boten sich ihm Manche an, Kameradschaft mit ihm zu machen, aber er nahm Niemand mit.

Es sind wohl jetzt zwanzig Jahre her, da standen Viele aus dem Dorfe vor unserem Hause. Der Schlosser Blank stand oben auf der Leiter und nagelte eine kleine viereckige Blechtafel an den Balken unter dem Mittelfenster. Auf der Tafel war in Gold eine zackige Flamme abgebildet, draus schwang sich ein goldener Vogel empor und drunter stand: „Feuerversicherungsgesellschaft, Deutscher Phönix".

„Was ist denn das? Phönix?" fragten die Umstehenden.

Der Schulmeister erklärte, daß er Agent der Gesellschaft sei, die diesen Namen führt. Phönix sei nach der Sage der alten Aegypter ein heiliger Vogel, der viele tausend Jahre lebe, und es lebe immer nur einer; wenn er sterben wolle, so verbrenne er sich in einem Feuer von lauter Myrrhen, und dann käme wieder ein junger Phönix her-

aus, der wieder viele tausend Jahre lebe. Der Schulmeister schärfte den Bauern sehr eindringlich ein, daß das nur eine Fabel sei, aber man habe es als ein schönes Sinnbild zu der guten Anstalt gewählt, die dafür sorge, daß der Mensch mit seinem Hab und Gut unbeschädigt aus dem Brandunglück hervorgeht. Und so habe sich die Gesellschaft genannt, weil sie einem Jeden gegen mäßige Versicherung den Schaden ersetze, der ihm durch den Brand zugefügt wird. Er knüpfte die Mahnung daran, daß ein Jeder in die Versicherungsgesellschaft eintrete.

„Da kommt unser Phönix," hieß es plötzlich, und alle Blicke richteten sich nach dem oberen Dorfe, wo eben der Michel von der Wanderschaft heimkehrte.

Auch der Michel blieb bei der Gruppe stehen und fragte, was das sei.

„Das bist du," hieß es allgemein, „du bist auch so ein Vogel Phönix. Der Michel heißt Phönix. Willkommen Phönix! Guten Tag, Phönix! Wie geht dir's, Phönix?"

Von allen Seiten hagelte es Spott und Witz — und der Witz war gar nicht feinkörnig — auf Michel herab. Niemand bot ihm eine Willkommshand, und jetzt zum Erstenmal sah der Michel, daß er nicht wie ehedem gering angesehen im Dorfe war — er machte keinen weiteren Anspruch — sondern daß man ihn verachtete, und das hatte er doch nicht geglaubt. Er ging weiter durch das Dorf und hob den Stock hoch, als wollte er Jeden, der noch ein Wort gegen ihn wagte, damit züchtigen. Aber es kümmerte sich weiter Niemand um ihn, und so senkte er den Bettelstock wieder zur Erde. Zu Hause sagte ihm die Frau:

„Du hast wohl schon etwas draußen gegessen? Ich habe nicht gewußt, daß du heute kommst, ich hab' nichts."

Michel nickte. Er hatte freilich Hunger gehabt, aber er war ihm jetzt vergangen.

Als er am andern Morgen vor sein Haus trat, sah er, wie überall an Thüre, Fensterladen und Balken mit Kreide angeschrieben war: „Phönix".

Michel war voll Wuth, er nahm seinen Stock und wollte sogleich wieder in die Fremde. Er ging auch davon, aber draußen

im Weiherwald an der Hecke, wo er vor Jahren den Stock geschnitten, stand er unversehens still und lächelte vor sich hin. Dann plötzlich wendete er sich, wie wenn ihn Jemand umgedreht hätte, und ging wieder ins Dorf zurück, geradeswegs zum Schulmeister.

„Sie heißen mich den Phönix," sagte er zum Lehrer.

„Das ist gerade keine Schande."

„Sie meinen's aber so, und sie können Recht haben. Jetzt, Herr Lehrer, ich habe fragen wollen, ob ich auch so eine Tafel haben und auch in die Gesellschaft eintreten kann?"

„Warum nicht?"

„Warum nicht? Weil, weil —" es wurde dem Michel schwer, seinen Grund herauszubringen, er konnte nicht sagen, wie verachtet er sich fühlte; endlich sagte er: „Ich möchte nicht, daß die Gesellschaft in Unehre kommt, wenn ich auch dabei bin."

Der Lehrer erklärte ihm, daß das nicht der Fall sei; er zeigte ihm eine große Kiste mit Blechtafeln, und der Michel sagte:

„Ja, ja, wer diese alle anheften könnte, der hätte was gethan in der Welt."

Da die Schulmeisterin in die Stube kam, bat der Michel den Lehrer, mit ihm in ein anderes Zimmer zu gehen; dort sprach er lange, und er muß Gutes gesprochen haben, denn der Lehrer gab ihm das Geleite bis vor das Haus und reichte ihm draußen noch einmal die Hand.

„Ja, ja, sie sollen mich nur Michel Phönix heißen," sagte er leise zum Lehrer, „das ist gut, das soll eine Ehre werden."

Er ging durch das Dorf und lächelte immer vor sich hin und lächelte alle Begegnenden an.

Michel war der Zweite im Dorfe, der in die Feuerversicherung eintrat, auch an sein Haus wurde die Tafel angenagelt.

Er blieb nun im Dorfe, und als die Blätter an den Bäumen gelb wurden, fragten ihn die Leute: „Gehst du denn nicht mehr fort?"

„Ich kann gehen und bleiben, wie ich will," entgegnete der Michel. Aber viel war er beim Schulmeister, und die Leute sagten, er lerne aufs Neue Lesen und Schreiben.

Seit Jahren hatte Michel keinen Schnee im Dorfe gesehen,

aber in diesem Jahre, als der erste Schnee fiel, läutete es wieder von der Kirche, und der Michel ging wieder den Berg hinan, auf dem die Kirche stand, aber Käthe ging nicht mit ihm, sie wurde vorausgetragen und nicht weit von ihrer Mutter begraben. Michel war nun einsam, und er blieb allein in seinem Hause. Die Leute sagten, er werde sich auf sein Alter noch gute Tage machen und sich, da er wohlhabend war, eine junge Frau holen und sich pflegen lassen. Daran war aber bei ihm kein Gedanke.



Es war kurz vor Neujahr, da stand der Michel in der Küche am Herd. Er schaute sich scheu um, dann nahm er den vergriffenen und vielbeklebten Brandbrief aus der Tasche und legte ihn auf das Feuer. Er sah zu, wie das große Siegel zuerst Blasen zog und dann zerschmolz. Mit heftiger Anstrengung faßte er dann den Stock, brach ihn überm Knie entzwei, legte die Stücke auf das Feuer, blies in die Flammen und schrie: „Fort, Bettel! Feuer, bist todt, todt! Die Brandnarbe an der linken Wange glühte, aber immer mehr blies der Michel in das Feuer, er stand dabei, bis Brief und Stock zu Asche verbrannt waren.

Es war im vergangenen Jahr, da traf ich in einem einsamen Wirthshause des oberen Gebirges eine große Versammlung von Landbewohnern. Hinter dem Tische saß ein altes Männchen und hatte Dutzende von schimmernden Blechtafeln vor sich ausgelegt. „Ihr lieben Leute," predigte er, und obgleich man wohl merkte, daß er das schon oft vorgebracht, hatten seine Worte doch einen eigenen bewegten Ton. „Ihr lieben Leute! Es ist eine große Sache in die Welt gekommen, eine schöne, eine gute, eine brave und eine ehrliche; alle guten Worte passen darauf. Das Beste auf der Welt und das Schönste ist das Feuer, aber auch das Schlimmste und das Häßlichste auf der Welt ist das Feuer. Jetzt haben sich die Menschen zusammengethan und sagen: was es Böses thut, wollen wir auslöschen, und wer das nicht hören will, mit dem soll man kein Mitleiden mehr haben, und man soll ihm keine Gabe geben, wenn er ins Unglück geräth. Warum hat er nicht in guten Tagen vorgesorgt, in ruhigen? O, ihr lieben Leute! Viele von euch haben mir Gutes gethan und kennen mich von ehedem. Und jetzt möchte ich euch was Gutes thun. Seht mich an, mein Backen ist verbrannt vom Feuer, aber in meiner Seele ist noch mehr verbrannt, ich bin ein Brandbettler geworden. Wenn ich euch erzählen wollte, wie schwer und wie elend das ist, bis morgen früh wär' ich nicht fertig. Drum, wer das rechte Herz hat und den rechten Verstand, der thut jetzt dazu und tritt mit ein in die Genossenschaft. Da haben die Menschen etwas erfunden, was man sich nicht hätte denken können, das kann grausam schaden, und dagegen muß man helfen. Seht, da stehen die Zündhölzchen. Es ist mir recht, daß ihr lacht. Ihr wißt, wie schnell das eine Flamme gibt, aber dagegen hat man ein Heilmittel finden müssen, und das ist mein Löschblech, die Feuerversicherung.

Saget nicht, daß dadurch mehr Brandstiftungen kommen; da lest, da werdet ihr Alles sehen, nehmt's mit heim, glaubet mir, es thut euch gut und euren Kindern; ich bleibe noch mehrere Tage in der Gegend, und morgen gehe ich von Haus zu Haus und da bringe ich die Täfelchen mit, und wer will, dem nagle ich's gleich fest. Seht, das sind gute Nägel, die halten brav. Und sie heißen mich den Phönix, und ich bin's gern."

Er vertheilte Zettel und Schriften an alle Anwesenden, worauf das Nähere zu lesen war.

So sprach und that das Männchen. In mir war sofort eine Erinnerung aufgetaucht, und die Brandwunde machte ihn ja kenntlich: das ist der Michel Phönix aus meinem Geburtsdorfe. Aber es erschien mir kaum möglich, daß das Männchen so redefertig geworden sei. Ohne von seinem Stuhl aufzustehen, sagte er zu mir herüber, da ich an einem anderen Tische saß:

„Ich rede nichts gegen andere Gesellschaften, die sind auch gut, und wer da eintritt, thut eben so recht. Sind Sie vielleicht auch ein Agent?“ sagte er, aufstehend und an meinen Tisch tretend.

Ich verneinte und sagte ihm, daß ich ihn wohl kenne, ich erinnere mich seiner Hochzeit und seines Hausbrandes.

Er war nun ganz glückselig, ein Ortskind in der Fremde zu treffen, und wir saßen wohlgemuth beisammen. Ich mußte mit ihm auf die Gesundheit unseres Knechtes anstoßen, der doch schon lange gestorben war. Und immer aufs Neue sagte er: „Sehen Sie, ich bin jetzt siebzig Jahre alt, ich habe mein Leben im Elend verbracht. Warum ist das nicht früher eingerichtet worden? Und ich verstehe nicht, warum die Regierungen das Hausiren in dieser Sache nicht erlauben wollen. Ich muß das Gute hehlings thun und jede Minute gewärtig sein, daß mich ein Landjäger ins Gefängniß führt. Und doch ist es so. Man muß den Leuten ins Haus kommen, denn nach einer guten Sache ausgehen, das thun die Wenigsten.“

Er erzählte mir, daß er über tausend Täfelchen angeschlagen, und er hoffe es noch zu zehntausend zu bringen, wenn ihm Gott noch fünf Jahre Leben schenke.

Wir saßen noch lange beisammen und er erzählte viel. Als ich am andern Morgen vor das Wirthshaus trat, stand der Michel oben auf der Leiter und nagelte eine Tafel an das Wirthshaus.

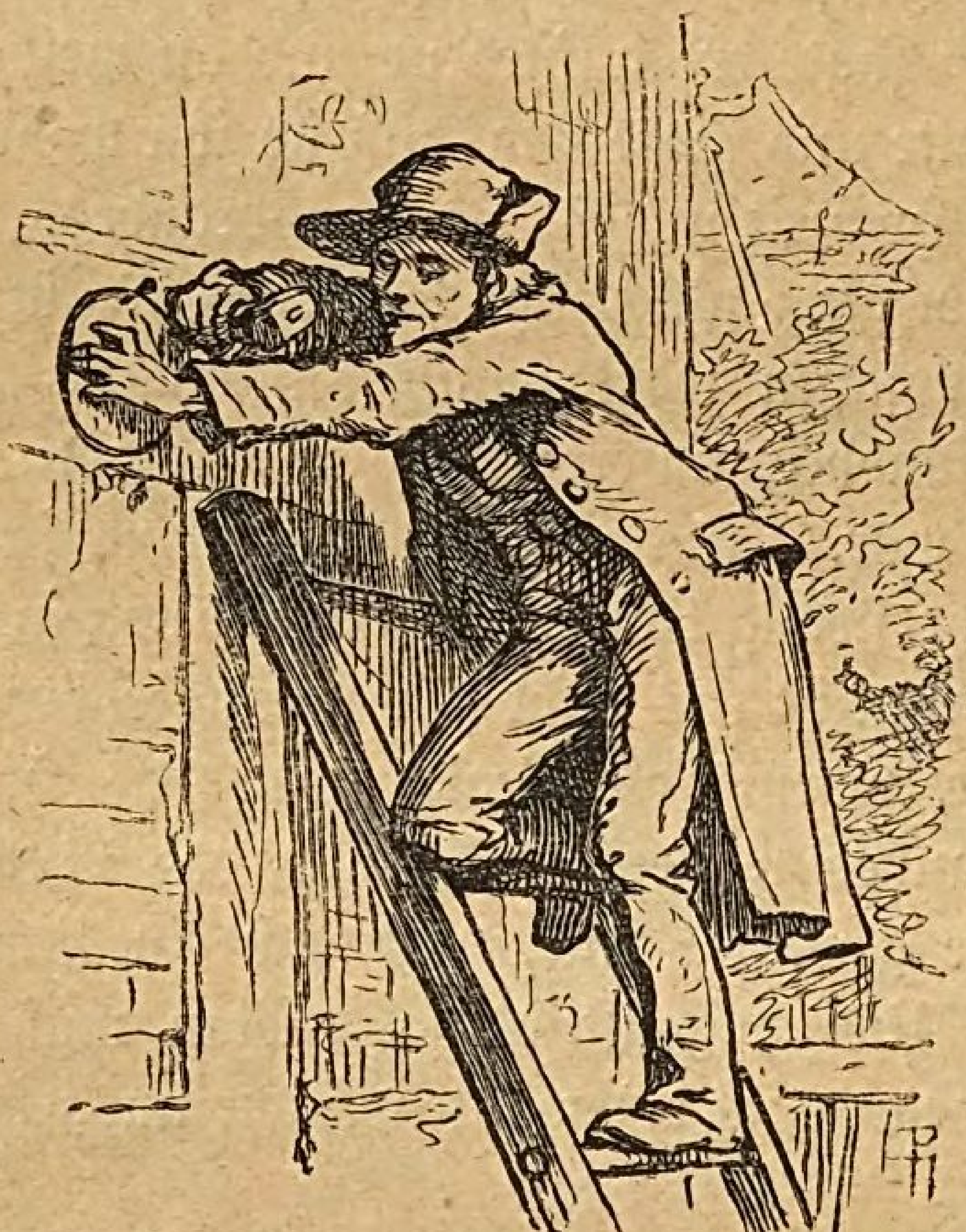
„Euch ist's wohl da oben!“ rief ich hinauf.

„O wie wohl! Das ist meine Leiter, auf der ich in den Himmel hinaufsteige und den Menschen das Leben sicher machen helfe. Und ich bekomme jetzt noch was Neues dazu. Die Rinderpest ist eine gute Sache!“

„Die Rinderpest gut?"

„Ich mein' nicht so, ich meine es anders. Nächstens hausire ich auch für die Viehversicherung, jetzt sind die Menschen eher dazu zu bringen" . . .

Der Michel wandert noch durch die Lande, und wohl denen, die ihr Haus erst damit festfugen, daß sie es mit der Tafel schmücken, sei es in dieser, sei es in jener Gesellschaft.



Zwischen Straßburg und Appenweier.

Ein Gespräch im Eisenbahnwagen

am 3. Mai 1872.

Ein Gespräch im Eisenbahnwagen kommt selten zu Stande. Abgesehen von dem Gerassel, das das Wort übertönt, sind die Menschen in der Regel für sich abgeschlossen innerlich unruhig, man ist einander fremd und nicht zur Gesprächsamkeit geneigt.

Anders war es an einem hellen Frühlingstage auf dem Straßburger Bahnhofe. Auf dem Antlitze eines Jeden lag ein Nachklang von dem gestern erlebten Feste, eine Gruppe, die sich kennen gelernt hatte, suchte einen Wagen für sich und es gelang.

*

Ein Bahnbeamter: Genug, Schaffner! Lassen Sie Niemanden mehr hier herein!

(Die Wagenthüre wurde geschlossen. Alle Insassen schauten auf den Mann, und offenbar im Namen Aller sagte mit herzlichem Tone)

Ein Officier: Wir sind Ihnen zu Dank verpflichtet.

Ein Jenenser Student: Hätten wir nur auch gestern beim Commers so bequem gesessen.

Ein süddeutscher Professor: Ja, ich fand keinen Platz, und ging bald wieder weg.

Ein norddeutscher Professor: Es ging freilich anfangs etwas wirr her, bis man das erprobte Mittel fand, die Bierfässer auf den Tisch aufzulegen. Ich hatte guten Platz auf der Gallerie, und die Disciplin, die sich doch endlich einstellte, war erfreulich. Ich habe zwei Jahre auf der Bibliothek in Paris gearbeitet; ich kenne den Franzosen, da ich namentlich auch im südlichen Frankreich reiste.

Wenn ich mir denke, daß ein Urfranzose dieses Zechgelage mit angesehen — die bunten Mützen, die Bänder auf Haupt und Brust der Alten und der Jungen — er hätte wohl verwunderlich das alles betrachtet. Aber wenn er dann die Reden gehört und verstanden, wenn er den trefflichen Gesang gehört hätte — und die jungen Leute singen gut, viel besser als zu meiner Zeit — er hätte doch empfinden müssen: da ist etwas, was keinem andern Volke so angehört; bei der scheinbaren Unbändigkeit doch eine tiefe Idealität. Wir verstehen die Eleganz und Grazie der Franzosen weit besser, als sie uns verstehen; denn unsere Eigenschaften sind innerlicher, intimer möchte ich sagen.

Ein alter Burschenschafter: Sie kennen die Franzosen, glauben Sie auch, daß Frankreich dem Untergange verfallen ist, und einem Schicksal entgegengeht ähnlich wie Spanien?

Der norddeutsche Professor: Nein, das glaube ich nicht; in dem heutigen Frankreich scheint die Sittenverderbniß tief eingewurzelt zu sein, aber die Franzosen haben zwei große Eigenschaften: Fleiß und Familiensinn.

Der süddeutsche Professor: Fleiß zugegeben, aber Familiensinn?

Der norddeutsche Professor: Allerdings! Lassen Sie sich nicht durch die verliederlichte Lorettenliteratur, durch die Effekthascherei täuschen, die sich vor keiner bewußten Verlogenheit scheut. In der mittleren Schicht des französischen Volkes ist ein inniger und anmuthiger Familiensinn. Ueberhaupt wollen wir nicht vergessen, daß das französische Wesen ein schöner, unentbehrlicher Ton in der Harmonie der Völker ist. Freilich ist diese Saite jetzt sehr verstimmt. Aber ich glaube — (der Zug rollte über die Rheinbrücke; man hörte den Nachsatz nicht mehr. Als man drüben angelangt war, sagte, zum Bahnbeamten gewendet)

Der Officier: Hoffentlich werden bald noch mehr Brücken über den Rhein gebaut. Wie steht es denn mit dem Anschluß der Eisenbahnen?

Der Bahnbeamte: Wie hat man ehedem gelächelt über Schmiede und Wagner, die darüber jammerten, daß die Straßen nicht mehr zu ihrem Nutz an ihren Werkstätten vorübergehen. Wie hätten Einzelne und Gemeinden gern die neuen Verkehrswege ge-

hindert. Und jetzt sehen wir nicht nur bei Privatbahnen, sondern auch bei großen Staatseisenbahnen fast die gleiche Eigensucht. Der Ertrag der elsässischen Bahnen ist ohnehin klein, und man fürchtet, daß man ihn noch verringere, indem die Güter sofort nach dem jenseitigen Ufer übergehen.

Der Officier: Und doch brauchen wir vor allem drei Verbindungen. Von Hüningen nach Leopoldshöhe, von Mülhausen nach Mühlheim, von Colmar nach Breisach, Freiburg und Donaueschingen.

Ein Schwarzwälder: Wir müssen bedauern, daß die industrielle Bedeutung des Schwarzwaldes noch nicht erkannt ist. Ich glaube, daß das Gemüthsleben des Volkes durch die Eisenbahnen nicht zerstört wird, sondern nur einen andern Charakter annimmt, und ich meine sogar, daß, abgesehen von der strategischen Bedeutung, von der Abkürzung des Weges von Wien nach Paris, noch eine tiefere nationale Bedeutung in der Herstellung mannigfaltiger Verbindungen liegt. Frankreich verhinderte den nachbarlichen Kleinverkehr zwischen hüben und drüben. Wir aber gerade, wir brauchen den. (Der Zug hielt an; ein Mann, offenbar ein evangelischer Geistlicher, kam an den Wagen und fragte den Schulrektor: wie die Festlichkeit verlaufen sei, und ob er auch eine Rede gehalten habe.)

Der Schulrektor: Das Fest war so rein schön, daß auch die Nachempfindung noch eine reine ist. Eine Rede wollte ich halten, aber — (die Lokomotive schrillte, der Zug brauste davon).

Der österreichische Student: Ja, das waren große unvergeßliche Tage. Wir hatten eine lustige Kneiperei im Walde droben auf dem Odilienberg. Aber bitte, guter alter Herr, wollen Sie uns nicht Ihre Rede halten?

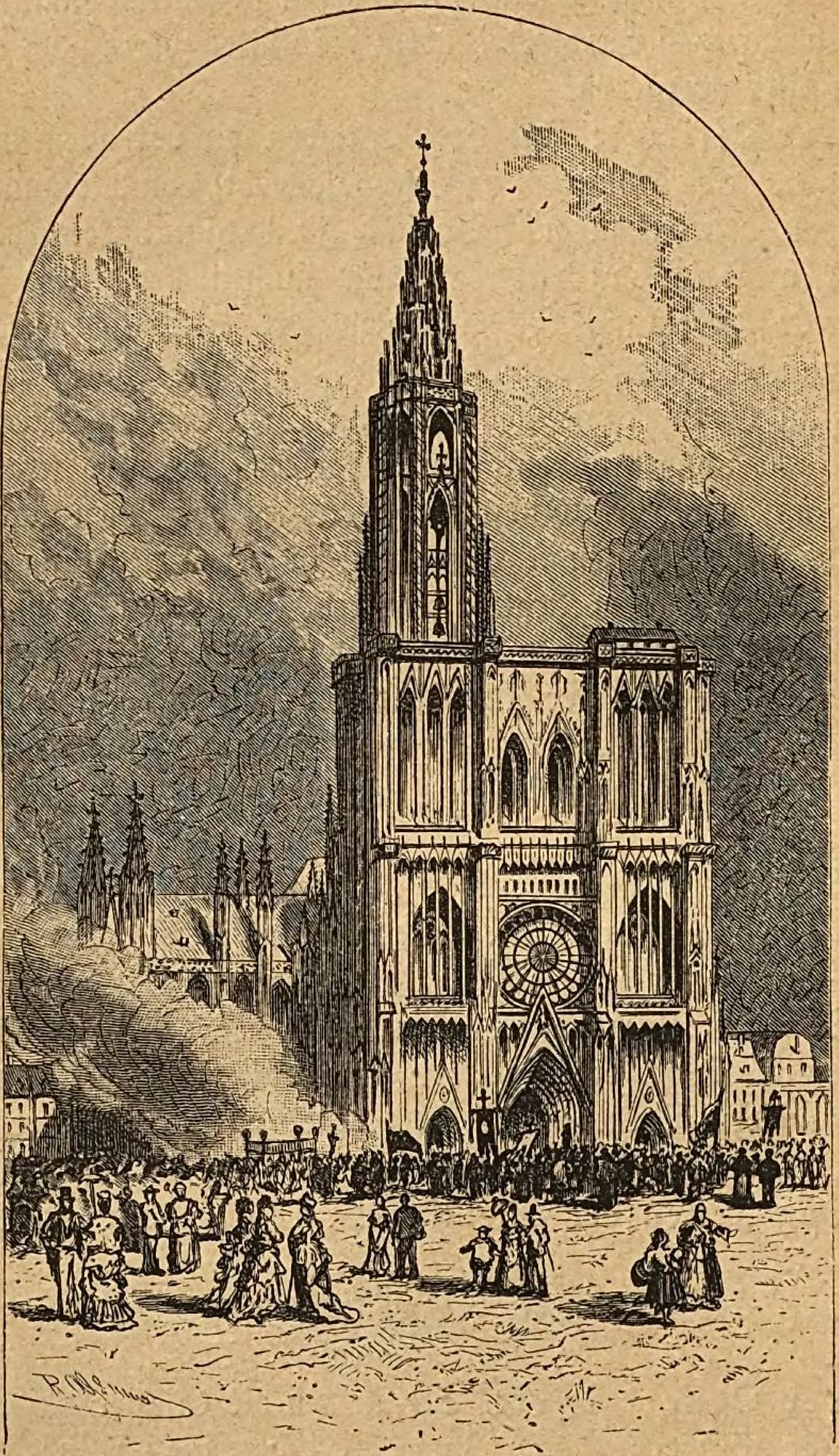
Der Jenenser: Silentium! ad loca! Der alte Herr hat das Wort.

Der Schulrektor: Ich wollte zu denen sprechen, die nicht da sind.

Der Oesterreicher: Sie meinen die Elsässer?

Der Schulrektor: Ja wohl, die meine ich, ich kenne sie. Es ist jetzt noch eine ruhelose Stimmung in ihnen. Sie stehen am Vorabend der Option, und es ist eine schlimme Wahl. Franzosen

zu werden haben sie doch nie gelernt, und wieder Deutsche zu werden, müssen sie erst lernen.



Der alte Burschenschafter: Sie hätten ihnen auch das Decret vorlesen müssen, das Ludwig XIV. erließ, wonach damals,

als diese Lande von Deutschland weggeraubt wurden, Jeder auswandern durfte, aber alles unbewegliche Gut dann dem Staate gehörte. Wie ganz anders ist jetzt unser Verfahren!

Der Rektor: Ja wohl, das wollte ich auch vorbringen, und den Elsaß-Lothringern sagen: Wenn nicht anders, werdet ihr eine Vernunftheirath mit uns eingehen. Ihr werdet bald einsehen, daß mit uns gut sein ist.

Der süddeutsche Professor: Es wird noch ein dritter punischer Krieg kommen müssen, und je eher er kommt, um so besser!

Der Bahnbeamte: Ich glaube nicht an einen neuen Krieg. Das Rachegeschrei ist nichts als Lärm und Drohen eines Raufboldes, den man zum Hause hinausgeworfen hat. Er schimpft draußen, aber er trollt sich doch seines Weges.

Der Officier: Und er kennt doch auch die feste deutsche Faust, und wir halten uns gerüstet. Ich darf sagen: die Thätigkeit im Heere war nie größer als jetzt. Wir wollen Frieden, aber wir halten uns in der Verfassung, daß wir nicht um Frieden zu bitten haben.

Der alte Burschenschafter: Und diese Gründung der deutschen Universität in Straßburg, und wie Sie und Ihre Genossen so rein und schön daran theilgenommen, das ist ein Siegesdenkmal ohnegleichen. Inmitten des Befreiungskrieges die Gründung der Berliner Universität, nach dem Befreiungskriege die Gründung von Bonn, und jetzt die von Straßburg. So halten wir's. Wenn die Schlachten vorüber, gründen wir Schulen. Vorgestern, während in dem überdachten zur Zelt-Halle hergerichteten Schloßhofe die Festrede gehalten wurde, schlug es vom nahen Münsterthurme in gewaltigen Klängen 12 Uhr. Die mittägige Geistesstunde der deutschen Wissenschaft hatte geschlagen, nicht nächtige Gespenstererscheinungen, sondern die hellen Gebilde der Intelligenz erheben sich. Ein Glockenton zog durch die Luft, der nimmer verklingt. Ein Sonnenstrahl glänzte, der nimmer verschwindet ...

(Station Appenweier! Alles aussteigen! rief der Schaffner. Der Oesterreicher küßte den Schulrektor und den alten Burschenschafter, und reichte noch Jedem die Hand. Die Gesellschaft trennte sich und zerstreute sich in alle deutschen Lande.)

Wie Friedrich Rückert seine Lieder singen hörte.

(Geschrieben im Juni 1866.)

Wer etwas aus dem Leben eines edlen und bedeutenden Menschen weiß, soll es zum Gedächtniß für Alle feststellen.

Ich fühle mich daher verpflichtet, ein schönes Erlebniß Friedrich Rückerts, an welchem theilzunehmen mir vergönnt war, auch Andere miterleben zu lassen.

Friedrich Rückert ist am 31. Januar d. J. in Neuseß bei Coburg, 76 Jahre alt, gestorben. Bei seinem Tode hat sich nicht, wie bei dem seines Dichtergenossen Ludwig Uhland, aller Orten die Verehrung des deutschen Volkes kundgeben können. Denn der ganze Bestand unseres deutschen Lebens und seines Ausdruckes in der Dichtung schwebt seit Beginn dieses Jahres in Frage. Der Dichter der „Geharnischten Sonette" ist dahingegangen, und jetzt, da zum Erstenmal der Rasen auf seinem Grabe grünt, stehen Deutsche gegen Deutsche gewaffnet und in jedem vaterländischen Herzen zittert die Frage: wird es künftighin noch etwas Gemeinsames geben für alle Deutsche, wird man von einem deutschen Dichter sprechen dürfen, ohne hinzuzufügen müssen, ob er von diesseits oder jenseits der Mainlinie? Das ist keine Zeit, um Erinnerungsfeste zu feiern. Und doch, wenn das deutsche Volksthum sich aus diesem schwersten Kampfe rettet, den die trübste Phantasie nicht vorahnen konnte — wenn wieder ein Geschlecht auf deutscher Erde leben wird, das sich nicht schämen muß, von Vaterland, von Freiheit,

von Bruderliebe, von Einheit zu singen, — dann wird mit Uhland auch Friedrich Rückert im Herzen des deutschen Volkes neu aufleben und ihre Lieder werden aus dem Munde des deutschen Volkes tönen.

Es ist seelenzerstörend, wie es heute nicht möglich ist, an etwas rein Schönes zu denken, ohne daß ein banger Todesschatten darauf fällt. So streift er nun auch die kleine Erinnerung, die ich hier festhalten will.

Ich banne das Dunkel hinweg und will versuchen, jene hoffnungsvolle, noch nicht von der bittersten Täuschung belastete Zeit zu vergegenwärtigen.

Es war im Frühling des Jahres 1846. Ich wohnte in Leipzig in der Querstraße beim alten Finanzrath Campe, dem Sohne des Robinson-Campe.

Anno 46! Wir können heute kaum mehr ermessen, wie uns Allen damals zu Muthe war. Eine Zuversicht, daß bei der allverbreiteten Bildung und dem gemeinsamen Herzensdrange die erste große Bewegung im Vaterlande ein einheitliches, geschlossenes Deutschland herstellen werde, ein freudiges Arbeiten, ein Rüsten, wie am Vorabende eines Festes, belebte alle Geister. Wir wissen Alle, was wir seitdem erlebt, wir fühlen an der Bedrückung des Herzens, was wir jetzt erleben.

Doch genug der trüben Ausblicke!

An einem sonnenhellen Frühlingsmittag saß ich in dem schönen Garten beim Hause. Da trat ein Mann von mächtiger Gestalt und markigem Antlitze, mit langen weißen, bis auf die Schultern fallenden Locken, die Mütze auf dem Haupte und mit einem bis auf die Kniee hinabreichenden Rocke bekleidet, auf mich zu.

„Geben Sie mir auch einen Stuhl," sagte er, „ich lasse mich auch gern von der Frühlingssonne durchwärmen. Ich heiße Friedrich Rückert, Sie haben mich in Berlin besucht und nicht getroffen."

So ungefähr sprach er, und ich kann nicht sagen, wie mich's ergriff, da mir der große, innig verehrte Mann seine starkknochige Hand darreichte. Er sagte, daß wir den ganzen Tag (es war etwa 12 Uhr) bis zum Abgange des Eilwagens ungestört mit einander verbringen könnten. Er war im Hotel de Bavière ab-

gestiegen und ich sollte mit ihm zu Mittag essen. Ich war natürlich bereit. Wir gingen gemächlich schlendernd, von vielen Begegnenden angestaunt — denn die mächtig erhabene Gestalt mußte Jedem auffallen — nach dem Gasthof. Ich muß sagen, es that mir leid, daß ich das allein haben sollte; ich hätte gern manchen Bekannten und Befreundeten, die des Weges kamen, gesagt: Sieh, das ist Rückert! Ich hielt indeß an mich, da ich schon vielfach gehört hatte, wie seine scheue und abgeschlossene Natur der leichten und flüchtigen Ansprache des Gesellschaftsverkehrs sich entzog. Wir erhielten zwei gute Plätze an der linken Ecke der hufeisenförmigen Gasttafel, wo man neben einander sitzend doch einander ins Antlitz schauen kann. Mir zur Rechten saß der damals in Leipzig vielbeliebte Komiker des Theaters, Ballmann. Rückert bestellte eine gute Flasche Rheinwein, wir klangen zum Erstenmal an und waren überaus heiter und wohlgemuth. Ballmann fragte mich wiederholt, wer der Mann bedeutenden Ansehens sei; ich lehnte die Antwort mehrmals ab, ließ mich aber endlich zu dem Versprechen verleiten, nach Tische den Namen zu nennen. Nun ließen wir noch eine Flasche Champagner kommen, mein Nachbar Ballmann that dasselbe und drängte, jetzt mein Versprechen zu lösen. Ich nannte Rückert. — Sofort stand Ballmann auf, klingelte an sein Glas und sprach:

„Meine Herren! Woher Sie auch sein mögen, ich habe Ihnen einen Toast vorzuschlagen, in den Sie Alle einstimmen werden. Ich sage nicht: der Geheimerath Rückert ist da; ich sage nicht: der Professor Rückert ist da; ich sage auch nicht: der Dichter Rückert ist da; ich sage: Vater Rückert ist da, Vater Rückert lebe hoch!"

Und die ganze Gesellschaft, wie sie eben eine Leipziger Gasttafel zusammenbringen kann, stimmte ein in den Trinkspruch, der sich im Munde Ballmanns gar seltsam pathetisch ausnahm. Rückert, sehr erstaunt, reichte dem Toastbringer, der auf ihn zukam, die Hand und fragte mich dann leise, wer der Mann sei. Ich wich der Antwort aus, denn es war mir sonderbar, ihm zu sagen, daß er der erste Komiker des Theaters sei.

Kaum war nun bekannt, daß Rückert am Tische, als Viele

auf ihn zukamen, ihn zu begrüßen. Adolf Böttger, der mit an der Tafel gesessen, ging zu dem Dichter und fragte, ob er das ihm vor Kurzem gesendete Trauerspiel „Agnes Bernauer" erhalten habe. Ich weiß nicht mehr, was Rückert darauf erwiderte, und kann auch nicht genau sagen, ob es Böttger oder ein Anderer war, der sofort dem Kellner rief, er möge Schreibzeug bringen, und Rückert bat, ein Albumblatt zu schreiben. Ich sehe ihn noch, wie er gerötheten Antlitzes sich über die Stirn fuhr und sagte: Wissen Sie nichts von mir? Mir fällt nichts ein. Er schrieb eine Vierzeile und wir machten uns bald davon.

Das Gepäck war bereits zur Post befördert. Wir gingen im Gespräch über dichterische Arbeiten durch die Promenaden rings um die Stadt. Zwei Häuser vor dem Postgebäude, an dem Hause mit den grünen Jalousieen, ließ ein glücklicher Gedanke mich Halt machen. Es war noch eine gute Stunde bis zum Abgang des Eilwagens. Wie innerlich gestört ist auch mit dem bedeutendsten Menschen eine solche Wartestunde! Und hier in dem Hause wohnte eine meisterhafte Liedersängerin, die mit wohlklingender Stimme und reinem Verständniß uns Alle in Leipzig entzückte, ja, Felix Mendelssohn ließ sich von ihr seine Compositionen, ehe er sie zum Drucke gab, oft vorsingen. Ich fragte nun Rückert, ob er bereits die herrlichen Compositionen seines „Liebesfrühlings" von Schumann und Franz gehört habe. Er verneinte. Und nun ergriff mich der Gedanke, wie es sein muß, wenn die tiefste Empfindung, die der Dichter im gebundenen Worte hinausgegeben, vom Klange begleitet wieder zu ihm zurückkehrt. Ich bestürmte ihn, mit mir in das Haus einzutreten, wo ihm die edle Frau seine Lieder vorsingen müsse. Er widerstrebte, wies auf sein Reisekleid und auf die seltsame Art, so plötzlich in ein Haus zu fallen, um sich von der Frau des Hauses vorsingen zu lassen. Ich bedrängte ihn aber mit eifriger Zurede und der Betheuerung, daß die Frau ohne alle Ziererei sich gewiß dessen würdig zeigen werde, dem Dichter seine eigenen tiefsten Herzenstöne in die Seele zu singen. Er ließ sich endlich bewegen; wir gingen in das Haus, die beiden Treppen hinan, ich ließ der Dame durch den Diener sagen, daß ich ihr einen hochwillkommenen

Gast bringe. Wir traten in den schönen Ecksaal, wo rechts und links vom rothseidenen Sopha blühende Fliederbäume in Kübeln standen. Die Dame trat ein und ihr Antlitz strahlte, als ich ihr Rückert nannte. Er entschuldigte lächelnd, daß er meinem ungestümen Drängen nachgegeben; sie aber reichte ihm beide Hände und hieß ihn von Herzen willkommen. Nur so viel weiß ich noch, daß Rückert berichtete, in seinem Garten zu Neuseß sei früher eine Nachtigall gewesen, aber seit zwei Jahren komme sie nicht wieder.

Ich bat, nicht lange mit Sprechen die Zeit zu verlieren, um desto mehr Lieder zu hören.

Die Sängerin öffnete das Klavier und sang.

Ich saß neben Rückert auf dem Sopha, das die blühenden Fliederbäume umgaben. Hatte die Sängerin ein Lied geendet, sofort begann sie ein neues, und mit einem Seelenausdrucke, der die ganze Tiefe und Schönheit der Empfindung kundgab. Fort und fort sang sie wie eine Nachtigall, der aus unerschöpflicher Quelle die Fülle des Tones zuströmt, und Rückert saß da und schaute drein und dicke Thränen rollten ihm die gefurchten Wangen herab. Die Kette der Lieder brach nicht ab. Jetzt, da eines zu Ende war, sagte ich mit der Uhr in der Hand, es sei Zeit zum Aufbruch. Rückert stand auf, küßte die holde Sängerin auf die Stirn, wir gingen die Treppe hinab, wir gingen über die Straße, es wurde kein Wort gesprochen, wir kamen in das nahe Posthaus, die Pferde waren bereits angespannt, der Postillon blies, schnell mußte Rückert in den Wagen steigen, der nun fortrollte.

Noch als ich Rückert im Winter 1861 in Neuseß besuchte, wiederholte er, daß ihm nie in seinem Leben ein dichterisch schöneres Ereigniß begegnet sei, als jenes, da er, plötzlich in ein fremdes Haus verzaubert, von einer edlen Sängerin seine eigenen Lieder singen hörte.

Neue Stücklein vom alten Gevattersmann.



Aussichtenbettel.

Es gibt im deutschen Vaterlande so viele schöne Hochpunkte, wo sich am klaren Sommertage ausschauen läßt weit in die Lande.

Du hast dir einen freien Tag gemacht, du steigst auf den Niederwald im Rheingau, auf den Drachenfels im Siebengebirge, auf den Inselberg in Thüringen, auf den Brocken im Harz, auf die Bastei im sächsischen Hochland und wie die hundert schönen Aussichtspunkte im Vaterlande heißen.

Es ist wohlgethan, daß überall Speise und Trank zu haben ist, denn der Mensch lebt nicht vom Ausblicke in die Natur allein. Du willst nun in ruhiger Betrachtung einsam oder mit Freunden und Genossen dich in der freien Schicht auf der Höhe frei empfinden. Da sitzt aber ein Bursche und verscheucht dir alle Ruhe

und alles still vergnügliche Sammeln durch ein mehr oder minder pfuscherhaftes Spiel auf der Ziehharmonika oder auf einem andern Musikinstrument. Der Arme verdient gewiß dein volles Mitleid, und je reichlicher deine Gabe, um so besser; aber hat der Arme ein Recht, dir und Allen, die vor dir kamen und nach dir kommen werden, mit dem keuchenden und schrillenden Instrumente die durch mühsames Bergsteigen erkaufte Ruhe und stille Erholung zu rauben?

Auf dem schönen Niederwald mit dem Ausblick in das fröhliche Rheingau kommt dir gar noch ein Trommler entgegen und trommelt dir alle Waldesruhe weg.

Es gibt Gegenden, wo die Polizei den Armen besondere Erlaubniß zu diesem Gedudel verleiht, aber auch mit dem verbietenden Einschreiten der Polizei wäre nichts gethan. Es gibt nur Ein Mittel, die stille Höhe unserer Berge unverscheucht zu bewahren: wenn sich Jeder für verpflichtet hält, die entsetzlichen Instrumente schweigen zu heißen und wo die Noth spricht, geradezu seine Gabe zu spenden.

Geschmuggelt, bestochen und von der Censur gestrichen.

Eine kleine Erinnerung des Gevattersmanns.

Es war im Juli 1845. Eine bunte Gesellschaft reiste im Eilwagen von Adorf aus nach den böhmischen Bädern. Wir hielten am Zollhaus der österreichischen Grenzstation. Unsere Pässe waren nach strenger Besichtigung passirbar befunden. Nun hieß es: „Haben Sie nichts Mauthbares?“ Ich erklärte, daß ich zu einem vierwöchentlichen Badeaufenthalt in Marienbad hundert Stück Cigarren bei mir hätte. Der Zollbeamte sah mich groß an und zog seinen Schnurrbart rechts und links durch Zeigefinger und Daumen. Ein hochgewachsener preußischer Beamter, der zum Imponiren an der Grenze seinen Orden im Knopfloche sichtbar gemacht hatte, ließ mich scherzend an über mein ehrliches Bekenntniß.

Ich erklärte, daß ich, zum Erstenmal die österreichische Grenze überschreitend, mir vorgenommen hätte, weder zu schmuggeln noch

zu bestechen. Der Mann zuckte mit den Achseln. Nun wurde nach und nach Alles expedirt und der Mauthbeamte kam nochmals zu mir und fragte in sehr gutmüthigem Tone: „Sollen wir Ihren Koffer aufmachen?“ — „Ist nicht nöthig,“ sagte ich, „ich habe 100 Stück Cigarren, wovon ich hier fünf in der Tasche habe, und will das zwanzigfache Gewicht verzollen.“ „Das dauert lang,“ hieß es, „da müssen Sie dann so und so viel Scheine haben.“ Der Preuße trat hinzu mit den Worten: „Sie halten uns auf; Sie werden mir das Geld schon wieder geben,“ und steckte dem Mauthbeamten eine Münze in die Hand. Mein Koffer wurde ungeöffnet aufgepackt. Nun sagten die beiden Mauthbeamten: „Man gibt dem Herrn Inspektor drinnen auch Etwas.“ Alles ging in das Bureau. Da stand der Beamte am Stehpulte schreibend und aus einer langen Pfeife rauchend, neben seinen Papieren war eine hölzerne Schüssel mit Streusand. Jeder legte nun eine Münze in die Streusandschüssel. Der Inspektor schrieb und rauchte weiter, als ob er nichts sähe.

Wir fuhren davon, ins Böhmerland hinein . . .

Diese Geschichte, wie ich sie hier erzähle, schickte ich in den damals von mir herausgegebenen Kalender: „Der Gevatersmann“, der in Karlsruhe, im Großherzogthum Baden gedruckt wurde. Ich gab genau den Tag und den Ort an, die ich jetzt nicht mehr zu nennen weiß. Ich wies darauf hin, daß die Namen aller Mitreisenden, die Zeugniß ablegen könnten, in einem großen Buche aus unseren Pässen auf der Grenzstation abgeschrieben seien.

Was geschah aber mit dieser ganzen Geschichte?

In Karlsruhe regierte damals ein im Herzen freigesinnter Fürst. Censor war der bekannte Gelehrte, Ministerialrath Zell. Und dieser Censor strich diese Geschichte von Anfang bis zu Ende als censurwidrig durch.

Natürlich, man hätte Metternich mißfallen, wenn man Derartiges hätte veröffentlichen lassen.

Ich glaube, daß es gut ist, wenn man dem heutigen Geschlechte Dergleichen in Erinnerung bringt; denn wenn uns auch noch Vieles bedrückt und mangelt, schon daß ich diese Geschichte heute drucken lassen kann, ist ein Zeugniß, daß es anders gewor-

den in Deutschland, und hoffentlich kommen bald Zeiten, wo man sich kaum noch eine Vorstellung von dem machen kann, was uns heute das Herz belastet und empört.

Eine Kölner Aschermittwochs-Geschichte.

Aus einem Briefe an den Herausgeber.

.... Ihr Fremden habt freilich nicht den rechten Sinn für unsern Fastnachtsübermuth.

Es mag sein, daß der Carneval nur noch eine Ueberlieferung ist, daß die neuere Zeit ganz andere Feste sich bildet, die Turn-, Feuerwehr-, Sänger- und Schützenfeste, und daß vielleicht nicht übel angebracht wäre, ein Stück Fastnachtslust damit zu verbinden. Einstweilen aber halten wir an unserm alten Carneval fest und sind lustig dabei und zeigen, daß es eigentlich gar nicht so schwer ist, das Leben leicht zu nehmen.

Doch das ist auch eine viel zu schwere Einleitung für eine kleine Geschichte, die ich dir zum Weitergeben hiermit behändige.

Wenn diese Geschichte gelesen nur halb so viel lachen macht, als sie gesprochen Heiterkeit erregte, kannst du zufrieden sein.

Es war also am Aschermittwoch. Die tollen Faschingstage waren vorüber und der grau Nüchterne war da. Im Wildschütz saßen am Abend frohe Gesellen beisammen; der stattliche Unverwüstliche, der das beste Lachen hat am ganzen Rhein, war auch dabei. Man suchte sich durch einen edlen Häring und guten Trunk wieder aufzufrischen und es gelang; ja der Peter Drülles vom Pützchensthor that des Guten so viel, daß er von Freud und Leid des irdischen Jammerthals gar nichts mehr wußte und in seliger Trunkenheit dalag und schlief.

„Was fangen wir nun mit dem an?“ hieß es.

„Hast du deinen Kapuzineranzug noch?“ fragte der Unverwüstliche.

„Ja.“

„Gut, so laß den Barbier kommen.“

Der Barbier kommt und dem Peter Drülles wird nun eine vollkommene und gerechte Kapuzinerglatze geschoren. Die Kameraden ziehen ihm die Kutte an und führen ihn dann mühselig nach dem Kapuzinerkloster. Dort klingeln sie heftig; der Pförtner öffnet.

„Das ist ein Schimpf und eine Schande, daß ein Kapuziner so betrunken auf der Straße liegt," rufen die Kameraden, stoßen den Peter Drülles auf den Flur und machen sich davon.

Der Pförtner bringt den Peter in eine Zelle und legt ihn auf die Pritsche.

Am Morgen kommt der Pförtner in die Zelle und hält dem Erwachenden eine starke Strafpredigt. Mit großen Augen schaut Peter den Strafprediger an, greift sich an den Kopf, greift sich an das Gewand, und ruft endlich:

„Genug! genug! Nun lassen Sie mich auch reden. Schicken Sie nach dem Pützchensthor Numero 111 und lassen fragen, ob der Peter Drülles zu Hause ist. Wenn er nicht zu Hause ist, ist's gut. Wenn er zu Hause ist, dann ... weiß ich nicht, wer ich bin."

Unschädlicher Aberglaube,

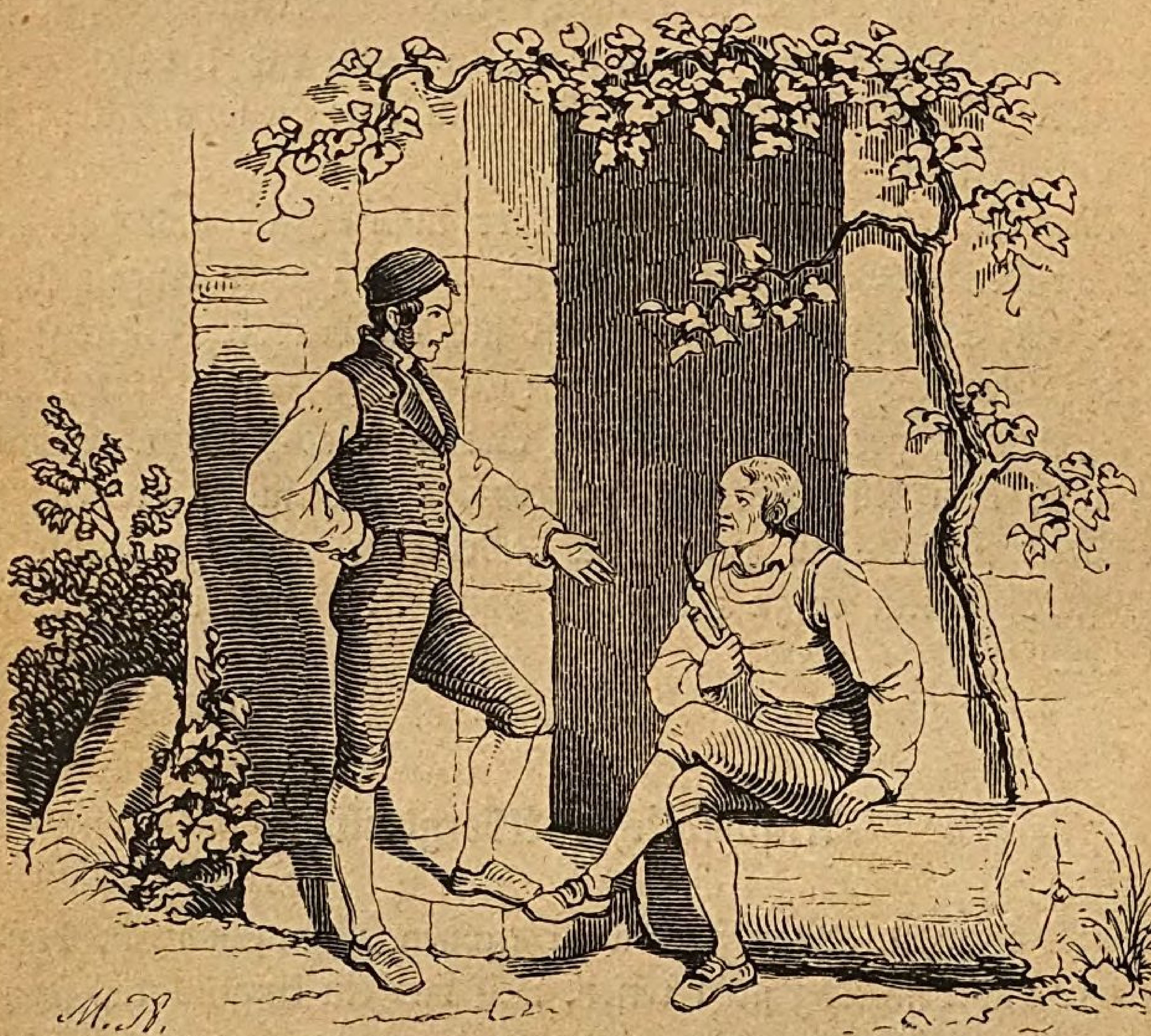
den gibt es nicht. Man sagt wohl großen Männern nach, daß sie an dem und dem Tag nicht reisen, weil das ein Unglückstag sei und doch sollen diese Männer an Gott glauben. Ja, dann muß sich ihr Gott eben Unsinniges zumuthen lassen; läßt er ja an solchen Tagen die Sonne scheinen, die Erde sich drehen u. s. w. wie allezeit, und doch soll an solchen Tagen der Unsinn und der böse Zufall walten?

Ja, aber das mit den 13 Menschen an Einem Tisch ist doch ein unschädlicher Aberglaube?

Nein, auch das nicht, denn er schädigt den heiligen Gedanken, daß ein vernünftiges Gesetz die Welt regiert.

Darf man aber um seiner Gäste willen diesen Aberglauben nicht gewähren lassen?

Abermals nein! Vernünftige Wesen dürfen einem Widersinn nicht nachgeben, es ist eine Verletzung der Menschenpflicht, der klaren Erkenntniß nicht gerecht zu werden. Kurzum, es gibt keinen unschädlichen Aberglauben, darum muß er ausgerottet werden.



Der letzte Hofmops.

(1861.)



Eine böse Geschichte, Die viel schöner wäre wenn sie nicht wahr oder doch wenigstens in alter grauer Zeit geschehen wäre; leider aber ist sie wahr und noch gar nicht alt.

Kommst du einmal nach dem schönen Bergstädtchen, wo durch alle Straßen wohleingefaßte Wässerlein rinnen, so daß es unablässig plaudert und quillt, da frage nur näher nach.

Das Bergstädtchen gehört zu einem kleinen Fürstenthum, und das kleine Fürstenthum gehört zu Deutschland, aber das Fürsten-

thum ist immerhin noch so groß, daß man im ruhigen Trab einen vollen Tag braucht von einem Ende zum andern. Die Straße führt aber nicht geradeswegs, man muß dreimal ins deutsche Ausland und dreimal ins deutsche Inland von einem Ende des Fürstenthums bis zum andern. —

Es war an einem schönen klaren Frühherbstmorgen, da war in dem Bergstädtchen große Bewegung; nichts als die hellen Wässerlein in den Straßen hatten ihren gewöhnlichen Lauf, sonst rannte Alles hin und her und vom Kirchthurm flatterte eine Fahne mit den Landesfarben.

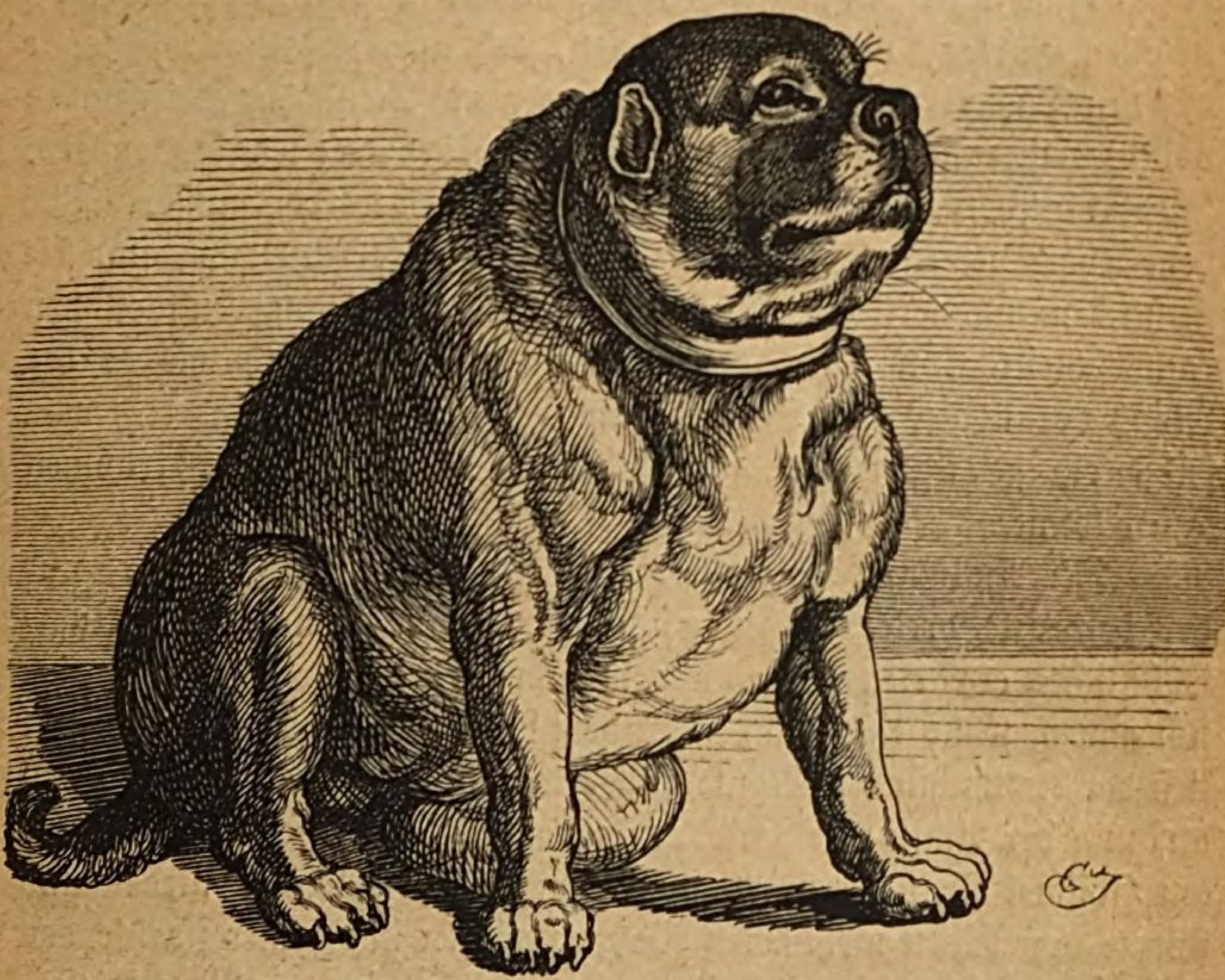
Wir können aber noch ruhig sein, denn es schlägt eben erst acht Uhr und drunten im Thal können wir ganz bequem sehen, was da kommt.

Da trabt ein Vorreiter in goldgestickten Kleidern, hinter ihm drein ein sechsspänniger Wagen und je auf einem Sattelpferd sitzt ein bordirter Reiter; die Morgensonne glitzert von den silbernen Knöpfen und spielt mit den goldschaumbelegten Speichen der Räder am Wagen. Im offenen Wagen sitzt der Fürst, einfach gekleidet, neben ihm ein Mann in schöner Uniform, man nennt ihn den Hofmarschall. Auf dem Rücksitz ruht ganz allein ein wohlgenährter Mops. Er scheint nicht sehr auf die Beschaffenheit des Landes zu achten, denn er schließt oft die Augen, ist aber dabei höflich und manierlich genug, sich nie ausgestreckt hinzulegen, er versteht es, in guter Haltung im Sitzen zu schlafen; und wie er bisweilen die Augen zudrückt und blinzelt, — man könnte das für stilles Nachdenken halten, mit dem er dem Gespräch folgt.

Betrachte dir aber doch das Thier näher, denn du siehst dergleichen jetzt selten mehr; gehört hast du gewiß viel davon. Er sieht sehr verdrießlich aus, ja, nicht einmal dem gnädigen Herrn macht er ein anderes Gesicht. Es ist und bleibt einer der unbestreitbarsten Vorzüge des Menschen vor dem Thiere, daß der Mensch lügen kann; er kann eine sehr freundliche Fratze machen, sehr schöne Worte von sich geben, während er dich zum Teufel wünscht. Der Mops ist eine ehrliche Haut, er verändert seine Mienen nicht. Sein Kopf ist kugelrund und die Kunst hat auch das ihrige dazu gethan, denn man stutzte ihm die Ohren kurzweg am Kopfe — und das ist wiederum

ein Vorzug des Mopses vor dem Menschen; dem Menschen kann man doch nicht so mir nichts dir nichts die Ohren stutzen. Der Mensch aber kann dafür manchmal thun, als ob er nichts höre, und das kann wieder der Mops nicht.

Der Mops ist offenbar nicht sehr erbaut von dem Gespräche der beiden Männer, er rümpft seine breite Schnauze und dankt nicht



einmal dem Marschall, der ihm, so oft er eine Prise aus seiner goldenen Dose genommen hat, etwas Zuckerwerk gibt.

Bei einer Biegung des Weges, wo die Sonne dem Mops gerade auf den Pelz scheint, richtet sich die Uniform auf; auch der Mops steht auf allen Vieren und reckt sich, schaut rechts und links und wieder hinauf zum Himmel, wo es gar sonderbar klingt, denn mit allen Glocken wird geläutet; man nähert sich der schönen Bergstadt mit den lustigen Wässerlein. Man gewöhnt sich aber auch an solches Geläute mit allen Glocken. Der Mops hat solche Huldigungen schon oft mit erlebt und kennt den Küchenzettel: Triumpfbogen, weiße

Jungfrauen, Blumengedichte, Amtmannsrede und in Hoch und Hurrah eingemachte Katzenköpfe. Der Mops setzt sich wieder gemächlich nieder. Er wartet mit Ruhe der Dinge, die da kommen sollen. Was kann ihm die Welt noch bringen? Süßer als Zuckerwerk gibt's nichts.

Er sieht den künftigen Ereignissen mit gemessener Haltung und stiller Gelassenheit entgegen. —

Man fährt den steilen Bergweg hinan. Droben, Kopf an Kopf, in allen Gärten, auf allen Bäumen, auf allen Mauern, ja sogar auf den Dächern sitzen, stehen und liegen die Menschen, alle geladen voll Begeisterung, gerade so wie die Katzenköpfe, die jetzt losdonnern, so daß die Pferde scharf in die Zügel genommen werden müssen. Vor dem Thore der Stadt, wo ein Triumphbogen erbaut war, sind die geistlichen und weltlichen Behörden versammelt, umgeben von den rothbeschleiften, weißgekleideten Jungfrauen — Alles, wie es der Mops vorausgesehen. Aber es kam doch auch noch Anderes, was selbst ein gewiegter und vielerfahrener Mops sich nicht träumen lassen konnte.

Der Amtmann hatte bisher einen grauen Mantel über, nur der befranzte dreieckige Hut zeigte an, daß man noch ganz Ungewöhnliches erwarten dürfe, und manchmal bei einer Bewegung ließ sich ahnen, welch ein Glanz unter dem Mantel verborgen war. Jetzt ließ der Amtmann den Mantel fallen, der Amtsdiener hob ihn schnell auf und der Amtmann stand da in voller Pracht; selbst die Sonne am Himmel schaute mit Wohlgefallen auf den Mann nieder und blinzte von seinen metallenen Wappenknöpfen und seiner strahlenden Stirn, darauf die Lichter der drin im Hirn arbeitenden Rede spielen.

Der Wagen kommt näher, hält still, durch solch ein tausendstimmiges Hoch, wie es sich nun erhob, mochten auch sechs Pferde nur schwer durchdringen können. Der Amtmann tritt vor, den befranzten Hut unterm Arm, die eng zugeknöpfte Uniform ist ganz aufgequollen. Der Mops sieht ihn staunend an: „Ist's möglich?" sagen seine Mienen, „diese Familienverwandtschaft hier in unserm eigenen Land? Und du weißt nichts davon?"

Der Amtmann beginnt zu sprechen, er hat eine dickleibige Stimme! Der Mops hätte gern die Ohren gespitzt, aber die Ohren waren ihm ja leider gestutzt; und doch, auch die Stimme klingt be=



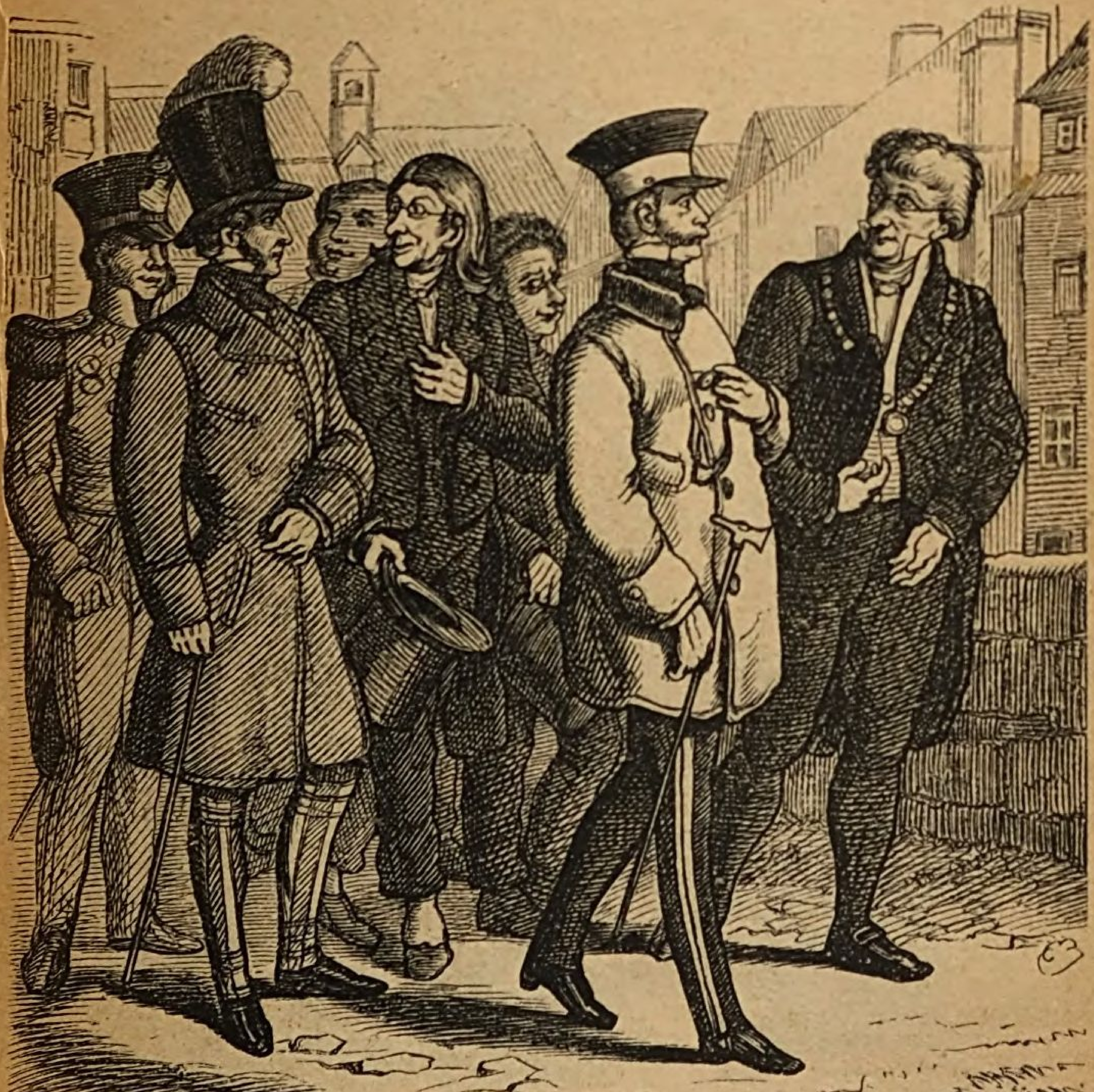
kannt! Auch die Stimme hat Aehnlichkeit ..... Der Mops kann sich nicht mehr halten, sein verwandtschaftliches Herz schlägt, es treibt ihn an die Brust des Edeln, der zwar kein so schönes Halsband hat wie er, aber doch eine schöne Uniform. Der Mops bellt, springt auf den Amtmann, und dieser, der sich so angefallen sieht, taumelt, stürzt zurück. Der Mops sieht, was er angerichtet, schämt sich seines Un-



geschicks und will sich verkriechen. Die Leute, die dem Amtmann zu Hülfe eilen, treten auf den Mops; dieser heult und jammert und rennt nach der Anhöhe. Dort steht eine Gruppe von Bauernmädchen Arm in Arm; sie schreien auf, als der Hund ihnen nahe kommt, und jagen ihn fort. Nun weiß sich der Mops nicht mehr zu helfen, immer fort und fort rennt er über die Wiese hinab, dem Walde zu und wird nicht mehr gesehen. — —

Da war nun große Verwirrung im Wagen, noch mehr aber ein Gedränge rings um denselben; alle Rangordnung war aufgelöst.

„Wo ist mein Hund?" fragt der Fürst. Alles war verblüfft. „Wo ist mein Hund?" wiederholt der Fürst. „Augenblicklich muß er wieder herbei. Ich steige hier aus." Der gefallene Amtmann war zerschmettert, denn ehe er herzueilen konnte, war der Bürgermeister



flink genug, an den Wagen zu springen, den Schlag zu öffnen und den Tritt herunterzulassen. — Das gebührte ja ihm! — Aber der Hund hatte ihn ganz in Verwirrung zurückgelassen, seine wohlgesetzte schöne Rede war dahin, jetzt gab's keine Rede mehr als vom Hund. Der Hofmarschall erklärte dem Bürgermeister und dem Geistlichen — der Amtmann war eine gefallene Größe, für den Hofmann nicht

mehr da, nichts als leere Luft — daß das eines der letzten Mops-Exemplare in Europa sei und daß viele Großmächte den Fürsten um dessen Besitz beneideten. Die Lakaien, die auf dem hintern Wagensitz gesessen hatten, gingen hin und her, pfiffen und lockten dem Mops,



aber vergebens. Der Fürst ging nun zu Fuße im Geleite des Hofmarschalls, der Geistlichen und des Bürgermeisters und der anderen Beamten nach der Stadt. Nur der Amtmann mußte zurückbleiben, seine schöne Uniform war unsauber und just an den Knieen, da, wo er niedergefallen war, da stand's in häßlicher Schrift, daß ihm die Kniee den Dienst versagten. Glücklicherweise brachte der Amtsdiener

den Mantel, aber der einfältige Mensch kam erst jetzt damit, und während er dem Amtmann die Kniee putzte, erhielt auch er seinen Wischer. Der Amtmann hatte nun doch Gelegenheit, nachzukeuchen. Er wollte fast ersticken vor Zorn und enger Uniform.



Die Stadt, das heißt die Straße, durch die der Fürst fahren sollte, war schön aufgeputzt, aber bald sagte der Fürst, er wolle im Amthause ausruhen und warten, bis man den Hund wieder eingeholt habe. Nun lag unglücklicherweise das Amthaus in einer Nebenstraße und sah gar nicht festtäglich aus. Vor dem Hause war eben heute früh das Besoldungsholz abgeladen und im Garten hing die

Wäsche. Der Amtmann, der von ferne das Linnenzeug sah, schämte sich seiner Hemden, schämte sich seiner Hosen und Strümpfe und vor Allem schämte er sich der Unterröcke. Er wollte bleich und weiß werden wie das Linnenzeug, aber die Uniform hielt ihm das Blut im Kopfe, und da rumorte es über die Unverständigkeit der Frauen, die stets zu waschen und zu scheuern haben und nie damit fertig werden.

Die Frau Amtmännin war noch draußen bei der Pulvermüllerin auf dem Balkon, die Tochter in weißem Kleide und rother Schleife war auch noch nicht da. In der Putzstube waren die grauen Ueberzüge noch über den rothen Sammetmöbeln, und da trat jetzt der Fürst ein, setzte sich nieder und verlangte weiter nichts als ein Glas Wasser.

Der Amtmann kam noch zeitig genug, um dem Fürsten das Glas darzubieten, und der Fürst war so herablassend, den Mops bei dem Amtmann zu entschuldigen: das Thier sei sonst wohlerzogen, habe die feinsten Manieren; unbegreiflich sei, was auf einmal über dasselbe gekommen sein müsse.

Der Amtmann vertheidigte den Hund und sprach so eifrig, daß er fast aus seiner unterdrückten Rede hier und da etwas hineingebracht hätte. Glücklicherweise kam nun die Amtmännin und der Fürst stand höflich grüßend auf. Aber jetzt — das Umfallen schien heute im Amthause allgemein — fiel die Amtmännin halb in Ohnmacht. Da ist ja der einfältige graue Ueberzug über dem Sopha, auf dem der gnädige Herr sitzt, und hinter ihm, o Jammer und Graus, hängt eine Krinoline über dem Stuhl. Der Fürst — Preis und Lob den feinen Manieren, sie helfen aus Allem heraus — der Fürst aber that, als ob er das nicht sehe. Die Amtmännin faßte rückwärts krampfhaft die Krinoline und von Hand zu Hand wurde sie zur Thür hinausbefördert. Der Fürst stand mit dem Amtmann am Erkerfenster und gab ihm den Auftrag, sofort Alles aufzubieten, um den Hund wieder einzufangen. Während er nun abwärts gewendet sprach, war die Amtmännin so glücklich, drei Stühle und das ganze Sopha von dem grauen Ueberzug zu entkleiden.

Der Amtmann entbot schnell den anwesenden Landjäger und zwanzig Mann, um in der ganzen Gegend zu fahnden, um den — „Ja," fragte er plötzlich sich unterbrechend, „erlauben Fürstliche Durch-

laucht, wie heißt denn der, die — — das, das — der Hund?" Der Fürst war offenbar in Verlegenheit über diese Frage; er sah den Hofmarschall an und dieser erwiderte, behaglich mit dem Zeigefinger der Rechten auf seine goldene Dose klopfend: „Das gehört nicht zur Sache, sehr . . . sehr geehrter Herr Amtmann. Der Hund hört nicht auf einen Ruf, er folgt nur der bekannten Stimme." Durchlaucht nickte dankend zum Hofmarschall, der so klug die heikle Geschichte ausgeglichen hatte. Denn wisse, wohlgeneigter Leser, der Hund hieß Michel — in allem Ernst, ganz simpel, Michel kurzweg; ohne weitern Titel und ohne Familiennamen. Und du wirst doch einsehen, daß man solch ein Hofgeheimniß nicht in die Welt dringen lassen darf; das gemeine Volk versteht ja den Spaß nicht.

„Es ist doch eine Druckerei hier in der Stadt," nahm der Hofmarschall wieder auf. „So lassen Sie augenblicklich Plakate drucken und überall anschlagen; etwa folgenden Inhalts" — er nahm eine Prise, hielt sie zwischen Zeigefinger und Daumen und fuhr mit der Prise gestikulirend fort: „Ein Mops von fahler Farbe mit schwarzem Rückenstreif, kurzgestutzten Ohren, einem vergoldeten Halsband mit dem Wappen Sr. Durchlaucht, ist verloren gegangen; der Wiederbringer erhält eine angemessene Belohnung." — Er schnupfte schnell die bereitgehaltene Prise und sagte während des Schnupfens: „Und jetzt eilen Sie" . . . . . .

„Bitte um Entschuldigung," trat der Bürgermeister vor, „wir haben hier keine Druckerei. Ich habe für meinen Sohn um die Concession dafür nachgesucht, bin aber abschlägig beschieden worden."

„Sie sollen die Druckerei haben," sagte der Fürst, und hielt sich nun nicht länger auf. Er würdigte die schönen entblößten Möbel kaum eines Blickes, befahl, den Mops nach der benachbarten Stadt zu bringen, wo man bis zum nächsten Abend verweile, und wenn er erst später gefunden werde, nach der Residenz. Er grüßte die Amtmännin noch huldreich und fuhr ab.

Jetzt athmete der Amtmann zum Erstenmale leichter auf, und damit er es unbehindert vermöchte, riß er schnell die Uniform auf, so daß drei Knöpfe absprangen. Er gab nochmals den Befehl, im ganzen Bezirk ringsum auf den Hund zu fahnden und stimmte dem Schulinspektor bei, der in allen Schulen verkünden lassen wollte, daß

man den Hund einfange. „Wenn er nur nicht ins Preußische hinüber ist," sagte der Amtsdiener. „Das wäre die Sündenschuld dafür, daß wir voriges Jahr den tollen Hund ins Preußische hinübergejagt haben, damit die Preußen drüben ihn fangen oder todtschlagen, oder gebissen werden."

„Schweig Er!" befahl der Amtmann und sagte zu seiner Frau: „Ich gehe schnell selbst; der Hund kann nicht weit sein, er ist nicht ans Gehen gewöhnt und ist sehr fett; er muß in der Nähe irgendwo untergekrochen sein, und da bringe ich ihn bald. Ich kleide mich nur schnell um. Laß mir derweil die Knöpfe wieder an die Uniform nähen, aber wo möglich etwas weiter."

Der Amtmann ging bald davon und fragte da und dort. Jedes hatte den Hund gesehen, bald oben am Berg, bald unten im Thal, bald durch die Stadt rennen, bald auf einer ganz andern Seite derselben. Der Hund schien siebenfach auf der Welt zu sein. Er war aber nur ganz einfach seinem Schicksale entgegengerannt. — Einmal aus seiner schönen Position durch einen albernen Familiendrang herausgerissen, war er unstät und flüchtig. Die einfältigen Bauernmädchen hatten ihn mit ihrem Geschrei entsetzlich erschreckt, denn er hatte feine Nerven und war solch ungehobeltes Gröhlen nicht gewöhnt. Er rannte hinab ins Thal und wollte wieder zurück. Aber da war ein großer Metzgerhund, der stürzte auf ihn los, und glücklicherweise überpurzelte sich der Mops und kugelte hinab bis zum Bach. Er war rund genug, daß er kugeln konnte. Drunten thaten ihm zwar die Rippen weh, aber er hatte sich doch keinen Schaden gethan. Er erhob sich, schüttelte sich und putzte sich. Man muß sich zu helfen wissen, es ist jetzt kein Kammerdiener da, der ihn putzt. Aber kaum hat er sich erholt, da rennt es mit Halloh den Berg herunter und jagt auf ihn los. Glücklicherweise liegt im Bache ein Holzfloß, der Mops rettet sich darauf, er will ans jenseitige Ufer springen. Aber er ist zu schwerfällig, er fällt ins Wasser. Er patscht so gut er kann, aber es treibt ihn doch eine gute Strecke hinab, und endlich gelangt er glücklich ans Ufer. Ein Rabe, der da auf der Weide sitzt, fliegt auf und schreit: Krah! Krah! — Das bedeutet Unglück. Du warst so erhitzt und jetzt das kalte Bad, das kann dir den Tod bringen. Aber jetzt nur schnell heiß gelaufen, dreimal schüt-

teln und den Berg hinauf, unaufhaltsam. So, hier oben regt sich nichts, es ist so still hier, nur aus der Ferne hört man das Geläute der Kühe auf der Weide, und ein Knabe, der beim Hirtenfeuer steht, singt lustig. So, hier ein wenig Rast halten, das thut gut.



Ja, aber so ist's in der bösen Welt! Sei nur in Angst und Verzagtheit, da läßt dir die Welt keine Ruhe. Es knallt ein Schuß im Wald, der Mops rennt davon, er hat es selber nicht gewußt, daß er noch so gut rennen kann. Was steht da plötzlich im Wald für ein bunter Pfahl? Haben die Bäume auch Uniformen? Es ist doch gut, einmal in die Welt hinauszukommen; das ganze Jahr im Schloß

und nur manchmal ein wenig in den Marstall bei den ruppigen Pinschern oder bei dem ungeschlachten Volke der Koppelhunde — man lebt so lang und hat nichts von der Welt gesehen.

Da sind viele Häuser, das ist wohl ein Dorf, da müssen aber nur Hunde und Gänse wohnen, denn man hört nur Hundegebell und Gänsegeschnatter, da werde ich Aufsehen erregen, wenn ich eintrete, meinesgleichen ist selten auf der Welt und mein Halsband zeigt an, wer ich bin. Am Wege unter einem Apfelbaum lag ein Mann und schlief, neben ihm war ein kleiner Hundekarren mit Besen beladen, daran ein Hund angespannt war, mit Kummet und Geschirr, wie ein Pferd. Der Mops gesellte sich sehr herablassend zu dem Hunde, der von zweifelhafter Geburt schien, offenbar ein Bastard von Schweißhund und Hühnerhund, wenn nicht gar noch niedriger. Der Mops gab ihm zu verstehen: „Du hast's gut, du hast ein stolzes Geschick, du darfst Pferd spielen; das muß lustig sein."

„Spotte nicht über mich, du Mißgeburt."

„Ich bin keine Mißgeburt, mein Geschlecht ist nur selten auf der Welt. Ich bin der Liebling des Fürsten, aber ich möchte doch mit dir tauschen, ich möchte auch so stolz am Wagen ziehen wie ein Pferd."

„O du einfältiger Knirps, du bist doch dummer als ein Windhund. Mich beneiden? Ich hab's so schwer und hart, wie du dir gar nicht vorstellen kannst; ich bin nicht zum Wagenziehen geschaffen und muß es doch thun. Aber mich tröstet, daß mein Herr es auch nicht besser hat."

„Du hast es gewiß gut, du hast einen guten Magen, ich sehe dir's an, und du hast noch das Maul voll gesunder Zähne, aber ich? Mir schmeckt das Zuckerwerk nicht mehr, ich verdaue schlecht, und meine Lieblingsspeisen: Rebhühner- und Fasanenknochen, kann ich kaum mehr beißen, und unser Leibmedicus sagt, ich darf sie gar nicht mehr genießen, weil ich sonst triefige Augen bekomme. Du hast wohl noch gar nie Zahnweh gehabt?"

„Nein."

„Dann weißt du auch nicht, was Schmerzen auf der Welt sind."

Der einfältige Karrenhund machte sich so wenig daraus, was ihm der Hofmops erzählte, daß er sich niederlegte und schlief, oder

wenigstens so that; darüber war der Mops natürlich sehr ungehalten und rümpfte die Nase. Dieser Karrenhund hat gar keine Lebensart! Er wollte sich eben davon machen, da packte ihn der Besenbinder, der sich nur schlafend gestellt hatte. Michel Mops wehrte sich, so gut er konnte, aber er war eben nicht sehr beweglich und seine Waffen waren sehr stumpf. Er fühlte gerade jetzt wieder Zahnschmerzen, er hatte sich doch im Bade erkältet; und nachdem er um sich gebissen und einen tüchtigen Schlag auf die Schnauze bekommen hatte, ließ er sich Alles gefallen und sah mit Würde dem Tod entgegen. Er wollte mit Würde sterben, das erfordert sein Rang! Aber der grobe Besenbinder hatte gar nicht Lust ihn zu tödten, er nestelte nur das goldene Halsband ab und erwürgte den Hund fast dabei. Als er es aber endlich losgelöst hatte, jagte er den Mops fort und schickte ihm sogar Steinwürfe nach.

Entsetzlich! Ausgeraubt und sogar noch mit Steinen nach ihm geworfen! Hätte Michel Mops gewußt, daß er bereits im Lande eines andern Souveräns war, er hätte gewiß gesagt: „Parbleu! So etwas könnte in dem unserer Hoheit unterworfenen Gebiete nicht geschehen.“

Wie das erste Menschenpaar, nackt und verstoßen, kam er sich vor, ja, noch ärger, er war auch seiner Würde beraubt: Wer sieht dir's jetzt an, wenn du dein Halsband nicht hast, wer du bist, welchen Rang du einnimmst? Entsetzlich! Ich muß mir's gefallen lassen, wie ein Landläufer behandelt zu werden und kann mich nicht dokumentiren. — Mit tiefem Schmerz rannte der Mops dahin und im Rennen spürte er's: O, das ist ja etwas ganz Neues, das habe ich ja lange nicht gehabt: Hunger! wirklichen Hunger! Sonst war mir's immer zuwider, wenn Essenszeit da war, von den Leckerbissen gar nicht zu reden; ich speiste nur, um nicht unhöflich zu erscheinen, weil man doch einmal auftischte. Ei, das ist schön, da kommt ein Metzgerhund und treibt ein Kalb, ich werde mich zu Gaste laden beim lieben Vetter. — Der Mops grüßte höflich, der Metzgerhund beschnüffelte ihn ein wenig, schüttelte dann verächtlich den Kopf und ging wieder seinem Geschäfte nach.

„Ich will mich dir anschließen,“ sagte gnädig der Mops.

Keine Antwort.

„Ich will dir die Vertraulichkeit nicht nehmen, und darum erlaube du mir incognito zu bleiben.“

Wieder keine Antwort.

„Ich mache gern incognito die Reise, ich sehe da die Welt besser und unbefangener.“

„Laß mich in Ruhe, du Schwätzer.“



„Ich verzeihe dir, weil du mich nicht kennst. Erlaube mir indeß eine Frage: du bist doch gewiß der glücklichste unsers Stammes; schöne Bewegung im Freien, kannst dich ausschreien, so viel du willst, und wenn du heimkommst immer frisches Fleisch. Welchen Theil von diesem Kalbe hast du dir vorbehalten?“

„Spotte nicht, du ohrenlose Kugel. Nimm dich in Acht. Du läufst ohne Steuermarke herum."

„Was ist das? Steuermarke?"

„Du dauerst mich mit deiner Unwissenheit. Weißt du denn nicht, daß wir Hunde auch Steuern bezahlen müssen?"

„Kann sein, daß Ihr bezahlen müßt, aber Ich, ich bin eine Ausnahme, ich bin steuerfrei."

„Prahle nicht oder ich zause dich im Nacken, daß du daran denken sollst."

„Ja, um meinen Nacken, da hatte ich bis vor einer Stunde ein prächtiges goldenes Halsband mit dem Wappen des Fürsten darauf. Da hättest du sehen können, wer ich bin; jetzt mußt du mir auf mein ehrlich Gesicht glauben. Ich bin der Lieblingshund des Fürsten, ich schlafe neben seinem Bett, ich fahre mit ihm aus, sitze neben ihm und gar oft auf seinem Schooße. Zuckerbrod und Knackwurst habe ich mir zum Ueberdruß gegessen. Ich sehe, ihr draußen habt's besser. Ich spüre jetzt seit langer Zeit wieder einmal Hunger. Sei freundlich und gib mir etwas von dem guten frischen Fleisch, das du bei der Heimkehr bekommst."

„O du Narr, ich bekomme kein frisches Fleisch; ich muß nur die Kälber heimtreiben, daß mir die Zunge heraushängt, und wenn ich nicht manchmal einen Knochen bekäme, von der magern Brodsuppe könnte ich schon lange nicht mehr leben. Ich habe noch einige Knochen im Vorrath. Komm mit, ich werde dir einen geben."

„Ich kann ihn aber nicht beißen; ich muß Alles kleingehackt und weichgekocht haben."

„Scheer dich zum Teufel!" schrie der Metzgerhund, schüttelte den Mops etwas an seinem entblößten Nacken, und der Mops war froh, als er wieder davon rennen konnte.

Angst und Hunger, Heimweh und Furcht, das war das Viergespann, das ihn nun über Berg und Thal, unwegsame Steige und durch Felder führte. An einem einsam stehenden Bauernhofe hielt er an, er wurde mit Schelten und Schimpfen vom Kettenhund begrüßt.

Michel Mops merkte mit diplomatischem Schnellblick, wie weit das Land reichte, das der Hund an seiner Kette beherrschte; er setzte

sich in sicherer Entfernung jenseits der Grenze nieder, und als der Kettenhund sich heiser gescholten hatte, begann er: „Der ganze Aufwand war unnöthig. Aber ich lobe dich, du hast eine Kraftsprache, noch sehr viel kernhaften Volksausdruck; nur ist zuviel Einerlei darin. Ich erlaube mir, in Ermanglung entsprechender Einführung, mich selbst vorzustellen.“

Er erzählte nun Herkunft und Stand und fragte zuletzt: „Welchen Beruf haben Sie?“

„Den Hof zu hüten und an der Kette zu liegen. Allerdings, wenn Gefahr ist, wenn ein Dieb kommt, da lassen sie mich los, da schenken sie mir die Freiheit.“

„Welche Künste verstehen Sie?“ fragte Michel Mops, der politische Gespräche gern vermied. „Verstehen Sie eine Kunst?“

„Gar keine, ich habe nichts als die Naturgaben: bellen und beißen, freilich mehr bellen.“

Freund Mops fand die Manieren des bäuerischen Hofhundes sehr ungeschliffen, er warf sich in die Brust und wollte eine sehr eindringliche, sehr feine Rede halten, aber — es ist nicht der Mühe werth, besann er sich und nahm ohne Weiteres französischen Abschied, indem er nicht einmal Lebewohl sagte. — Endlich, da ist noch Rettung, da ist der Schäferhund just bei seinem Abendessen. Die Schäfer sind doch immer gutmüthig, gewiß sind's auch die Hunde. Der Mops setzte sich nicht weit von dem Schäferhund aufrecht, das war die einzige Kunst, die er verstand, ausgenommen eine Pfote zu geben. Er reichte die Pfote immer hin und winselte und knurrte dabei und machte ein gar freundliches und gutmüthiges Gesicht. Der Schäferhund schaute auf, und wenn er hätte lachen können, er hätte gelacht, so possierlich kam ihm der närrische Kauz vor. Aber — es gibt noch Unschuld auf der Welt. Der Schäferhund winkte dem Mops zu: „Komm, friß mit.“ — Das ließ sich Freund Mops nicht zweimal sagen, er erwiderte nur: „Ich fresse nicht, ich speise“ — und begann mit Gier zu fressen, oder zu speisen, wie man's nennen will. Der Schäferhund war sogar so liebreich, da er die hastige Gier des Fremdlings sah, selbst mit dem Essen aufzuhören. Unserm Freund Mops kam das Essen zwar etwas unschmackhaft vor, aber Hunger ist der beste Koch auch für Hunde. Er that äußerst herablassend gegen den

Schäferhund und nahm sich vor, sich hier gar nicht zu erkennen zu geben. Die arme Unschuld brauchte nicht zu wissen, wie's in der großen Welt zugehe. Hier ist noch das reine Paradies. Aber es ist die alte Erbsünde der Unschuld, daß sie sehr neugierig ist, und der



Schäferhund drang in seinen Gastfreund, nachdem er ihn, ohne zu fragen, gespeist und getränkt hatte, nunmehr nach alter Väter Weise über Stand und Reisezweck zu berichten. — „Ich möchte dich nicht gern mit deinem Stande unzufrieden machen," betheuerte der Mops, „und glaub' mir, du hast das schönste Loos auf der Welt; du bist zu beneiden, so Tag und Nacht im freien Feld zu liegen, mit den

lieben frommen Schäfchen zu verkehren, und überall nichts als Liebe und Güte, das muß ein großes Glück sein."

„Ich bin nicht unzufrieden, vor Allem, weil ich meinen Herrn lieb habe. Er spricht mit mir, Alles, was ihm auf dem Herzen liegt. Er ist jetzt leider verliebt und möchte gern heirathen. Wenn er nur hundert Gulden hätte, da wären wir alle glücklich; aber er kann sie nicht ersparen."

„Wenn er mich meinem Herrn zurückbrächte, bekäme er hundert Gulden."

„So? Bist du so viel werth?"

„Ich bin gar nicht zu bezahlen; ich bin einer der letzten meines Geschlechts und habe meine Ahnen bis zu Karl dem Großen hinauf." — Nun mußte der Mops doch erzählen, wer er war, und der Schäferhund glaubte ihm Alles. Er glaubte ihm, obgleich sein Halsband ihm fehlte und er ganz ohne Dokumente war. Diese treuherzige Güte und Unschuld that der Seele des Hofmopses gar wohl, und er betheuerte: „Ich freue mich sehr, auf dieser Reise dich gefunden zu haben. Wahrlich! Es gibt noch Unschuld und Tugend auf Erden. In der großen Welt sieht man sie nicht mehr. Ich könnte dir Erfahrungen mittheilen, Erfahrungen — aber ich will dein harmloses Gemüth nicht stören. Gott bewahre!"

Nun wollte der Schäferhund fast vergehen, daß er seinem Herrn nicht mittheilen könne, wie nahe sein Glück sei. Er winselte und jammerte zu seinem Herrn auf und leckte ihm hundertmal die Hand, um anzuzeigen, daß die hundert Gulden leicht bei der Hand seien; aber der Schäfer nahm das nur als Zeichen, daß er bitte, er möge den Mops auch da lassen, und sagte: „Ja, ja, ich hab' nichts dagegen; freut mich, daß du einen Kameraden hast, aber wunderlich genug sieht der Bursch aus."

So blieb nun der Mops beim Schäferhund. Bis gegen Mitternacht freute er sich mit dem Kameraden über den schöngestirnten Himmel, und sie bellten ihren Dank zum Monde hinauf. Nach Mitternacht bedauerte aber der Mops, daß ihm in der kühlen Herbstnacht sein gutes Bett fehle; und — zu seiner Ehre muß es gesagt werden — er bedauerte auch seinen Herrn, der sich nach ihm sehne, und so viel Anhänglichkeit hatte er doch, daß er gegen den Freund den Vorsatz

aussprach, zurückzukehren. Er wollte aber seiner gedenken in der Ferne und nie vergessen, daß er eine reine Seele gefunden, wo man's gar nicht ahnte.

Am Morgen war Freund Mops etwas verschnupft. Er behauptete, die vielen Gemüthsbewegungen und das kalte Bad seien schuld daran, daß er gar keinen Appetit habe. In der That aber widerte ihn schon der Geruch dieses Morgenimbisses an. In Hunger und Heimweh verbrachte er nun den Vormittag und spendete dem Freunde sehr viel Lob über die Geschicklichkeit, mit der er die Heerde zusammenhielt. Freund Mops sprach mit sehr huldreichem Gönnerblick und klopfte dabei dem Schäferhund mehrmals auf die Schulter, ja, er gab ihm sogar einen Kuß auf die linke Wange mit dem ermunternden Zuspruch: „Bleib' nur so und vervollkommne dich noch mehr."

Solch ein Schäferleben ist für eine kurze Weile wohl schön und anziehend, aber nachgerade fand es der Mops doch sehr langweilig und einförmig, immer nur der Heerde nachzugehen und sie beisammen zu halten, und höchst widerwärtig ist's, daß auf den Stoppelfeldern die Mäuse so ohne Scheu aus- und einschlüpfen.

Gegen Mittag kam eine schöne Mädchengestalt, der Schäferhund sprang ihr entgegen voll Jubel und verkündete dann dem Mops: „Das ist der Schatz meines Herrn." Der Schäfer that aber gar nicht zärtlich, er aß ruhig, sprach wenig und gab zum Abschied seinem Schatze nur kurz die Hand.

Am Nachmittag — man weidete an der Landstraße — da kam das Schicksal in eine Uniform gekleidet. Freund Mops war ganz glücklich, als er wieder einen rothen Kragen, einen Tschako, Säbel und Gewehr sah. Er hatte fast ganz vergessen, daß es solche gebildete Erscheinungen in der Welt gibt; es däuchte ihn fast schon ein Jahr, seit er Hof und Residenz verlassen hatte. Er machte alsbald sein Kunststück, um sich als Mann von Welt zu zeigen. Leider fehlte ihm ja das Halsband, das ihn jeder persönlichen Kundgebung enthoben hätte. Der Landjäger, denn das war der Mann in Uniform, sagte mit Frohlocken: „Ah, da bist du? Komm mit." — Freund Mops war das nicht willens, er sah, das war ein Mann von sehr niederer Rangklasse; er flüchtete zu seinem Freunde, dem Schäfer-

hunde, und dieser stellte sich gegen den Landjäger, und gab dem Herrn ängstlich zu verstehen, er solle den Mops nicht hergeben, es sei ein Glücksmops. Auch der Mops selbst stimmte bei. Vergebens. Der Schäfer willigte sofort ein, als der Landjäger erklärte, daß er eben diesen verlorenen Hund suche.



Der Schäferhund sah dem verhafteten Freunde traurig nach, auch der Mops schaute immer zurück, bis sein Träger mit ihm im Walde verschwand. Jetzt kam wieder böse Zeit über den Mops; er sollte laufen und noch dazu an einem Stricke, den der Landjäger ihm um den Hals gebunden, um den Hals, der sonst nichts kannte als

das schöne Halsband. Anfangs wollte der Mops nicht vom Fleck gehen, aber ein paar tüchtige Schläge und zuletzt eine halbe Wurst machten ihn doch wieder frischauf.

„Ich hab' ihn!" rief der Landjäger frohlockend dem Thorwart zu, als er nach mehrstündigem Gange, aber ohne sich aufzuhalten, vor die Stadt kam. „Er hat ihn! Man hat ihn! Der Mops ist da!" verbreitete sich schnell in der ganzen Stadt; und ehe der Landjäger vor das Amthaus kam, umgaben ihn Hunderte von Menschen. Besonders die Kinder waren wie toll. Seit gestern Mittag rumorte es in den Schulen: es läuft ein Glück in der Welt herum auf vier Beinen, und wer es fängt, wird Vicekönig. Mehrmals erscholl ein Hoch, es war nur nicht gewiß, galt es dem Landjäger oder dem Mops. Der Landjäger hatte klugerweise schon weit vor der Stadt den Mops wieder auf den Arm genommen und zeigte ihn jetzt triumphirend dem Amtmann. Der Mops ließ sich ohne Widerstreben auf den Arm des Amtmanns legen und war glücklich, nun endlich an dem Herzen zu ruhen, zu dem es ihn so unwiderstehlich hingedrängt hatte; er leckte die Hand, die ihn so liebreich streichelte. Der Amtmann eilte mit der glücklichen Eroberung die Treppe hinauf und in die Putzstube. Der Hund witterte in der Putzstube schnell, wer dagewesen war. Er schnüffelte an dem Sopha herum und setzte sich gerade auf den Platz, wo gestern sein Herr gesessen. Der Amtmann lobte den Hund sehr und wiederholte oft: „Und da sagen die Menschen, so ein Thier habe keinen Verstand! Mehr als manche Menschen hat so ein Hund, es fehlt ihm nichts als die Sprache." Freund Mops nieste zum Beweise, daß der Amtmann die Wahrheit gesprochen, und der Amtmann sagte leise: „Zur Gesundheit!"

Die Amtmännin kam herbei und ihre erste Frage war: „Beißt er nicht?"

„Er hat nur stumpfe Zähne," erwiderte der Landjäger, stolz auf seine nähere Bekanntschaft. Aber statt des Dankes ward er barsch angerufen: „Wo ist das Halsband? Das goldene Halsband?"

„Ich habe ihn so gebracht, wie ich ihn gefunden habe," erwiderte der Landjäger, und der Amtmann sagte: „Er kann jetzt gehen, das Uebrige wird sich finden."

Nun war's allerdings zu spät, den Hund nach der Nachbar-

stadt zu bringen; der Fürst war auf einem andern Wege nach der Residenz zurückgekehrt. Der Abend brach herein und der Amtmann schickte vor Allem nach seinem Neffen, der schon seit Jahren sich um eine Notariatsstelle bewarb, sie aber nie erhalten konnte. Er liebte die Tochter des Amtmanns, und nun sollte das Glück der beiden Leute gemacht werden. Natürlich, ganz in aller Stille. Man ist ja sonst dem Spotte der Menschen ausgesetzt. Der Aspirant sollte sich bereit halten, um andern Tages mit dem Amtmann nach der Hauptstadt fahren zu können. Wenn man nur dem Mops hätte sagen können, wie freundlich gesinnt man ihm war. Der aber war sehr unwirsch. Er hörte kaum, wie der Amtmann zu seiner Frau sagte: „Ich bin gestern dem Metzger begegnet, der ein schönes Kalb zur Stadt trieb. Laß frisches Kalbfleisch holen und brate es für das gute Thier, und wenn du das Kalbshirn bekommen kannst, ist's noch besser; das ist eine leichte und nahrhafte Speise." Dem Mops dämmerte es wie durch einen Traumnebel, daß das vielleicht das Kalb sei, dem er gestern im Geleite des groben Gesellen, der ihn gezaust hatte, begegnet war. Der Amtsdiener kam auch in das Putzzimmer und rief triumphirend: „Hab' ich's nicht gesagt, der Hund ist ins Preußische entflohen?"

„Was meint Er, daß man dem guten Thier zu fressen geben soll?" fragte der Amtmann herablassend den Amtsdiener.

„Die selige Frau Obervogtin," erwiderte der Amtsdiener, „hat auch einen Mops gehabt; ich erinnere mich seiner deutlich, ich war damals noch ein kleines Kind, ich hab's aber gesehen, wie sie ihm Zuckerbrod gegeben hat. Sie hat's aber vorher gekaut. Es ist ein Graus gewesen, wie er ihr so den Fraß vom Mund weggefressen hat."

„Auf Eure Verantwortung hin also wage ich's, dem Hunde Zuckerbrod zu geben."

„Ich nehm's nicht auf meine Verantwortung," erwiderte der Amtsdiener und machte sich davon. Der Hund rührte und regte sich nicht und der Amtmann hieß Alles in der Nähe der Putzstube still sein, der Hund wolle schlafen. —

Im ganzen Städtchen regte sich die Neugier, den Lieblingshund des Fürsten, mit dem er sich hatte abmalen lassen, zu sehen.

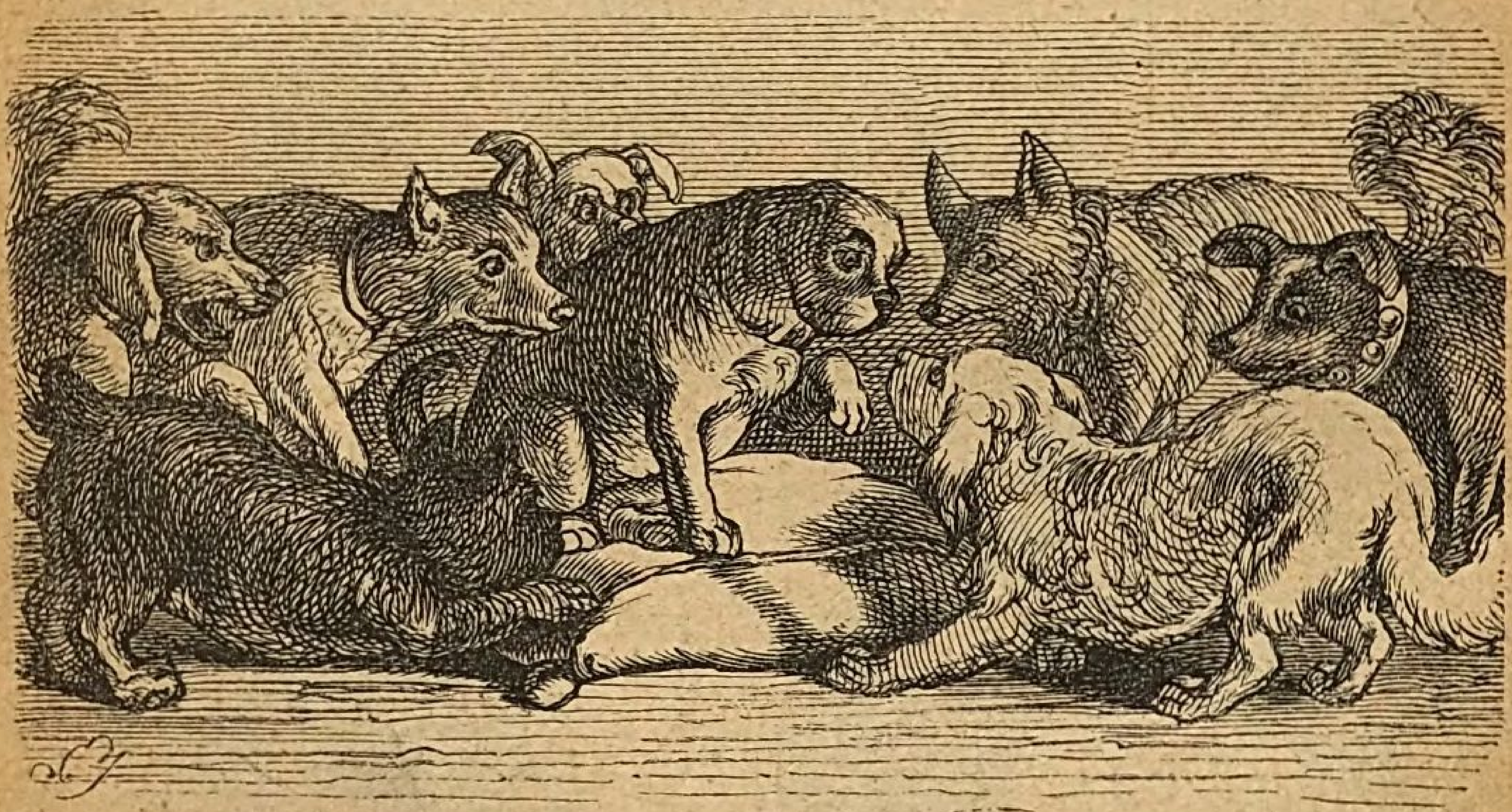
Die Amtmännin benutzte die Gelegenheit, um eine große Gesellschaft, die sie noch schuldig war, dadurch abzulösen. Man kommt jetzt billiger



weg, denn man kann sich nicht so schnell vorbereiten; und man hat etwas zu zeigen, was Niemand anders hat.

Wenn's nicht wahr wäre, könnte man's nicht erzählen, aber es ist leider wahr: eine große Gesellschaft fast von dreißig Personen wurde auf den Hund geladen. Man war sehr heiter, aber der Mops nahm keinen Antheil an der allgemeinen Heiterkeit, er lag stumm in seiner Sophaecke, blieb unwirsch und verschmähte Braten und Kalbshirn.

„Wie glücklich," rief ein Weiser, „wie glückselig wären viele Menschen, wenn sie die freundlichen Blicke, die guten Worte und Streichelhände des Fürsten und der Fürstin bekämen, die an den



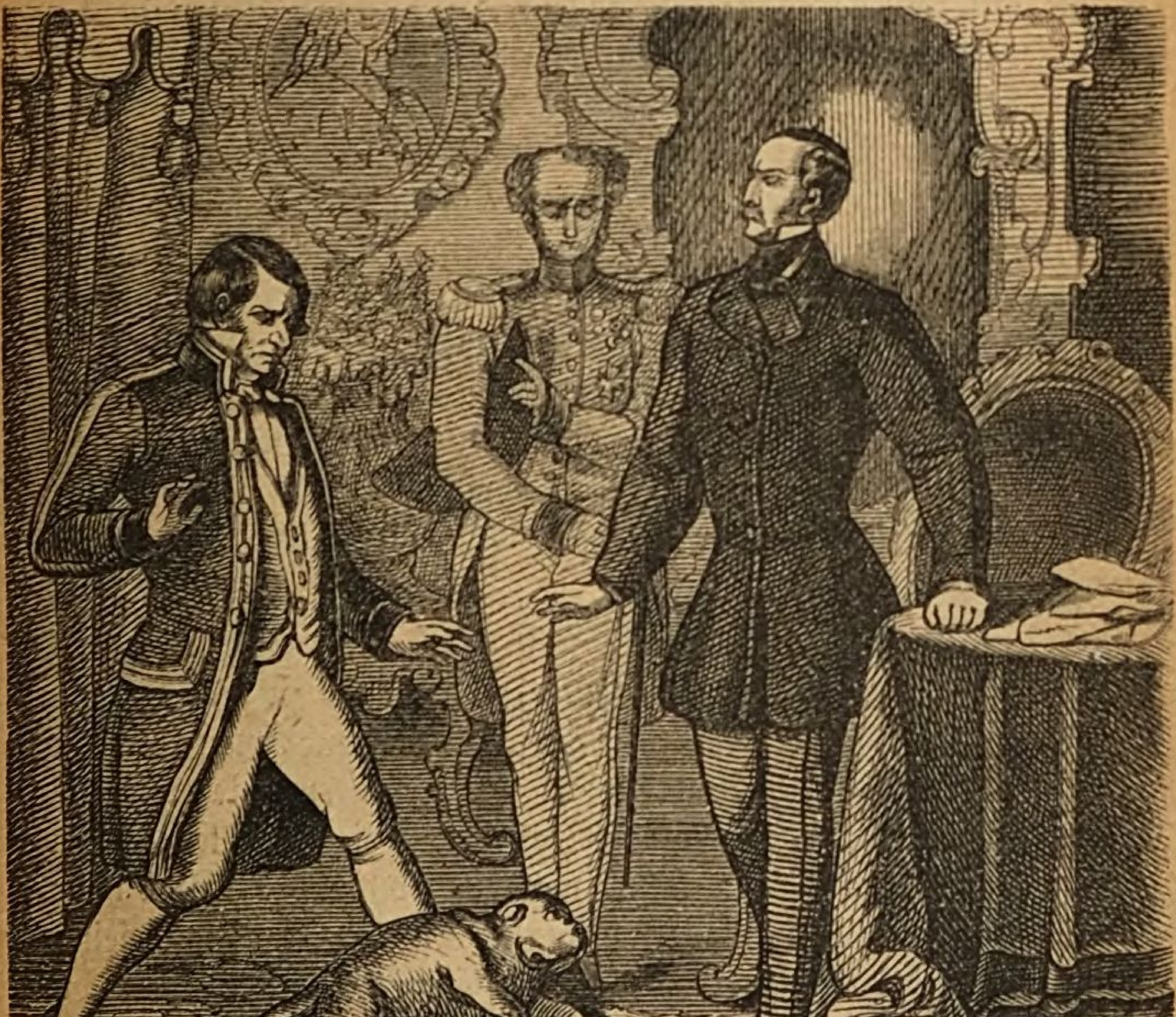
Hund verschwendet werden, der das gar nicht zu würdigen versteht. Ich meine" — rief er plötzlich von einem glücklichen Gedanken gehoben — „ich meine, das Thier langweilt sich; wir sollten ihm Gesellschaft bringen, das wird ihn erheitern."

Das war ein guter, lustiger Vorschlag.

Man brachte schnell aus allen Häusern die kleinen Hunde herbei, aber der verdrießliche Mops würdigte keinen eines Blickes, nur als der weißhaarige Wachtelhund der Pulvermüllerin kam, that er freundlich. Die Pulvermüllerin, die sonst eigentlich nicht ganz zu den Honoratioren gehörte, gewann dadurch an Ansehen, sie war nur zu schüchtern und verzagt, um sich das zu nutze zu machen; sie willigte

indeß gern ein, daß ihr Wachtelhund zur Unterhaltung des Mopses mit nach der Residenz genommen werde.

Schon am frühen Morgen fuhr der Amtmann mit dem Aspiranten, nachdem sie den Mops behutsam auf ein gesticktes Kissen



gelegt und den Wachtelhund ihm zugesellt, nach der Residenz. Es war bald Nacht, als man dort ankam; der Hund gab auf der Reise wenig Lebenszeichen von sich, indeß fraß er doch am Mittag einige Stücke Zuckerbrod. Er wedelte mit dem Schwanze und wickelte ihn in eine Brezel auf, als ihm der Amtmann sehr freundliche Worte sagte.

Im Schlosse des Fürsten war große Freude, als der Amtmann und der Aspirant den Hund dahin brachten. Der Hofmarschall war indeß sofort unwirsch gegen den Amtmann, weil das Halsband fehlte, und er bekam jetzt denselben Verweis, den er dem Landjäger gegeben, nur etwas höflicher und boshafter zugleich. Der Amtmann wollte aufbrausen, es ist ehrenrührig, sich solche Vorwürfe machen zu lassen; aber im Gedanken, daß er eine Gunst erbitten wolle, hielt er an sich. Der Marschall befahl dem Kammerdiener: „Friedrich, tragen Sie den Michel hinauf zur Durchlaucht.“ — Michel? — Auf dieses Wort richtete der Hund seinen Kopf auf und sah den altbekannten Diener schläfrig an. Der Amtmann und der Aspirant wurden nicht bei dem Fürsten vorgelassen, und sie konnten dessen froh sein, denn Entsetzlicheres war noch nicht geschehen! Als man den Hund vor dem Fürsten niedersetzte, daß er auf ihn zulaufe, schaute er nur einmal gläsernen Blickes zu seinem Herrn auf, sank um und lag todt auf dem Boden. Er wurde schnell wieder fortgeschafft, der Hofthierarzt herbeigerufen. Zu spät, Michel Mops hatte geendet.

Nun erhielt der Amtmann statt des Dankes Schelten genug, daß man den Hund gewiß halb todtgejagt, um ihn zu fangen, oder daß man ihn mit Essen verdorben habe. Der Hund wurde noch in der Nacht secirt und der Amtmann mochte betheuern, wie er wollte, es wurde ihm nicht geglaubt, daß der Mops die schlechten Speisereste, die man im Magen fand, nicht im Amthause erhalten habe. Von den mannigfachen Welterfahrungen, die der Mops auf seiner Wanderung sich angeeignet, hat der Hofthierarzt und der Hof nichts gemerkt. —

So das Ende des letzten Hofmopses, genannt Michel Mops, annoch ausgestopft zu sehen auf dem fürstlichen Lustschlosse.

Der Amtmann kehrte traurig mit dem Aspiranten in die Stadt zurück. — Die Welt hat nichts von Michel Mops als diese Geschichte und die Errungenschaft, daß in der Bergstadt mit den hellen Wässerlein eine Druckerei errichtet wurde.

Der Hofmarschall gab sich alle Mühe — und da auch das kleine Land seine Diplomaten hat, sogar auf diplomatischem Wege

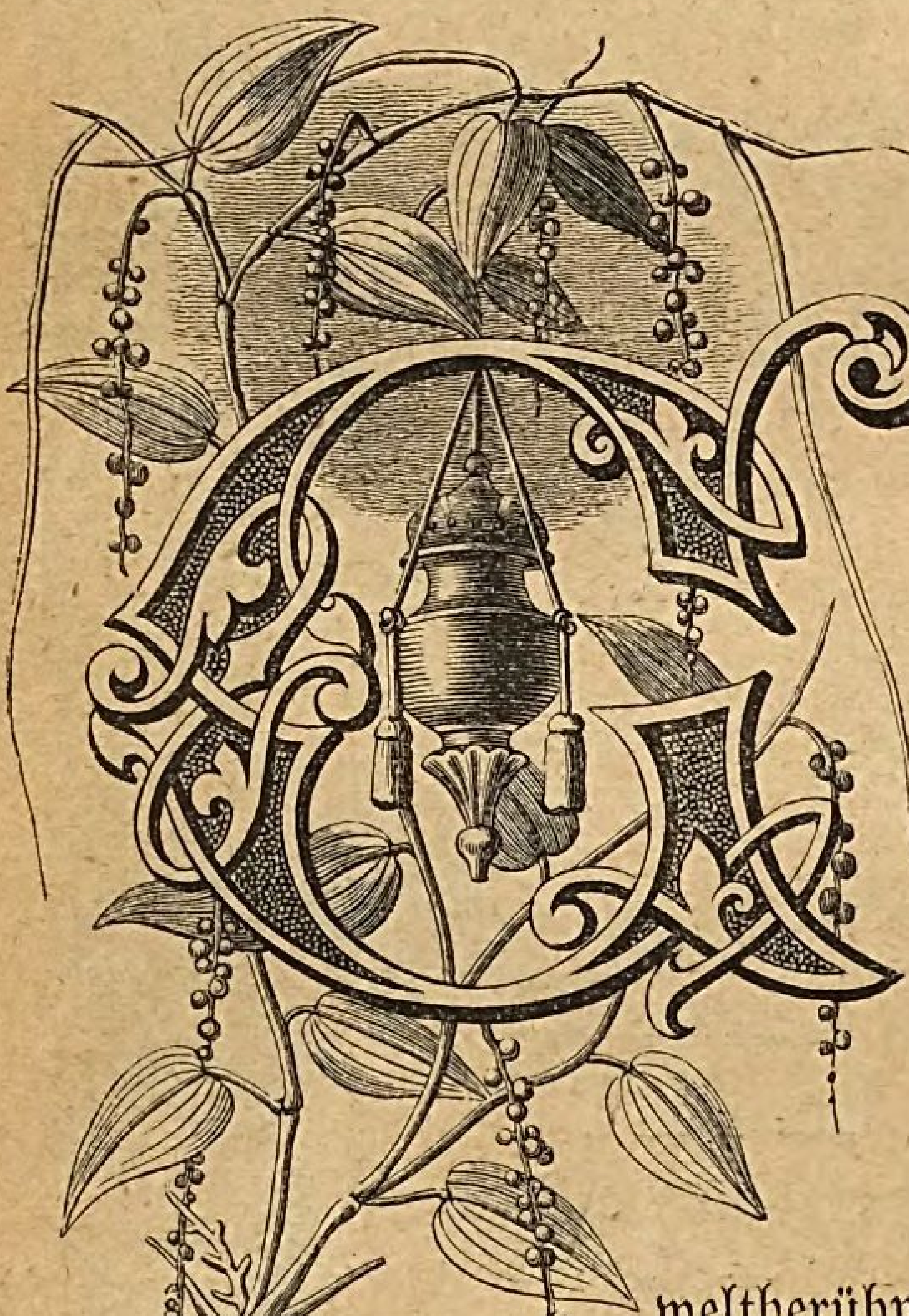
— dem Fürsten wieder einen Mops zu verschaffen. Vergebens. Die Diplomatie fand keinen Mops mehr.

Wenn aber der geneigte Leser im Besitze eines Mopses ist, so weiß er jetzt, wo er ihn anzubringen hat.



Drei Rauchergeschichten.

I.



Gewohnheiten können Tyrannen werden.

Der praktische Arzt Doktor Wilhelm — er hat sonst noch einen guten Namen, aber er soll hier nicht genannt sein — war ein sehr leidenschaftlicher Raucher.

Eines Tages — er prakticirte damals in einem kleinen Städtchen in Sachsen und war noch nicht weltberühmt — wird er zu einem Schwerkranken aufs Land geholt. Das Fuhrwerk steht vor dem Haus, er macht sich eilig davon. Draußen vor dem Thor greift er an sich herum und spürt, daß er seine Cigarrentasche nicht bei sich hat. Er ruft dem Kutscher zu: „Halt an!“ und wollte ihm eben sagen: „Wende um, ich will nur meine Cigarren holen, ich kann nicht leben ohne sie.“ Da —

die Gedanken gehen noch viel schneller als zwei Pferde an einem Wagen — fährt es ihm durch den Kopf: —

„Was für ein schwacher Mensch bist du — willst einer Leidenschaft fröhnen, während dort ein Kranker deiner Hülfe wartet? Nein, ich lasse mich nicht so binden!“ Er ruft dem Kutscher wieder:

„Nein, fahr' nur schnell zu!“ Und er nimmt sich vor, sich das Rauchen abzugewöhnen, und hat es gehalten bis auf den heutigen Tag und wird es halten bis an sein Lebensende, das zum Heile der Menschheit hoffentlich noch lange auf sich warten läßt.

II.

Mittel, die Cigarre immer wohlschmeckender zu machen.

Wenn der Leser den Mann kennte, von dem diese Geschichte herrührt, würde er sagen: „Ja wohl, von diesem Manne, der so fest und so edel zugleich ist, läßt sich nichts Anderes erwarten.“ Weil ich ihn also nicht geradezu nennen darf, sei er Bäckermeister genannt, und in der That, Tausende und Abertausende genießen jeden Tag frisches nahrhaftes Brod von ihm; das ist aber ein Brod, das nicht durch den Mund eingeht.

Der Bäckermeister, der auch oft spät in der Nacht wacht, um auszudenken, was für Lebensbrod er andern Morgens den — Lesern auftische, der Bäckermeister ist ein sehr eifriger Raucher und seine Cigarre mundet ihm stets, und er hat ein erprobtes Mittel, daß ihm seine Sorte — sie kostet 15 Thaler das Tausend — immer wieder frisch schmecke und nicht überdrüssig werde. Natürlich kommt es manchmal, daß die gewohnte nicht mehr recht schmecken will. Was thut er? Er greift nach einer besseren Sorte? O nein, er kauft eine geringere für 10 Thaler das Tausend — da schmeckt dann die altgewohnte für 15 Thaler wie eine wahre Delikatesse.

III.

Ohne Gunst.

An der nördlichen Grenzmark Deutschlands wurde ein Mann gefangen gesetzt, dessen Edelsinn und Bürgertugend kühnlich mit den ruhmvollsten Männern des Alterthums und der neuen Zeit sich vergleichen kann.

Er hatte ein heißes Wort gesprochen, weil er sein Vaterland, Recht und Freiheit über Alles liebt. Nun unterwarf er sich auch der Strafe, welche die Richter über ihn verhängten. Wer weiß, ob der Muth und die Aufopferung in Kerkern nicht ein größerer ist als der auf den Schlachtfeldern.

Der Mann der Freiheit wanderte ins Gefängniß und unterwarf sich den angeordneten Bestimmungen. Er wollte keinerlei Gunst, und doch hatte er sich noch etwas zu versagen, das scheinbar klein ist, das aber doch zu jeder Minute quälen kann. Er hatte die Gewöhnung des Cigarrenrauchens, und es wäre ihm wohl gelungen, sich die Vergünstigung zu erwerben, solche auch im Kerker beibehalten zu dürfen; aber er wollte keine Gunst, und vermöge seiner strengen und klaren Natur gewöhnte er sich das Rauchen ab. Wer je eine vergnügliche Rauchwelle im Munde wiegte und über die Lippen ziehen ließ, wird ermessen können, was das heißt, zumal in der Einsamkeit des Kerkers.

Lächelt nicht darüber, daß das hier verzeichnet wird. In der Entbehrung eines gewohnten Kleinen kann auch Zeugniß eines heldenhaften Geistes liegen.

Auf Tod und Leben.

I.



Einfach und eben war mein Lebensgang angelegt, er wurde verworren und steil, führte aber zu einem guten Ziele, wie ich hoffe, auch für meine Mitmenschen.

Ich will erzählen.

Aus meiner Kindheit hätte ich gar viel zu berichten, aber das sind Dinge, die nur Den etwas angehen, der sie selbst erlebt hat. Es ist viel Sonnenschein, Waldeskühle und Athem des freien Feldes in meiner Jugend, und vor Allem ein Duft edler Häuslichkeit, wie ich sie meinen Kindern und Kindeskindern nur wünschen mag.

Ich gehöre zwar selbst dazu, aber sollte ich's deßhalb nicht sagen dürfen? Ich bin der Geringsten einer, aber ich habe doch auch Theil an jener großen Sendung, die den deutschen Pfarrerssöhnen gegeben ist. Das haben wir Deutsche allein. Jene Kinder, die allsonntäglich in ihrer Wiege den Orgelton brausen hören, haben einen höhern Ton in die Welt hineingetragen. Auch mein Elternhaus war ein Pfarrhaus, es war ein wohlig war=

mes Heimwesen und gehörte doch nicht uns zu eigen, wir wohnten im Besitzthum der Gemeinde.

Mein Vater war Pfarrer in dem auf der Höhe gelegenen Bergdorfe Leitershofen; drunten ist das Thal, durch das sich der helle Strom zieht, und drüben weit im Umkreise ist die vielzackige Bergkette zu schauen. Eben jetzt, indem ich schreibe, ist mir, als ob ich die feine zierliche Gestalt meines Vaters mit dem Antlitz voll Milde und Menschenfreundlichkeit leibhaftig vor Augen sehe; und doch habe ich schon oft an dem Grabhügel gestanden, dort neben der Kirche, in welcher seine Stimme Jahrzehnte lang tönte und die Herzen erweckte. Ich meine, ich sitze noch bei ihm in der großen Studirstube und er lehrte mich Latein und Griechisch, Geschichte und Erdbeschreibung, wie er meine beiden Brüder vor mir unterrichtete. Ich sehe noch den schrägen Sonnenstrahl, wie er an dem Büchergestell hinzieht und ein Buch nach dem andern erglänzen macht. Mein ältester Bruder ist auch Geistlicher, mein zweiter, der Soldat geworden war, ist in Schleswig-Holstein gefallen, meine Schwester ist an den Förster Armbruster verheirathet, und ich, der Jüngstgeborene, war schon früh entschieden, Jurist zu werden. Kann sein, daß ein Wort meiner Mutter mich dazu brachte, denn sie sagte bei meinen Rechthabereien oft: der Leonhard hat den Advokatenkopf unserer Familie. Denn mein Großvater von mütterlicher Seite war Rechtsanwalt; ich war erst fünf Jahre alt, als er starb, aber ich erinnere mich noch seiner großen stattlichen Gestalt, meine Mutter soll ihm ähnlich sehen; wunderlicherweise kann ich mich seines Gesichts nicht erinnern, ich sehe aber noch deutlich, wie er von rückwärts aussah, als er am Zaune unseres Gartens vor dem Pfarrhause dahin ging.

Meine lebendigste Jugenderinnerung stammt aus meinem vierzehnten Jahre. Ich war beim Onkel Adam, dem Bruder meiner Mutter, der mehrere Stunden von uns entfernt Amtsrichter in der Stadt war. Mein Vater hatte die Aecker nicht verpachtet, er bewirthschaftete sie selbst und hatte in unserem Knechte Christian eine treue Seele und dazu eine arbeitsame Kraft von früh bis spät. Christian führte nun einen großen Wagen voll vorjährigen Weizens nach der Stadt, ich durfte mit und in den Ferien beim Onkel Adam bleiben. Die Fahrt ging sehr langsam, von Morgens um drei, da

es kaum tagte, bis zum Nachmittag; aber oben auf den Weizensäcken wurde Christian und mir die Zeit nicht lang. Es gibt Tage, die, thaubeglänzt und sonnig, ewig in der Seele haften; die Felder und Wälder und Lerchen in der Luft, die stillen Wohnungen in den Dörfern und die Arbeitenden auf den Aeckern und der blaue Himmel darüber, Alles sieht mich schimmernd an, und ich athme dazu einen wohligen Duft, so oft ich an jenen Tag auf dem Fruchtwagen denke.

Beim Onkel Adam war mir's gar wohl. Das Landgericht mit der Wohnung war in einem alterthümlichen Stiftshause, und ich hatte an meiner Base Bertha eine gute Gespielin in dem Garten mit den Zwergbäumen; die Amtsdiener waren für uns gar dienstwillig, ja selbst der Landjäger, der ein Schwestersohn unseres Knechtes Christian war, erwies sich mir sehr freundlich. Ich fürchtete sonst immer, wie Alle im Dorfe, jeden Landjäger, als wäre er ein geladenes Gewehr, das Einen plötzlich todtschießen kann. Meine erste Welterfahrung war nun, daß auch der Landjäger, der stets umgeht, daß er einen Menschen finde, den er einfange, ein freundlicher und zutraulicher Mensch sein kann. Ich lernte regelrecht exerciren und marschiren, und freute mich schon darauf, das meine Kameraden im Dorfe zu lehren. Ich kam mir so unverletzlich wie der hörnene Siegfried vor; denn ich war mit dem Amtsrichter verwandt und mit dem Landjäger befreundet; mir kann im Leben nie Etwas geschehen, ich gehöre mit zur Regierung. Anfangs erschreckte es mich freilich noch, wenn ich Verbrecher einbringen sah; bald aber gewöhnte ich mich daran. Der Landjäger erzählte mir, daß jetzt, wo der Roggen hoch steht, die schwerste Zeit für den Landjäger sei; denn die Verbrecher könnten sich so leicht im freien Felde verbergen und es sei ihnen nicht beizukommen.

Stundenlang konnte ich mir nun denken, wie ein verfolgter Missethäter auf allen Vieren durch den Halmenwald schleicht wie eine Schlange, und noch in später Zeit hat mich der Oheim geneckt, weil ich ihn damals fragte, ob ein Verbrecher wohl auch die Lerchen singen höre.

Es war an einem schönen Mittag, der Onkel saß nach Tische eben mit uns auf der steinernen Bank in dem Vorgarten, die Tante, hieß es, sei nicht wohl — da brachte mein Freund, der Landjäger,

unter Zulauf einer großen Menge einen Gefesselten herbei; seine rechte Hand war mit einer Kette an den linken Fuß gefesselt, er hatte keine Kopfbedeckung, sein Haar war wild verworren, im Gesicht waren Blutflecken, er hatte offenbar bei der Gefangennehmung sich gewehrt.



Ich sehe ihn noch vor mir, ein schlanke Gestalt in grauer Leinwandjacke und grauen Hosen; er drehte den Kopf immer hin und her, öffnete den Mund weit, und seine Augen schienen hervorzuquellen, als aus der Menge gerufen wurde: der hat einen guten Hals zum Köpfen. Der Onkel stand schnell auf, schloß das vordere Eisengitter

und sagte zu den Leuten, daß sie heim gehen sollten. Der Gefesselte wurde nach dem Thurm neben dem Amtsgebäude geführt. Bald kam der Landjäger mit dem Amtsdiener wieder heraus, aber an diesem Tage hielt ich mich fern von ihnen und in der Nacht hatte ich keinen Schlaf; auch war es im Hause sehr unruhig, ich hörte immer ab- und zugehen, und ich dachte, ob vielleicht der Gefesselte entflohen sei. Ich war in Gedanken bei ihm, wie er sich nun tief im zertretenen



Kornfelde die Ketten absägte; ich fürchtete mich vor ihm und versprach, ihn nicht zu verrathen; ich selbst war wie gefesselt an den entsetzlichen Menschen und konnte in Gedanken nicht von ihm los.

Am Morgen wurde mir verkündet, daß ich eine neue Cousine bekommen hätte. Ich durfte an die Wiege des Kindes treten, es schlug schnell blinzelnd die Augen auf, sie waren blau; ich durfte das Kind auf die Stirn küssen.

Am Mittag sah ich den Bürgermeister unseres Ortes ins Amtshaus eintreten. Er war ganz glücklich, des Pfarrers Leonhard hier

zu treffen. Ich bat ihn, daß er mich mit heimnehme, ich trug den Wunsch auch Onkel Adam vor und er willfahrte, da ohnedies viel Unruhe im Hause sei.

Die Heimfahrt war ganz anders als der Tag mit unserm Knechte Christian. In den weiten wogenden Kornfeldern krochen jetzt sich verbergende Missethäter umher; die ganze Welt sah mir verändert aus, und mitten darin saß immer ein Gefangener in Ketten und ein Kind lag in der Wiege und blinzelte mit blauen Augen ...

Aus dem Schlafe erweckt, stand ich taumelnd spät in der Nacht mit dem Bürgermeister vor meinem Elternhause. Alles schlief schon. Christian war bald wach, er brachte mich in meine Stube, wir wollten die Eltern nicht wecken, und er blieb vor meinem Bette sitzen, erzählte mir und ließ sich von den großen Ereignissen berichten, die ich erlebt hatte, bis ich wieder einschlief.

Das ist also eine der tiefsten Erinnerungen meiner Kindheit. Sie verschwand und tauchte später wieder auf.

Es war wieder Sommer geworden, als ich einmal zufällig in der Gartenlaube hörte, wie mein Vater meiner Mutter erzählte, er habe einen wunderlichen und angstvollen Traum gehabt: er habe nach einer Hinrichtung vom Schaffot herab predigen müssen, aber so sehr er auch sich innerlich gesträubt habe, sei ihm immer die Verdammung der Todesstrafe auf die Lippen gekommen; er erinnere sich nicht, je in seinem Leben so gut gepredigt zu haben wie da im Traume, die Worte seien ihm machtvoll zugeströmt, und doch habe ihn der Scharfrichter stets am Talar gezupft; in Angstschweiß gebadet sei er endlich erwacht. Er schloß mit den Worten:

„Es gehört gewiß zu den heiligsten Pflichten des geistlichen Amtes, einen Sterbenden in der letzten Todesnoth zu trösten, und um so nöthiger, wenn der Hinübergehende sich seines sündhaften Lebens bewußt wird. Aber wenn wir einen zum Tode Verurtheilten geleiten, so sanktioniren wir damit die Todesstrafe. Das darf nicht sein. Wenn mir die Pflicht auferlegt würde, einen Verurtheilten auf seinem letzten Gange zu begleiten, ich würde lieber mein Amt niederlegen und mein Brod als Taglöhner verdienen."

Unter meinen Spielgenossen im Dorfe, die ich richtig nach Anleitung des Landjägers einexercirt hatte, wurde viel davon gespro-

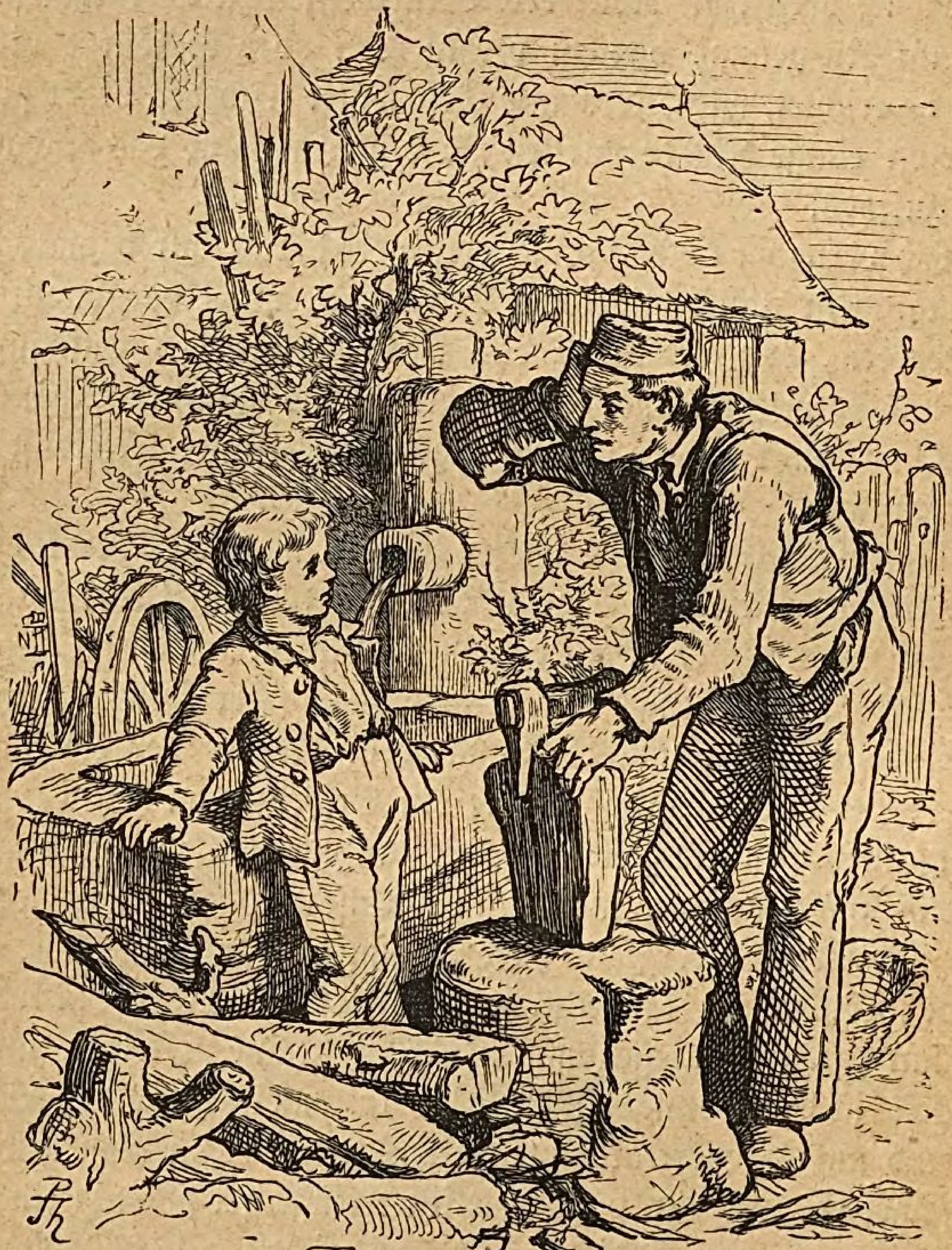
chen, daß in den nächsten Tagen ein Mörder in der Stadt hingerichtet werde; da sei ein schwarzes Gerüst aufgebaut, und dann werde die Armesünderglocke geläutet, alle drei Sekunden nur ein Schlag. Die Spielgenossen wollten Hinrichtung spielen, und ein wilder Bursche war sogleich bereit, die Rolle des Verurtheilten zu übernehmen. Ich hatte Ansehen genug, das zu verhindern, aber es wurde viel hin und her berichtet, wie Eltern und Geschwister nach der Stadt gingen, und selbst einige Kinder durften sie begleiten, um das Schauspiel mit anzusehen.

Ich vernahm auch Grauenerregendes, das mir damals lange nachging. Ein Fallsüchtiger im Dorfe sollte unfehlbar dadurch geheilt werden, daß er schnell das warme Blut des Enthaupteten trinke und dann fortrenne, unaufhörlich, bis ihm der Schaum vor dem Munde steht und er vor Müdigkeit niedersinkt, wie sonst durch seine Krankheit.

Unser Christian, der wieder Weizen nach der Stadt geführt hatte, erzählte mir einige Tage darauf, daß der Onkel Adam auf dem Gerüst gestanden habe in einer schönen Uniform mit einem Degen an der Seite. Der Geistliche habe gepredigt und der Onkel Adam habe den Stab zerbrochen und die Stücke dem Mörder vor die Füße geworfen; der habe ausgesehen wie ein Gespenst am hellen Tag, in dunkelgraues Gewand gekleidet, mit langem nacktem Halse und geschornem Kopfe, auf dem nur oben ein Büschel Haare stehen geblieben war. Die Armesünderglocke habe geklungen, gar schauerlich, immer nur Ein Ton, dann lange nichts, und dann wieder Ein Ton. — Christian hatte sich vorgenommen, Alles genau zu sehen, als aber das Beil in der Sonne blitzte, habe er unwillkürlich den Blick gesenkt und nichts gehört als einen Schnitt, wie wenn man eine Rübe durchschneidet. In der versammelten Menge sei plötzlich ein lauter Aufschrei, dann wieder Alles still und nichts als ein Poltern auf dem Gerüst vernehmbar gewesen. „Dem Landrichter ist das Blut auf die Uniform gespritzt!“ hat es geheißen, und Christian hat noch gesehen, wie der Onkel Adam sich mit einem weißen Tuche das Blut von der Brust abwischte, aber sein Gesicht sei auch gewesen wie ein weißes Tuch. Dann habe der Geistliche noch einmal gepredigt; in einem bedeckten Wagen sei Etwas fortgeführt worden, und als

Alles vorbei war, sei es gar lustig hergegangen in allen Wirthshäusern.

Der Wasenmeister sei nicht, wie er immer gehört habe, in einem blutrothen Rock, sondern in einem schönen schwarzen Frack da



oben gestanden, ganz fein, und nichts sei auffällig an ihm gewesen als sein brandrother Bart; er habe nur zugehauen und sei dann davon gegangen, er habe nicht einmal das Beil aus dem Block gezogen. Da Christians Neffe, der Landjäger, mit dabei war, habe der ihm gewinkt und er habe auch auf das Gerüst steigen dürfen; das Beil sei so tief im Block gesessen, daß es schwer herauszuziehen

war; einer der Henkersknechte habe das Blut mit Zeitungsblättern abgewischt, und der Wind habe die Zeitungsblätter mit davon genommen, um die sich dann die Menschen drunten gerauft hätten. Christian erzählte, daß er auch das Beil in die Hand genommen; es sei ein Breitbeil, wie es die Zimmerleute haben, mit kurzem, feinem Stiel und außerordentlich schwer, aber es sei nicht wahr, daß es innen hohl und mit Quecksilber gefüllt sei, wie man ihm früher erzählt habe.

Christian betheuerte, daß er sein Leben lang nicht mehr zu so Etwas gehe, und mich überfiel auf einmal eine solche Angst, daß ich in den nahen Wald entfloh; aber dort ward meine Angst noch größer, ich wollte bei Menschen sein, und ich ward beruhigt, als ich die Leute auf dem Felde arbeiten sah, heute wie gestern.

Tags darauf wurde meine Mutter geholt, ihr Bruder sei krank. Sie kam erst nach mehreren Tagen wieder und sah noch lange sehr traurig aus . . .

Das ist die Jugenderinnerung, die in meiner Lebenswendung, wenn ich hier erzählen will, wieder aufgewacht ist. Alles von damals steht vor mir, als ob es in der letzten Stunde geschehen wäre.

Ich sah den Onkel Adam erst wieder, als er kam, um meine Eltern bei der Nachricht vom Tode meines Bruders zu trösten; meine Mutter weinte viel, mein Vater aber sagte immer:

„Wir können nicht verlangen, daß wir verschont bleiben; unser Konrad ist auf dem Felde der Ehre für das Vaterland gefallen."

In jenen Tagen der ersten Trauer lag neben der Bibel immer Plato's Phädon auf meines Vaters Tische.

Ich hörte, daß der Onkel Adam nach einer fernen Provinz versetzt und etwas ganz Anderes geworden sei, aber ich wußte nicht, was eigentlich geschehen war; man gab mir ausweichende Antworten, und das Beste an der Kindheit ist ein leichtes Vergessen.

Ich kam aufs Gymnasium der Residenz, ich kam zur Universität. Meine Kameraden sagen mir noch jetzt, ich sei ein lustiger und übermüthiger Bursch gewesen; sie wollen es oft nicht verstehen, wie ich so ernst geworden. Mein guter Vater kam noch zu meinem Doktorschmause; es war sein besonderer Wunsch, daß ich mir den Titel erwerbe. Er war fröhlich, wie ich ihn noch nie gesehen. Als

ich erst ein halbes Jahr Praktikant war, erhielt ich plötzlich die Nachricht vom Tod meines Vaters; sanft und still, wie er gelebt, war er gestorben, in der Laube am Pfarrgarten war er eingeschlummert, sein Lieblingsbuch, Plato's Phädon, lag auf dem Tische vor ihm aufgeschlagen.

Die Mutter zog zur Schwester, sie versprach aber, wenn ich in Amt und Gehalt stünde, zu mir zu kommen, bis ich einen eigenen Hausstand gründe.



Ich war glücklich in meinem Beruf. Ich hatte einen ausgezeichneten Direktor, und es galt als ein Glück, bei ihm die Ausbildung zu erlangen. Sein Hauptgrundsatz war: Strenge Unterscheidung, Scharfsinn erst macht den Richter, und dieser Scharfsinn läßt finden, unter welches Gesetz der bestimmte Fall sich stellt. Jeder Proceß ist ein Räthsel, wer es errathen kann, der ist ein Jurist. Das Recht wird nicht gemacht, es wird nur gefunden.

Ich erinnere mich noch, wie ängstlich mir zu Muthe war, als ich das erste Verhör selbständig abzunehmen hatte; aber es machte sich Alles gut und es war ein großer wissenschaftlicher Eifer unter

den Collegen. Ich darf sagen, daß ich nicht zu den Geringsten gehörte, und mehrere meiner damaligen Collegen sind jetzt in den ersten Stellen des Vaterlandes.

Freilich verdroß es mich oft, daß es gar so lang dauert, bis man zu auskömmlichem Gehalte gelangt; ich mußte oft an das Wort eines Statistikers denken, der mir gesagt hatte: Der deutsche Jurist verzinst sich zu anderthalb Procent; die Aufzucht eines Juristen — er betrachtete das ganz ökonomisch — kostet eine so große Summe, daß mit Verzinsung und allmäliger Abtragung des Kapitals beim durchschnittlichen Alter von 55 Jahren, was hoch gegriffen ist, eben nur anderthalb Procent heraus kommt.

So angesehen, ist der Richterberuf allerdings wenig anziehend; aber das schöne Bewußtsein, dem ewigen Gedanken zu dienen, wie er im Gesetze Gestalt genommen, inmitten der Leidenschaften des Lebens die stetige Vernunft zur Geltung zu bringen und Recht zu sprechen zwischen den streitenden Mitmenschen, das läßt sich nicht in Ziffern und Zahlen und Procenten ausmünzen.

Ich wurde endlich besoldeter Assessor und nahm meine Mutter zu mir. Wir lebten ein glückliches Dasein, soweit überhaupt eine Wittwe, die nur für ihren Mann gelebt, noch glücklich sein kann. Meine Mutter fand zwei Jugendfreundinnen in der Hauptstadt, von denen die eine ebenfalls Wittwe, die andere sehr kränklich war, bei der sie viel Zeit zubrachte.

Manche meiner Berufsgenossen fanden sich in unserer bescheidenen Häuslichkeit heimisch, und der milde und heitere Geist meiner Mutter übte einen beschwichtigenden und von Gefahren ablenkenden Einfluß; sie war dafür auch die Vertraute ihrer Geheimnisse.

Wir waren fremd in der Hauptstadt, aber bald sollten wir eine familienhafte Heimatlichkeit gewinnen, aus der mein volles Liebesglück erblühte. Ich muß davon erzählen, weil es in Verlauf und Zweck meines Berichtes nothwendig gehört.

Die älteste Tochter meines Onkels Adam, meine Cousine Bertha, war an einen Arzt verheirathet, der nun als Professor der Medicin nach der Hauptstadt befördert wurde, und Onkel Adam, der verwittwet war und wegen eines Augenleidens seinen Abschied genommen hatte, zog nun mit seiner Tochter, mit jenem Kinde, das

damals bei meiner Anwesenheit im Amtshause geboren wurde, nach der Residenz. Der Professor mit seiner Frau kam voraus, und ich erneuerte mit ihm eine, wenn auch nur flüchtige Bekanntschaft von der Universität her. Unsere Unterhaltung gab mancherlei Vergleiche: der Richter sieht die Resultate seiner Erkenntniß nicht, der Arzt sieht,



was aus seinem Patienten wird, der Richter muß sich allein mit dem Bewußtsein begnügen, daß Recht gesprochen ist.

Im Herbst kam auch Onkel Adam mit Anna. Ich hatte sie seit ihrer Geburt nicht mehr gesehen und — ich kann mich hierin kurz fassen — Anna ward die Tochter meiner Mutter, und ich wünschte, ich hätte die Kraft zu sagen, wie unaussprechlich glücklich ich war. Wenn ich von der Kanzlei nach Hause kam und Anna bei

meiner Mutter traf, wenn wir ausgingen — ich hatte das Glück, Anna alle die Kunstschätze der Residenz zu zeigen und sie auch bisweilen in ein Theater zu führen — Anna war glücklich und dankbar wie ein Kind, und doch im Geiste reif und gediegen; sie war Vorleserin ihres Vaters, dessen stattliche Gestalt ganz gebrochen war; der Ausdruck seines Antlitzes war noch strenger geworden und die große grüne Brille gab ihm etwas Unheimliches.

Es war am Abend vor meinem dreißigsten Geburtstage, da brachte mir mein Präsident selbst das Dekret, das mich zum Oberrichter ernannte.

An meinem dreißigsten Geburtstage wurde meine Verlobung mit Anna gefeiert. Ein reineres, ebenmäßigeres Glück hat nie einen Menschen durchdrungen als mich.

Nur das will ich noch berichten — damals streifte es mich nur leise, aber nachmals empfand ich es wie eine Vorbedeutung. Ich hatte mehrere Collegen, die bei einem anderen Gerichte arbeiteten, zur Verlobungsfeier eingeladen; sie kamen erst spät und berichteten, daß die Gerichtsverhandlungen so lange gedauert, sie hätten heute ein Todesurtheil gefällt. Es fiel mir wie ein bitterer Tropfen in den klaren und reinen Freudenkelch. Und wundersam, wie das Gehör beschaffen ist! Ich wollte nicht hinhören, aber ich hörte es doch, wie mein Schwager in einer abgesonderten Gruppe berichtete, es sei immer ein besonderes Elend, wenn die Leiche eines Enthaupteten auf die Anatomie gebracht werde, denn es werde fabelhafter Aberglaube damit getrieben. Der Anatomiediener, ein verkniffener Schelm, treibe einen einträglichen Handel mit Gliedmaßen von Hingerichteten; der kleine Finger eines Mörders, den man in der Tasche trägt, hilft zu allerlei klugen Streichen, dem Träger widersteht kein Schloß, Armesünderschmalz hilft gegen viele Gebresten und ein Stück vom Herzen eines Mörders zu Dingen, die ich hier nicht nennen mag; und so verkauft der Diener unzählbare kleine Finger und Anderes als heilbringende sichere Hülfsmittel.

Ich erzähle das ohnedies nur sehr ungern, aber wissen soll die Welt, in der es Kirchen und Schulen und Kanzleien gibt, welche Gespenster des Aberglaubens noch umherwandeln, während wir uns dem Wahn hingeben, daß bereits der helle Tag des Geistes ange-

brochen. Und das Ungeheuerliche nährt sich von einer verrotteten Einrichtung.

Genug! Wenn man bedenkt, wie viel Entsetzliches uns noch umgibt, erscheint es räthselhaft, daß man nur einen Augenblick frei aufschaut. Aber es ward auch an jenem Abend bald verwunden und die Genossen waren überaus heiter. Wir vergaßen Alles, was sonst draußen in der Welt vorgeht, und ich darf sagen, ich hatte das volle Glück, die Mitfreude meiner Genossen zu empfangen, denn ich war von ihnen geliebt und Jeder wußte meiner Braut etwas Gutes von mir zu erzählen. Erst später, als mein Leben eine andere Wendung nahm, habe ich erfahren, wie wenig treu ausharrende Freunde es gibt, und wie leicht Viele, um selber glänzend und stark zu erscheinen, das Wesen und Sein des Andern verdunkeln und als schwächlich darstellen.

Als ich spät am Abend mit meiner Mutter nach Hause zurückkehrte und im Uebermaße meines Glücks sagte, daß ich nicht schlafen könne, erwiderte meine Mutter:

„So will ich dir heute das Beste geben." Sie holte ein kleines Büchlein hervor und sagte: „Nachdem dein guter Vater gestorben war, empfand ich am ersten Jahrestage seines Todes mit tiefstem Schmerze, daß die Erinnerung an ihn allmälig verblasse, und so schrieb ich an jenem Tage und von da an oft kleine Lebenszüge und Aussprüche von ihm auf. Hier nimm und lies sie an deinem Verlobungstage."

Sie ging leise nach ihrer Kammer und ich las, ich weiß nicht wie lange . . .

Ach, das erste morgendliche Erwachen eines Bräutigams! Ich erwachte, meine Mutter stand vor mir, ihre Hand auf meine Stirn gelegt.

„Mutter, ich bin Bräutigam!" rief ich aus.

„Aber du verschläfst den ersten Bräutigamsmorgen," tönte es hell aus der Stube.

Ich hatte versprochen, Anna abzuholen, damit wir an dem schönen Morgen spazieren gingen; wir wollten in einem öffentlichen Garten frühstücken und dort verweilen, bis ich zur Kanzlei mußte.

Wenn es auch zu meiner Geschichte gehörte, ich könnte doch

nicht berichten, was wir in den breiten Gängen des Stadtparkes mit einander plauderten, wie wir in fröhlichem Schritt dahin wandelten,



uns hielten und wieder ließen, um sehen und sagen zu können, daß wir einander gehörten. In dem großen Wirthsgarten frühstückten

wir, aber wir konnten nichts essen und fütterten mit unserer Morgensemmel die Finken, die in den Linden sangen und zahm herbeikamen, um ihre Besoldung zu holen.

Ich bedurfte des Aufgebots meiner ganzen Kraft, um mit dem Gedanken an das schön erfüllte Leben, das nun vor uns stand, auf der Kanzlei meine Akten aufzuarbeiten.

Liebe und Arbeit sind Segensgüter des Daseins.

Seltsamerweise war das Erste, was ich heute vorzunehmen hatte, eine Ehescheidungssache. Hatten die Entzweiten nicht auch einst einen solchen Brautmorgen gehabt? Konnten sie die Erinnerung nicht wieder beleben zu getreuer Liebe und geduldiger Ausdauer? Ich wünschte nur, ich hätte die Entzweiten persönlich vor mir, ich hätte sie an jenem Morgen gewiß versöhnt. Ich las die Akten, Alles führte zuletzt auf Mißverstand und Temperament zurück. Ich gab daher mein Votum ab, daß ein nochmaliger Sühneversuch gemacht werde.

Onkel Adam mußte ich immer von meinen Gerichtsarbeiten erzählen. Er hatte, trotzdem er schon lange in die Verwaltung übergetreten war, eine unverminderte Neigung für Rechtsentscheidungen. Als ich ihm nun ohne Namensnennung den Inhalt der heute gelesenen Akten berichtete, sagte er:

„Was man Liebe nennt, ist keine sichere Bürgschaft für eine glückliche Ehe; zu dieser gehört vor Allem, daß man sich zu bescheiden wisse und bei Verstimmungen das Grundwesen nicht verkenne. Zwei wohlgebildete Menschen, von denen Jeder den rechtschaffenen Willen hat, sich selbst zu beherrschen und dem Andern zu Gefallen zu leben, das ist das Beste und Dauerhafteste. Erwarte nichts von Anderen, fordere und erwarte Alles von dir, dann bist du glücklich, das ist mein Grundsatz."

Ich setzte ihm natürlich entgegen, daß ohne die Freude an einem Andern, an der ganzen besondern Art seines Seins, das Leben kalt und trocken sei.

Es schien mir, daß der Oheim gerade jetzt, wo Alles so schön erblühte, einen vorsorglichen Schutz geben wollte.

Nach jenem glücklichen Sommer meines dreißigsten Jahres traf uns ein schweres Unglück. Onkel Adam erblindete vollends,

und es lag ein rührender Ausdruck in seiner Stimme, als er zu Anna und mir sagte:

„Ich habe doch noch euer Glück mit lebendigen Augen gesehen."

Der Schwager vertraute mir, daß das Augenleiden des Onkels aus einer tiefnervösen Störung komme; wir müßten uns darauf gefaßt halten, daß einmal ein plötzlicher Todesfall eintrete.

Es war am 10. November, an Schillers Geburtstag. Draußen war das erste stürmische Winterwetter, als ich zum Mitgliede des Schwurgerichtshofes ernannt wurde.

Ich erhielt die Akten der Voruntersuchung über einen Raubmord, der in der nächsten Sitzungsperiode abgeurtheilt werden sollte. Ich kannte bereits aus den Zeitungen die wesentlichen Thatsachen.

Als ich auf die Straße vor der Kanzlei trat, jagte mir ein Wind den kalten Regen zu. In den Akten unter meinem Arme raschelte und knitterte es; ich hielt sie fester an mich, und als ich nun durch Wind und Regen heimwärts ging, war mir's, als ob ich eine übermäßige Last zu tragen hätte. Ich fühlte sofort, aber ich wußte nicht recht, was sich auf mich gewälzt hatte. Ich kam an der Schillerstatue vorüber, sie war bekränzt; aber eben als ich aufschaute, riß der Wind den Kranz von dem Haupte. Es gibt Augenblicke, wo es ist, als ob aus der unfaßbaren Luft sich uns Worte zutrügen. Mir fiel plötzlich der Ausdruck Schillers ein:

„Einen Menschen aus dem Lebendigen vertilgen, weil er etwas Böses begangen hat, heißt eben so viel, als einen Baum umhauen, weil eine seiner Früchte faul ist."

Wo hat das Schiller gesagt? Ich wußte es nicht. Im Denken über diesen Ausspruch, mit den schweren Akten unter dem Arme, ging ich durch die Straßen. Das lärmende Fahren, an das ich schon so lange gewöhnt, war mir heute ganz neu und verwirrend. Man kann in einer großen Stadt nicht in Gedanken dahingehen, man muß immer aufpassen, nach rechts und links. Bei einem Straßenübergang wäre ich fast unter einen Omnibus gerathen, ich stürzte nieder, und hätte der Kutscher nicht noch rechtzeitig innegehalten, ich hätte eine schwere Verletzung davongetragen, vielleicht gar das Leben ver-

loren. Vom Straßenschmutz befleckt, kam ich in einer Droschke nach Hause und wußte meiner Mutter mein Ungeschick als ein lächerliches darzustellen. Wir setzten uns zu Tische, aber ich mußte mich zum Essen zwingen. Es war mir wie damals nach dem Tode meines Vaters, da wir uns an den Tisch niedersetzen mußten: es ist Etwas wie Zorn in der Seele gegen die Bedürftigkeit der Natur, die mitten im tiefsten Schmerz, wo man an kein Leben mehr denken mag, ein Nähren der Lebenskraft verlangt.

Ich nahm bald meinen Schiller vor und suchte die Stelle. Ich vertiefte mich da und dort in die vom höchsten Geiste belebten Worte und Gestalten. Meine Mutter, die mir zusah, fragte: „Warum lächelst du?" Ich sagte, daß die Dichter schlimm dran wären, wenn es keine Todesstrafe mehr gäbe; es wäre doch höchst lächerlich, wenn der stolze Räuber Moor nach seinen stattlichen Schlußworten sein flimmerndes Costüm ausziehen und zu lebenslänglichem Wollespinnen im grauen Leinwandkittel verurtheilt werden müßte. Auch meine Mutter lächelte und fragte bei meinem Blättern, was ich denn suche. Ich wollte es ihr nicht sagen. Wozu sie belasten? Und ich war tief ärgerlich über mich. Hatte ich denn nie darüber nachgedacht, wie ich mich verhalten würde, wenn ich ein Todesurtheil zu fällen hätte? Ich hatte es nicht oder doch nur unklar.

Als ich schon das Suchen aufgeben wollte, fand ich wie zufällig beim Umblättern den Ausspruch Schillers; er steht in dessen Abhandlung über die Gesetzgebung Lykurgs und Solons.

Als ich nun das Aktenbündel in die Nähe rückte, weckte mir das Rascheln einen Ton, von dem einst Christian im Vaterhause erzählte, jenen Ton, als ob man eine Rübe durchhaue. Soll auch hier — ?

Es ist nicht mehr so. Die Menschen sind klüger geworden, es wird Alles viel säuberlicher, viel anständiger abgethan. Das Fallbeil, wie man die Guillotine so geschickt übersetzt hat, das Fallbeil verrichtet genaue und saubere Arbeit, und alles Grausen ist maskirt.

Ich verließ das Haus, um zu meiner Braut zu gehen, aber ich war so beängstigt, daß ich noch lange unter stürmendem Regen im Stadtpark umherging, dort, wo ich den glücklichsten Brautmorgen empfunden. Jetzt brausten die Zweige, und die Stämme bogen

sich hin und her, und Raben flogen krächzend über den Wipfeln, sie schrieen und krächzten, als wollten sie rufen: Warum gebt ihr uns die Todten am Galgen nicht mehr zum Fraße?

Ist die Menschheit besser geworden?

Nein, nur zaghafter, zimperlicher. Sie verhüllt sich gern ihr Thun.



Es waren schauerliche Gedanken, die mich durch den Park jagten. Ich kehrte in der Gartenwirthschaft ein, wo ich damals mit Anna so fröhlich gewesen. Der Wirth kannte mich und trug mir den Wunsch vor, von seiner Pflicht als Geschworener in der nächsten Woche losgesprochen zu werden.

„Sie wollen wohl kein Schuldig über den Mörder aussprechen?" fragte ich.

„Daraus mache ich mir gar nichts," erwiderte er; er wollte nur befreit sein, weil er die Wirthschaft nicht gut verlassen könne.

Ich kehrte nach der Stadt zurück, und als mich Anna umarmte, durchfröstelte es mich. Umarmt man einen Menschen, der die Hand des Henkers führt?

Ich kam zu Onkel Adam und ihm erzählte ich, welch einen Fall ich heute zu näherer Kenntnißnahme erhalten.

Es scheint, als ob unsere Familie eine besondere Berufung habe zum Austrag einer schweren Frage, die keine Frage mehr sein sollte. So will ich also in vollster Wahrhaftigkeit erzählen, was Onkel Adam mir berichtete. Ich kann nicht anders, ich muß ihn

selbst erzählen lassen. Die Genauigkeit der Worte kann ich nicht wiedergeben, aber dem Sinne nach ist Alles getreu.

Er sprach in großer Erregung und mußte oft, wie müde, ausruhen. Wenn ich ihn bat, zu einer andern Zeit fortzufahren, bewegte er ungeduldig die Finger auf dem Tisch und bat mich, da zu bleiben.



II.

Erzählung des Oheims.

Ich bin dir noch die Geschichte meines Lebens schuldig. Es kennt sie Niemand vollständig, dir will ich sie vererben.

Aber ich wünsche, daß sie dich auf deinem Lebenswege nicht störe; du sollst nicht mir nachfolgen, vielmehr in Klarheit dich selbst führen.

Ich weiß, was das Verlassen eines Berufs, in den man eingewachsen war, mit sich führt: man ist zeitlebens ein Ausgewanderter.

Doch höre.

Ich bin in einer strengeren Zeit erwachsen als du. Die Nachwirkungen des großen Befreiungskrieges verlangten straffes Zusammenhalten. Jeder mußte streng und wachsam auf seinem Posten stehen. Wie alt warst du, als du den Diensteid leistetest?

„Einundzwanzig Jahre."

Genau so alt war ich selbst, und es wird dir wohl so ergangen

sein wie mir. Ich habe mit freudigem Gewissen Gehorsam dem Gesetze gelobt. Es ist ein Glück, einem gegebenen Gesetz nachfolgen zu dürfen; in der Gesetzlichkeit liegt ein Segen des Friedens, den Diejenigen nicht kennen, die lediglich Alles aus sich auferbauen wollen und Unterthanen der Stimmung sind, der allgemeinen und der eigenen. Es wird einst eine ganz andere Menschheit sein, wenn Kampf und Zwiespalt zwischen Gesetz und Ueberzeugung geschlichtet sind. Das Beste, was wir sind und haben, wird nicht mehr aufgebraucht werden zur Besiegung des Gegnerischen. Wir werden nicht mehr, wie man es richtig bezeichnet hat, vor lauter Schuttaufräumen nicht zum Bauen kommen. Die Menschen sollen Eins sein mit dem Gesetze. Der Richter steht bereits in jenem Friedensreiche jenseits des Kampfes, er ist Vollstrecker des Gesetzes, und der Einzelne hat nicht zu fragen, ob das Gesetz der ungebrochene Ausdruck der Vernunft und des allgemeinen Rechtsbewußtseins ist. Solange kein anderes Gesetz gegeben ist, muß das vorhandene fraglos in Geltung stehen. So war auch das Gesetz der Todesstrafe für mich fraglos.

Du weißt, ich verachte die Weichherzigkeit und Sentimentalität, die alle energischen Mittel verschmäht und die ganze Welt in einen einzigen menschenfreundlichen, ungesalzenen Urbrei verwandeln will. Du warst damals als Knabe bei mir im Hause, als jener Mörder eingebracht wurde. Am Tage, als unsere Anna geboren wurde, hatte ich das erste Verhör über einen mit Todesschuld Beladenen. Es berührte mich kaum, daß Leben und Tod sich mir im Herzen so nahe rückten. Kaum beseligt und erhoben von dem Glücke, ein neues Leben mein zu nennen, hatte ich ein Menschenkind, bei dessen Geburt sich auch einst ein Vater und eine Mutter gefreut hatten, zum Tode zu führen. Das ist die Welt. Die schärfsten Gegensätze rücken aufeinander und wir müssen ungebrochen, im klaren Bewußtsein dazwischen stehen. Du hast wohl davon gehört, daß der Mörder ein Jahr darauf enthauptet wurde. Ich, als erkennender Richter, stand auf dem Schaffot; ich weiß, daß ich noch mit starker Stimme das Erkenntniß verlas, nur als ich die letzten Worte sprach: „Ich übergebe Ihnen diesen Mann, daß Sie ihn bringen vom Leben zum Tode," da legte sich mir Etwas wie ein Schleier vor die Augen, das

ich nicht mehr wegwischen konnte. Die Aerzte mögen sagen was sie wollen, von jener Minute an begann mein Augenleiden.

Der Mörder war unbedingt schuldig und blieb verstockt. Er hatte verlangt, daß er rauchen dürfe, und das wurde ihm gewährt; er that die Cigarre nur heraus, als er vor dem Tische stand, wo ich das Urtheil verlas, dann versuchte er, ob die Cigarre noch brenne, sie brannte noch; er war so keck, zum Scharfrichter zu sagen, ob er sich das Ding einmal ansehen dürfe. Als er nun auch das Hemd von Brust und Armen abziehen mußte, sagte er: „Ich werde mich erkälten, und das haben Sie zu verantworten."

Deutlich erkannte ich, daß die Todesstrafe keine Wirkung auf den Hinzurichtenden ausübt; das ist aber auch nicht ihr Zweck; man sage, was man wolle, sie dient zur Abschreckung, und dies hielt ich auch damals noch für nöthig. Als nun aber im Momente der Enthauptung sich die Henkersknechte auf die Kniee warfen und dem Verurtheilten die Schlinge um die Füße schlangen, die Füße vom Boden wegzogen, damit er nicht die Schultern einziehen und den Hieb in den Hals verhindern könne, als nun so der ganze Mensch in der Luft schwebte, nur der Kopf festgeschnallt auf dem Blocke lag, das Kinn in der Höhlung des Blockes eingezwängt, — da erfaßte mich ein Grausen ohne Gleichen, daß ein Mensch abgeschlachtet wird wie ein Thier; unwillkürlich trat ich einen Schritt vor und da war's, daß mir das Blut auf die Brust spritzte.

Ich habe die Uniform von damals noch und sie soll mir, wenn ich sterbe, unter das Haupt gelegt werden.

Wie gesagt, ich hasse die Sentimentalität; als ich aber das Schaffot herabstieg, legte sich mir Etwas aufs Herz wie eine kalte Hand, und das wich lange nicht, eigentlich nie mehr. Glaube mir — und ich habe das auch vielfach an Anderen erfahren — es gibt keinen Richter, der je einer Enthauptung beiwohnte und noch für die Todesstrafe gestimmt ist; nur wem das aus den Augen gerückt ist, kann leichthin darüber weggehen und allen Gegenkampf für überflüssig halten.

Ich wurde zum Kreisgericht in ** befördert, ich fand in vielen meiner Berufsgenossen eine ähnliche Stimmung, indeß schien die Sache von geringer Bedeutung, nicht der Mühe werth, sich dafür zu

erhitzen. Die Fälle, in denen auf Todesstrafe erkannt wird, sind so beschränkter Zahl!

Ich war noch ein zweites Mal bei einer Hinrichtung; ich hatte das Todesurtheil nicht zu verkündigen, aber hier war's noch ergreifender, denn der Mörder war sofort geständig gewesen und zeigte tiefe Reue; er betete vor der Hinrichtung mit dem Geistlichen, umarmte und küßte ihn und rief dann laut weinend: „Ich habe die Strafe verdient, die Todesstrafe ist eine gelinde Strafe."

Ich kann sagen, daß mich das noch mehr bewegte, denn wenn es auch wahr ist, daß noch nie ein Verurtheilter sich beschwert habe, daß man ihn mit dem Tode zu hart bestraft, das ändert nichts, der Mörder richtet sich nicht selbst, sondern *wir* richten ihn.

Dennoch wagte ich damals noch nicht, an die Möglichkeit der gänzlichen Abschaffung der Todesstrafe zu glauben, nur die Unzuträglichkeit unseres Verfahrens wünschte ich beseitigt. Ich wünschte — allerdings ist das nur bei Schwurgerichten thunlich — die englische Einrichtung, nämlich Abschaffung jeder Appellation und sogenannten Nichtigkeitsbeschwerde und vor Allem die Aufhebung der sogenannten königlichen Confirmation.

In England wird der Verurtheilte drei Tage nach dem Erkenntniß ohne Weiteres hingerichtet; das ist correct und einfach; eine Strafe, von der man sich abschreckende Wirkung verspricht, muß mit schlagender Naturnothwendigkeit folgen wie Blitz und Donner. Bei uns aber — welch ein grausames, nur scheinbar menschenfreundliches, mildes und schützendes Verfahren! Der Verurtheilte appellirt oder legt Nichtigkeitsbeschwerde ein, er fristet sich eine Weile mit eitler Hoffnung; die Appellation erweist sich als vergebens, die Nichtigkeitsbeschwerde wird verworfen. Nun geht das Erkenntniß an den König, und zwischen der Rechtskraft des Erkenntnisses und dem Eingang der nothwendigen königlichen Bestätigung verfließt in der Regel ein bis anderthalb Jahr, und wie diese Bestätigung des Todesurtheils ausfällt, ist reines Würfelspiel. Ist der Justizminister wohlwollend gestimmt, der König gut gelaunt, so tritt Begnadigung ein; herrscht herbe Stimmung, so heißt es: Kopf ab! Derweil sitzt der Verurtheilte und leidet tausendfältige Todespein. So oft sich

der Schlüssel in der eisernen Thüre dreht, muß der Verurtheilte gewärtig sein, daß ihm nun der Tod angekündigt wird, der nach drei Tagen zu vollziehen ist.

Das ist kein Richten mehr, das ist ein Martern, gegen das alle Daumenschrauben der Folter eitel Kinderspiel sind. Es ist uns beim Gericht Einer gestorben zwischen der Rechtskraft des Erkenntnisses und der sogenannten königlichen Confirmation, und Einer, ein hartgesottener Sünder, verlor die Kraft, seine Gliedmaßen zu bewegen, und sein Gehirn wurde so eingenommen, daß er kaum noch ein Wort verstehen oder eins deutlich hervorbringen konnte. Wir erhielten die königliche Bestätigung und rescribirten, daß man den Verurtheilten nur zum Schaffot tragen könne und daß er auch dort nicht wissen würde, was mit ihm geschehe; der Mensch that uns den Gefallen, bevor eine weitere Kabinetsordre ankam, ebenfalls zu sterben. Nun traf ich bei einer Rundreise zur Untersuchung der Gefängnisse einen Mann, der einen vorbereiteten, wohlüberlegten Mord begangen hatte; aber im Gefängniß hatte sein ganzes Wesen eine Verklärung gewonnen, die ihm ein, ich kann nicht anders sagen, fast ehrwürdiges Ansehen gab, so sehr man sich auch dagegen sträuben mochte, das anzuerkennen. Ich glaube die Heuchelei des Gefängnißlebens zu durchschauen; die Geistlichen erkennen sie nur selten, sie lassen sich leicht, manchmal auch gern von der Art täuschen, wie der Sträfling ihre Worte nachbetet und sich vom Ueberschusse seiner Arbeit fromme Bücher anschafft. Dieser Mann war in der That ein Mensch geworden, der eine Wandlung und Läuterung erfahren hatte, die ihm ein zweites, gereinigtes Leben gab. Ich darf sagen, ich werde nicht so leicht erschüttert, aber die Art, wie er mir erzählte, daß, als das Blut seines Opfers ihm entgegensprang, er sich fragte: wer hat das gethan? doch nicht du? und wie er dann wie rasend davon geflohen und sich glauben machen wollte, daß es nicht geschehen sei, und wie er mir darstellte, daß er die Verwesung seines Opfers allstündlich mit erlebe und seine Hände hasse, die das gethan, und seine Augen, die das gesehen, das ganze tiefe, schauervolle Durchleben der That und ihrer Folgen und nun die ruhige Ergebung und die Klage, daß es nichts gäbe, womit das getilgt werden könne — ich stand tief ergriffen vor dem Verbrecher und sah nun selbst, was mir seine Richter

erzählt hatten und ich nicht glauben wollte. Und diesen Menschen sollten wir nun in den Tod schicken?

Ich hatte Veranlassung, nach der Residenz zu reisen, oder vielmehr, ich machte sie, um eine Audienz beim Könige zu erbitten.

Ich hielt es für meine Pflicht, mich zuerst beim Justizminister vorzustellen; er war ehedem mein Lehrer auf der Universität gewesen, und ich hegte noch eine besondere Verehrung für den in der Wissenschaft hochstehenden Mann.

Er empfing mich freundlich und erinnerte sich meiner noch. Als ich ihm sagte, daß ich meinen Wunsch dem König unmittelbar vortragen wolle, sah er mich stutzig an, und wie mir schien, maß er mich von Kopf bis Fuß. Mit dem Ausdruck eines gewissen höhern Bewußtseins zuckte er die Achseln und sagte: „Sie werden nicht verlangen, daß ich Ihnen ausführlich darlege, wie ich, frei von aller theologischen Rückwand, für unbedingte Beibehaltung der Todesstrafe bin, denn das Schwert ist der letzte drohend aufgehobene Finger der Gerechtigkeit. Ich will Ihnen nur bemerken, daß Sie bei Seiner Majestät nicht willkommen sein werden. Ich überlasse Ihnen indeß, Ihrer Ueberzeugung zu folgen und den Versuch zu machen."

Ich stand, ich wußte nicht wie, im Hofe des Ministeriums, im Herzen zitternd, und ich wollte ablassen — ich gestehe, auch aus selbstsüchtigen Zwecken, denn ich ziehe mir zweifellos die Ungunst des Ministers zu, wenn ich etwas gegen seine Auffassungsweise unternehme; ich wollte ihm schreiben, daß ich mich seiner höhern Einsicht unterordne, aber ich konnte mich nicht dazu bringen, und während ich noch mit Zweifeln zu ringen hatte, ging ich, wie um mich selbst zu binden, nach dem Schlosse und bat um Audienz beim König. Bis diese gewährt wurde, verging mir die Zeit in schweren Betrachtungen. Der Richterstand ist ein Priesterstand. Kein Mensch ist verpflichtet Richter zu sein; wer es aber geworden, muß es mit ganzer Seele sein.

Mir war die Seele getheilt und ich verirrte mich in jene Zweifel, wo ich die sogenannte ärztliche Strafe des kanonischen Rechts für die allein richtige hielt. Heilt ja der Arzt den Kranken nicht nach allgemeinen Vorschriften, sondern nach dem Zusammenwirken seiner besondern Körperbeschaffenheit, und so könnte auch das Rich-

teramt eine Kunst werden. Du siehst, wohin ich mich verirrte. Erst als ich in einen andern Beruf eingetreten war, sah ich diesen meinen Irrthum, denn Gesetz und Gerechtigkeit müssen unbeugsam sein. Der ewige Geist, Gott allein könnte richten nach der Erkenntniß aller mitwirkenden verborgenen Umstände und lossprechen, was vor unsern Augen sündhaft erscheint.

Ich erhielt eine Audienz beim König.

Ich war ganz allein mit ihm, zum ersten und einzigen Male mit meinem König. Er fragte nach meiner Familie und nickte zufrieden, als ich erzählte, daß mein Großvater Feldprediger in dem Befreiungskriege war und daß mein Bruder auf dem Zuge nach Paris bei Metz gefallen sei.

Er fragte nach meinem Begehr, allerdings etwas kurz angebunden.

Ich trug dem König in bündigster Kürze — denn ich wußte, wie er jede Ausführlichkeit haßt — den gegebenen Fall vor. Ich fühlte mich bedrängt von der nothwendigen Eile, aber ich glaube das Wesentliche bezeichnet zu haben, und ich wußte, was ich that, als ich zuletzt sagte: „Ich beschwöre Eure Majestät, die Todesstrafe abzuschaffen."

„Sie sagen, daß Ihr Großvater," rief der König mit scharfer Stimme, „Geistlicher gewesen. Hat er Sie nie in der Bibel lesen lassen? Wissen Sie nicht, daß die Todesstrafe ein Gebot Gottes ist?"

„Allerdings, aber eben mein Vater hat mich gelehrt, zu unterscheiden zwischen dem, was in der Bibel nur für gegebene Zeiten gesetzt war, und was in ihr ewig Geltung hat. Wir verbrennen auch keine sogenannten Hexen mehr nach dem Gebote der Bibel. Uebrigens hat die Bibel selbst verschiedene Stimmungsweisen."

Ich hatte mich, da ich den Charakter des Königs kannte, gerade auf diesen Punkt gut vorbereitet. Der König setzte sich und sah gedankenvoll vor sich nieder, als ich ihm die erste Stelle, 1. Buch Moses, Kap. 9, V. 6, erwähnte: „Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll auch durch Menschen vergossen werden; dagegen aber die durchgedrungene Humanität der prophetischen Zeit Ezechiel, Kap. 33, V. 11: So wahr ich lebe, spricht der Herr, ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß sich der Gottlose bekehre von

seinem Wesen und lebe. Der Schlußstein aber ist, wo es Matthäi Kap. 5, V. 21 heißt: Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: du sollst nicht tödten; wer aber tödtet, der soll des Gerichtes schuldig sein. Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichtes, wer aber zu seinem Bruder sagt: Racha, der ist des Rathes schuldig; wer aber sagt: du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig.

„Majestät, hier ist das, was nicht Aufhebung, sondern Erfüllung des Gesetzes ist. Jesus sollte in der Geschichte der Letzte sein, der durch ein Gericht von Menschenhand gerichtet wurde, dies wäre auch ein Erlösertod im Rechtssinne. Viele aber, denen man solches sagt, sprechen: Du Narr, und sind des höllischen Feuers schuldig."

Ich hatte mich heiß gesprochen, der König war aufgestanden, sah mich starr an, trat endlich auf mich zu, nickte und sagte:

„Sie sprechen gut."

Ja, Leonhard, bist du je von einem König gelobt worden? Nein? Ich bekenne meine Schwäche; bedenke aber auch, in welcher monarchischen Andacht ich erzogen war. Ich fühlte mich in diesem Augenblick unsäglich beglückt in mir und in der Zuversicht einer großen Wirkung.

„Haben viel theologische Kenntnisse," sagte der König nach einer Pause.

„Ich spreche als Jurist und ich möchte jede theologische Erörterung ablehnen und jede Einsprache des Geistlichen" . . .

„Sie meinen also?"

Mir preßte sich alles Blut im Herzen zusammen; jetzt war mir eine That auf die Lippen gelegt, wie sie herrlicher kein Dasein verschönen kann.

„Ja, Majestät, ich glaube, daß Sie unbedingt und unbedenklich die Todesstrafe abschaffen müßten, und ich wünsche Ihnen von ganzer Seele die Ehre vor Gott und den Menschen, daß Sie der Erste seien, der aus eigener Machtvollkommenheit die Todesstrafe tilgt."

Der König wehrte mit der Hand ab, dann sagte er streng:

„Und das war Alles, was Sie mir vorzutragen hatten?"

„Noch ein Anderes, Majestät. Halten sich Majestät nicht für

befugt, die Todesstrafe abzuschaffen, so möchte ich die Krone von einem Schatten reinigen."

Der König winkte, ich betrachtete das als Zeichen der Ermunterung und fuhr fort:

„Es ist das höchste und edelste Recht der Krone, einen Verbrecher zu begnadigen. Es ist aber ein alter Kanzleistil, wenn es in den königlichen Bestätigungen eines Bluturtheils heißt: ‚Se. Majestät wollen der Gerechtigkeit den Lauf lassen.' Diese Bestätigung ist im Gegentheil eine Hinderung im geraden Lauf der Gerechtigkeit oder wenigstens eine schreckvolle, lange Pause. Ich habe mich hineingedacht in das Leben Eurer Majestät: Mein König schläft — ich wünsche ihm den Schlaf der Gerechten im Leben, eine Stärkung, daß er aufs Neue sein schweres, die höchste Menschenkraft erheischendes Amt vollführe. Wie nun? Es wandelt ein Gespenst um im Schlosse. Der König schläft, und in seinem Kabinet liegt ein offenes Blatt, die Mondstrahlen flimmern darauf, und dies offene Blatt wartet auf die schwarzen Schriftzeichen von der Hand des Königs, daß damit ein Leben getilgt werde. Mein König soll ruhig schlafen und kein Gespenst soll mehr umwandeln im Schlosse. Machen Sie das Wort: „Der Gerechtigkeit sei ihr Lauf gegeben", zur Wahrheit. Majestät! Ein Verbrecher ist zum Tode verurtheilt, mein König ist verurtheilt, das zu bestätigen, und ich, der Richter, bin verurtheilt, das zu vollziehen, wir alle sind verurtheilt. Und warum diese Opfer? Noch jeder Mörder ist mit Standhaftigkeit gestorben. Mir war's eine Grausamkeit ohne Gleichen, ein Mörder schlief die Nacht vor seinem Tode; er wurde eine Stunde vor der Hinrichtung geweckt, damit er diese Stunde mit dem Geistlichen bete. Was ist das für eine Religion, die solch eine Qual anthut unter dem Schein — ich will annehmen unter dem Glauben der Beseligung? Man hätte es grausam gefunden, ihn im Schlafe zu enthaupten. Ist es nicht millionenhaft grausamer, ihn zum Tode zu wecken? Bis in die Wirrniß des Wahns ballen sich hier die Gedanken zusammen. Tilgen Sie diese Wirrniß und seien Sie glücklich, daß es Ihnen gegeben ist, sie zu tilgen. Wir wissen, daß wir sterben werden, aber wir wissen nicht, wann; wüßten wir Tag und Stunde, die bis dahin gelebte Zeit wird nicht gelebt, sondern in Angst getödtet . . .

Mein allergnädigster Herr! Ich bin in Liebe zu meinem Vaterlande und seinem Herrscherhause erzogen, und auf der Krone ruht ein Schatten, der mir um der Reinheit des Herrscherthums willen wehe thut. Es wird kein Todesurtheil vollzogen ohne königliche Bestätigung . . .

„Ich glaube," unterbrach mich der König, „daß es mir allein zusteht, die königlichen Rechte und Pflichten abzuwägen!"

Er winkte mir unwillig mit der Hand und wendete sich ab. Ich war entlassen.

Das war das erste und einzige Mal, daß ich vor meinem König stand. Und nun hat sein Nachfolger die Schwurgerichte einsetzen müssen und die königliche Bestätigung des Todesurtheils ist dennoch aufrecht erhalten worden.

Du, der du in freier Lebensströmung erwachsen bist, kannst dir kaum vorstellen, welchen Kampf um einen verlorenen Glauben ich zu bestehen hatte; ich lernte nur schwer, aber ich lernte einsehen, daß die Fortbildung des Rechtes und die Feststellung des humanen Gedankens als Gesetz keinem Einzelnen noch so hoch Gestellten mehr beschieden ist, dies muß die Arbeit des ganzen seiner selbst bewußten Volkes sein.

Ich habe meine Entlassung aus dem Richterstande genommen und bin zur Verwaltung übergegangen. Es ist mir schwer geworden, und noch heute sehe ich mein Leben als ein in seinem Grundwesen verfehltes an; vielleicht ist das aber nur jetzt, da mir der Verlust des Augenlichtes alle Thätigkeit genommen.

Dies habe ich dir, der du mein Sohn geworden, erzählt, nicht damit du mir nachfolgest; du lebst in einer bessern Zeit, in der sich die Erkenntniß rasch zum Gesetze ausbildet, und bis das geschehen, ist es Pflicht, dem Gesetze zu dienen.

* * *

Das ist die Erzählung des Onkels Adam.

III.



Nun sollte ich in solcher Stimmung Richter beim Schwurgerichte sein und vielleicht ein Todesurtheil fällen. Ich trug nun noch ein zweites Schicksal in meiner Seele. Hatte Onkel Adam Recht gethan, sich aus seinem Berufe drängen zu lassen, ohne Etwas dafür zu erwirken? Werde ich auch am Ende meiner Tage solch einen ungeheilten Lebensschmerz zu berichten haben? Die Appellation an den König hat sich fruchtlos erwiesen, gibt es keine andere?

In stiller Nacht las ich die Akten der Voruntersuchung. Wenn nicht die Aerzte auf Unzurechnungsfähigkeit erkannten, so war hier das „Schuldig“ der Geschworenen und das Todesurtheil des Gerichtshofes unvermeidlich.

Ich las die Akten, aber mit dämonischer Gewalt zwang es mich immer, die Bücher aus meiner Bibliothek zu holen, die sich gegen die Todesstrafe aussprechen, vor Allem das Grundwerk von Beccaria, und ich habe von meinem Vater die schön gebundenen Verhandlungen des deutschen Parlaments von 1848. Sein Auge ruhte noch auf diesen Zeilen. Wenn er am Mittag die einzelnen Blätter las, starrte er nach Beendigung des Lesens immer drein ins Weite und konnte kein anderes Buch vornehmen.

Ich las die Verhandlungen über die Todesstrafe, und ich kann nicht sagen, wie mich's anfaßte bei den lebendigen Worten derer, von

denen Viele schon im Grabe ruhen; sie haben den Schmerz getäuschter Hoffnung nie verwunden und nicht lange überlebt.

Das Erste, was die gesetzgebende Versammlung der Republik in Paris beschloß und was die deutsche Nationalversammlung in eingehender Berathung feststellte, war: Die Todesstrafe ist abgeschafft. Das ist die Hoheit des Volkes, das mit reinen Händen das Werk der Freiheit auferbauen will. Das Erste, was die Reaction wieder brachte, war die neue Einsetzung der Todesstrafe. Und wenn wir, die Freisinnigen, morgen wieder die Macht in Händen haben, wir werden über unsere Feinde kein Standrecht üben, sondern sie nur machtlos zu machen suchen. Wie ich hier in einer großen Wendung meines kleinen persönlichen Lebens die Worte der Volkserwählten neu erfaßte, die trotz alledem nicht vergebens gesprochen sind, so bin ich der Zuversicht, daß bei einer großen Wendung des Nationallebens das deutsche Volk jene Verhandlungen in seinen Berufenen neu aufnehmen und die dort aufgestellten Grundrechte als Grundstein beim Aufbau unseres Volkslebens, unseres eigenen Volkslebens, einfügen wird . . .

Oft dachte ich mich zu dem Gefangenen hin, der jetzt schläft oder auch wacht, und hier sitzt ein Mensch fern von ihm und hat die Blätter seines Schicksals in der Hand. Ich kann frei umherwandeln, aber ich bin doch auch gefangen.

Ich hatte früher nie geahnt, wie geschäftig die vorauseilende Phantasie sein kann. —

Oeffentlichkeit der Hinrichtung wäre das allein Folgerichtige, und der Henker müßte zur Abschreckung das bluttriefende Haupt allem Volke zum Schrecken zeigen, und das Haupt müßte auf einem Spieße ausgestellt bleiben. Jetzt aber! Ich sah schon an allen Anschlagsäulen der Stadt ein rothes Blatt angeheftet, ja roth, und darauf steht mit schwarzer Schrift: „Heute wurde N. N. im Gefängnißhof hingerichtet.“ Die Vorbeigehenden betrachten eine Weile das Blatt und gehen weiter, Jeder seiner Arbeit, seiner Lust, seiner Habsucht, seinem Ehrgeiz nach; es kehrt Keiner um, auch wenn er auf bösem Wege wandelt, und doch ist ein menschliches Wesen, ihnen gleich, hingeopfert, und durch die Luft, welche die Lebendigen athmen, zieht sich ein Hauch seines letzten Athems.

Bis zum Wahnsinn steigerte sich meine Einbildungskraft, aber ich gewann wieder Kraft, den strengen Folgerungen der Staatslehren nachzugehen.

Die Schwurgerichtssitzung wurde nochmals um eine Woche verschoben. Es waren Zeugen aus der Ferne zu bestellen. Das war eine Galgenfrist für den Angeklagten und — für mich. Ich füge hier das Bruchstück einer Aufzeichnung an, die ich damals begonnen, aber nicht vollendete:

„Der Krieg ist eine Leidenschaft, die höchste, die gewaltigste, die zusammengepreßte Leidenschaft ganzer Völker. Wo der Weg einsichtiger Verständigung zu Ende, da werfen sich die Völker auf einander, und das eine sucht das andere zu erwürgen, wenigstens niederzuwerfen, um es zu dem zu zwingen, was es nicht gutwillig einsehen wollte.

Leidenschaft ist der Krieg, so klug berechnet auch seine Ausführung sei; Trug und Hinterlist, Auflauern und Ueberrumpeln erscheinen als angemessene Hilfsmittel. Auch das Thier ist voll Trug, wenn es den Feind beschleicht. Ins Thierische zurück sind die Menschen verfallen im Kriege, sie betrachten Alles als gestattet, wenn sie die Macht dazu haben.

Die Gerechtigkeit aber ist der Gegensatz der bloßen natürlichen Leidenschaft. Sie ist der tiefste Grund und die höchste Spitze menschlichen Seins.

Wenn der vom Mordschlag getroffene Mensch noch mit letzter Kraft seinen Mörder tödtet, es setzt sich Leidenschaft gegen Leidenschaft. Wenn sich bei den alten Völkern die Blutrache zur Sitte bildete, so daß die am Leben gebliebenen Blutsverwandten eines Ermordeten den Mörder fahnden und in den Tod stürzen durften, so war das noch immer Leidenschaft, die nur die Form des Gesetzes annahm, und schon ist hier eine Grenze gegeben, daß das Gesetz Freistätten bezeichnete, wo kein Mörder gefahndet und von der Hand der Leidenschaft gebüßt werden konnte. Im Tempel, vor den Altären war der Missethäter frei und stand unter dem Schutze eines höheren Gesetzes. In unklarer Ahnung bricht hier der Gedanke durch, daß die Religion in ihrer rechten Bedeutung selbst den Mörder sichern muß.

Die Völker und Zeiten, die noch ganz im Bannkreis der Leidenschaft standen und die Milderung der Vernunft nicht kannten, sie konnten nicht anders, als Leidenschaft und Gesetz verwechseln, und ihr Spruch hieß: Blut um Blut, Leben um Leben.

Noch weiter aber ging die Verkehrtheit der Gedanken: für Lehren, für Glaubensansichten wurde der Tod verhängt. Sokrates mußte den Giftbecher trinken, Jesus wurde ans Kreuz geschlagen, Johannes Huß wurde verbrannt, ein Berg von Leichen thürmt sich auf in der Geschichte des Glaubens. Tausende von Ketzern und Juden wurden dem Schwert und dem Feuer überliefert. Die eigene Verkehrtheit erfand sich Phantome und marterte und verbrannte Hexen und sang dazu Loblieder dem höchsten Geiste. Nie hat die Barbarei der Wilden Grausenhafteres vollbracht, als der sogenannte Glaube. Und erschreckend ist der Erfindungsreichthum des Menschengeistes im Quälen. Man spannte vier Pferde an die vier Gliedmaßen eines Menschen und riß ihn auseinander, man trieb einen spitzen Pfeil durch die Brust, man riß mit glühenden Zangen, man flocht den Leichnam auf das Rad, man ertränkte den Verurtheilten in einem Sacke und schloß noch Thiere mit ihm ein in den Sack, damit er im Grauen der eigenen Angst noch die eines mitsterbenden Geschöpfes zu gleicher Zeit empfände.

Rührend stellt sich vor meine Erinnerung das Bild des edlen Dichters und Geistlichen Friedrich Spee, der vor zwei Jahrhunderten im noch jugendlichen Alter in einer einzigen Nacht ergraute, weil er eine Hexe zum Feuertode begleiten mußte. Warum that er's? Warum thaten es Tausende gleich ihm? Warum hatte er, warum hatten tausend Andere nicht den Muth, zu rufen: Wir wollen nicht mitwirken, weil ihr kein Recht habt, Solches zu thun, wir haben keine Pflicht, euch zu willfahren? Sie waren befangen in einem großen Irrsal der Zeit, und gewiß gab es damals auch Tausende, die da sagten: Es bleibt kein anderes Mittel, sich der Störer der öffentlichen Ordnung zu entledigen, als der Feuertod. Und das Volk? Das Volk verlangt diesen Tod. Und dieselben Menschen verfluchten oder bejammerten im gelindesten Falle alle Jene, die einst gerufen hatten: Kreuziget ihn!

Friedrich Spee hat als einzelner Mann die Barbarei der Hexenverbrennung gebrochen.

Und jetzt? Wo sind wir? Es waltet ein Verführer im Geiste der Menschheit, der sie mit allerlei Scheingründen eine überkommene Barbarei aufrecht erhalten läßt, und der Verführer sagt: Das ist Kraft, das ist die einfach strenge Linie, alles Andere ist Weichheit, Umbiegung! Und in Lehrsälen spricht ein Lehrer den Jünglingen, die das Recht suchen, von der Todesstrafe und erzählt mit gelehrtem Behagen ihre geschichtliche Entwickelung und weiß die Gegenwart zu rühmen, die keine verschärfte Todesart mehr kennt, kein Rädern von unten auf, kein Viertheilen, kein Schleifen in der Kuhhaut. O wie herrlich weit haben wir's gebracht! Und ein Geistlicher thut sich noch groß damit, daß der Gerichtete, als er bereits den Strick um den Hals hatte, ihm ein Geständniß der That abgelegt habe, und die Millionen, die das beim Morgenkaffee in den Zeitungen lesen, fühlen sich beruhigt in dem schönen Bewußtsein, daß gerecht gerichtet worden sei, und der Geistliche besteigt den Sonntag darauf die Kanzel und wagt es, von Liebe zu predigen. Und der Richter kommt aus der Sitzung nach Hause, wo er ein Todesurtheil gefällt, und begrüßt Weib und Kind, die mit der Richterbesoldung ernährt werden . . ."

In solche Betrachtungen hatte ich mich verloren, als die Zeit meiner Amtsthätigkeit immer näher rückte. Am Abend vor der Schwurgerichtssitzung ging ich nach dem Gefängniß und ließ mir den Kerker öffnen. Ich fand den Gefangenen auf seinem Bette sitzen. Er starrte mich an. Der Gefangenwärter befahl ihm, aufzustehen; er erwiderte trotzig, das habe er nicht nöthig, und lachte höhnisch dabei.

„Der Herr hat geraucht," rief er plötzlich, mit der Nase schnüffelnd, er hatte eine rauhe Stimme, „die Herren Richter dürfen rauchen."

„Wenn du verurtheilt bist, ist die drei letzten Tage dir Alles gestattet, dann kannst du auch rauchen."

„So? dann will ich mit der Cigarre im Munde sterben."

Mir schauderte, aber wer kann sagen, wie eine Seele werden

muß, die, eine ruchlose That hinter sich, allein und einsam herumwühlt und sich zu Bitterkeiten aufstachelt.

Ich fragte ihn, ob er nicht lieber frei bekennen wolle, dann sei noch Gnade möglich; er höhnte mich, weil ich ihn zum Geständniß verführen wolle. Er sei betrunken gewesen und wisse auch sonst oft nicht, was er thue. Ich fragte ihn, ob er nicht lebenslänglichen Kerker dem Tode vorziehe?

„Nein," schrie er, „tausendmal nein, mein Blut kommt über Euch, Ihr tödtet mich unschuldig."

Ich sprach eindringlich mit ihm und fragte ihn zuletzt, ob er an ein ewiges Leben glaube.

„Der Pfarrer sagt, er wisse das," erwiderte er und ließ sich zu keiner weitern Antwort herbei.

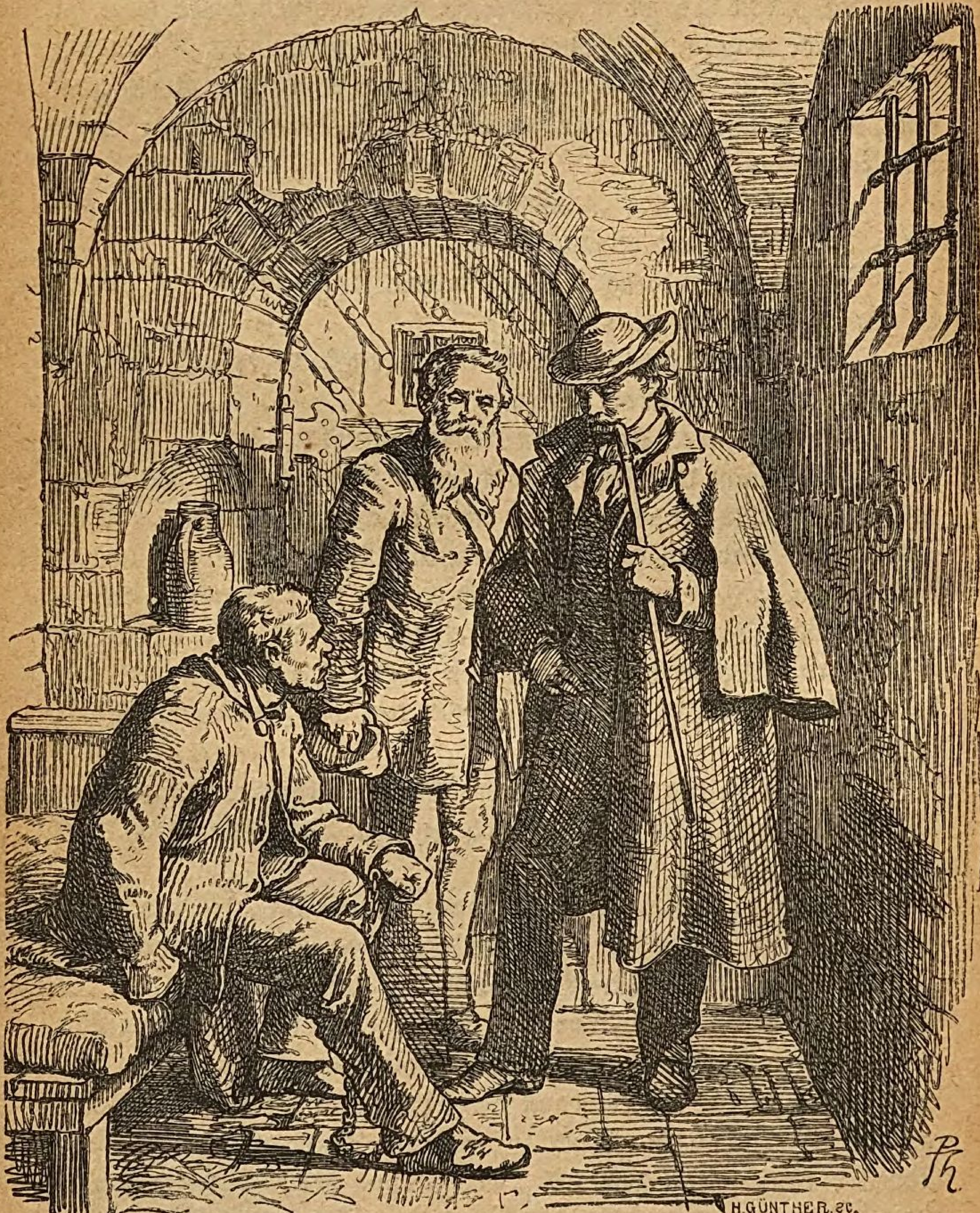
Ich verließ den Kerker mit tiefem Schauder.

Ist es nicht doch besser, solch einen Menschen aus dem Leben zu tilgen? Muß das nicht die menschliche Gesellschaft zu ihrer Sicherheit? Gibt es gegen die gemeine Ruchlosigkeit eine andere Gegenwehr, als sie zu vertilgen? Hier tritt die Gegenwehr ein — du oder ich. Nein, der Zorn ist gerecht, aber die Gerechtigkeit ist nicht Zorn. Wir haben Mittel, den Missethäter zu bannen, wir haben aber kein Recht, ein organisches Leben, das dem unsern gleich, zu zerstören.

Ich kam in den Hof. Mehrere Gesellen brachten eine seltsame Maschine herbei. Der Gefängnißwärter sagte mir, das sei das neu hergerichtete Fallbeil.

Ich sah die Gesellen heiter das Instrument abliefern. Wie viel Menschenseelen müssen verwüstet oder gedankenlos gemacht werden, um eine greuelvolle Einrichtung zu bewahren! Es war vor Jahren ein erfreuliches Ereigniß, als sich in vielen Ländern Niemand mehr fand, der eine Hinrichtung vollziehen wollte. Wenn Niemand mehr sich zu der Barbarei hergäbe, dann wäre sie von selbst aus der Welt geschafft. Auch in unserem Lande war es so. Die Abdecker kauften sich von der Verpflichtung los, denn sie fanden einen Mann, der mit einem gewissen stolzen Behagen im Lande umherreiste und das Henkergeschäft mit wahrer Kunstfertigkeit ausführte.

Während ich noch so in Gedanken verloren die Gesellen und das Fallbeil anstarrte, kam ein wohlbeleibter Mann, er hatte einen



gespreizten Gang, aus dem untern Geschoß. Der Gefängnißwärter nannte mich als Richter, der Mann sagte keck: „Dann habe ich die

Ehre, mich Ihnen als College vorzustellen, ich bin auch Richter, aber Scharfrichter."

Er wollte mir das sinnreiche Instrument erklären, aber ich wehrte ab.

So hatte ich den Mann vor Augen, den wir verabscheuen, und der doch nur vollzieht, was wir beschließen.

Plötzlich wendete er sich mit höflicher Bewegung und fast gutmüthigem Tone zu mir und sagte, mein Name erinnere ihn an eine frühere Zeit, ob ich vielleicht der Neffe des frühern Landrichters in ** sei, der einmal als Kind zum Besuch dort war. Ich bejahte, und nun stellte sich heraus, daß der kunstfertige Scharfrichter Niemand anders war als der freundliche Landjäger von damals, der Neffe meines Christian.

Er reichte mir die Hand und ich konnte ihm die meine nicht entziehen. Er erzählte mir, daß er die Tochter des Wasenmeisters geheirathet und damit das einträgliche Gewerbe erhalten habe.

Ich ging, der Scharfrichter begleitete mich; unter dem äußern Thor des Criminalgefängnisses trennte ich mich schnell von ihm und rannte eilig davon. Warum scheute ich mich, mit dem Manne einherzugehen? Habe ich ein Recht dazu? Ist die Thatsache, daß man den Scharfrichter verabscheut, nicht ein volles Zeugniß, daß sich das Innerste des menschlichen Gefühls gegen die Todesstrafe empört?

Ich wanderte durch die Straßen, es war Nacht und kalt, aber plötzlich tauchte in meiner Seele ein Sommertag im Garten meines väterlichen Hauses auf. Zum Erstenmal hörte ich nach so langer Zeit meines Vaters milde Stimme, ja auch die Stimme mit ihrem lebendigen Klange, der so leicht ganz aus der Erinnerung schwindet. Das Bild des Todten hatte ich so oft vor mir, nun aber hörte ich auch seine Stimme, ich hörte, wie er sagte: „Wenn ich verpflichtet würde, einen zum Tode Verurtheilten auf seinem letzten Gange zu begleiten, ich würde lieber mein Amt niederlegen und mein Brod als Taglöhner verdienen."

Ich war ein Richter. Ich urtheile nach dem Gesetz, aber ich bin nicht das Gesetz, so tröstete ich mich. Aber in mir fragte es: kann nicht auch der Henker sagen: Ich bin nicht das Urtheil? — Ich kam aus der Verwirrung nicht heraus und tröstete mich mit dem

Vorhalte, daß ich nicht verpflichtet bin, besser und anders zu sein als Andere.

Man spricht immer vom Gesetz. Wohl, das Gesetz über Alles, aber ihr habt die Vollziehung der Strafe der lebendigen Menschenhand abgenommen und einer Maschine übergeben; es wäre vielleicht eine würdige Preisaufgabe, wie man das Schöpfen des Urtheils auch dem Menschenmunde abnehmen und einer Maschine übergeben könnte . . .

Es ist die höchste moralische Arbeitstheilung, daß der eine Theil der Richter, die Geschworenen, nach einfacher gesunder Vernunft und nach klarem Gewissen den Thatbestand feststellt, an welchem nicht mehr zu rütteln ist, und für diesen Thatbestand hat dann der erkennende Richter das Strafmaß auszumessen, weiter nichts; ob geschehen oder nicht, darf er nicht mehr fragen, das Gesetz spricht.

So saß ich nun andern Tages auf der Richterbank als jüngster Richter neben dem Staatsanwalt.

Ich erzähle nichts von den Verhandlungen.

Der Mörder nickte mir beim Eintritt zu wie einem alten Bekannten. Unwillkürlich sah ich oft nach dem schönen Gemälde, das in unserem Sitzungssaale hängt, es stellt den Tod Abels dar; der ermordete jüngere Bruder, eine Gestalt voll Milde und Anmuth, liegt, das eine Knie über den Hirtenstab gebogen, todt am Boden. Gott selbst spricht aus den Wolken das Urtheil, aber nicht den Tod, der wilde Kain muß in die Wüste entfliehen, wir sehen sein grausenhaftes Antlitz nur halb rückwärts gewendet.

Die Verhandlungen dauerten zwei Tage, und am zweiten kam ich gar nicht nach Hause.

Während einer kurzen Unterbrechung speisten wir in einer nahen Gastwirthschaft. Die Geschworenen saßen an einem besonderen Tische. Der Parkwirth, welchem es nicht gelungen war, sich freizumachen, kam zu mir und wollte behaglich plaudern; ich bat ihn, das jetzt zu unterlassen, da es nicht schicklich ist, daß wir vor Schluß der Verhandlungen mit den Geschworenen sprechen. Er zog sich an seinen Tisch zurück, und ich hörte einen Mann — ich kannte ihn, er war Agent bei einer Lebensversicherungsgesellschaft — laut

sagen: „Und ich bleibe dabei, es ist nicht blos Leichtfertigkeit, wenn die Franzosen immer nur Schuldig mit mildernden Umständen aussprechen, auch wo der Fall ganz unzweideutig ist. So lange die Todesstrafe besteht, sollte man nur solchen Wahrspruch schöpfen. Wir haben diesen Zusatz nicht, und so muß ich, wo ich unmöglich auf Nichtschuldig erkennen kann, ein Schuldig aussprechen."

Die Sitzung wurde wieder eröffnet. Der Staatsanwalt wiederholte die Anklage, der Vertheidiger sprach eindringlich; während seiner Rede wurden die Gaslampen angezündet; der Angeklagte starrte immer in das Licht. Der Präsident faßte die ganze Verhandlung klar zusammen und schloß mit der einfachen Fragestellung.

Die Geschworenen zogen sich zurück; sie traten nach wenigen Minuten wieder in den Saal und der Obmann verkündete, die Hand auf das Herz gelegt, mit fester Stimme das „Schuldig".

„Pfui Teufel!" schrie der Angeklagte.

Wir zogen uns in den Sitzungssaal zurück, und hier — ich kann nicht sagen, wie mir's geschah — es preßte mir das Herz zusammen und wie ein Wirbel faßte mich Alles, was ich diesen Tag in der Seele erwogen — jetzt stand ich vor dem Augenblick, wo ich etwas vollziehen sollte, was ich nie mehr aus der Seele tilgen kann. Was sollte ich thun?

Während der Präsident das Gesetzbuch da, wo er schon vorher ein Buchzeichen eingelegt hatte, aufschlug, ergriff ich einen Bogen, der auf dem Tische lag, und schrieb darauf mit kurzen Worten meine Anzeige an den Justizminister, daß ich aus dem Richteramte austrete.

Ich übergab das Blatt dem Gerichtsboten, stand auf und verließ das Sitzungszimmer.

Der Präsident rief mir nach:

„Sie machen ein Erkenntniß unmöglich!"

„Das will ich!" entgegnete ich, und die Thüre schloß sich hinter mir.

Ich war nun auf ewig ausgeschieden aus dem Richteramte und war im Augenblick darauf gefaßt, daß mich für die Art meines Austritts eine Strafe treffe.

In einen Mantel gehüllt, Niemand konnte mich erkennen,

ging ich auf den Zuhörerraum. Der Präsident trat mit den Collegen ein.



„Es fehlt ein Richter“ — murmelte es unter den Zuhörern. Ich sah dort meinen Stuhl, auf dem ich gesessen — er ist leer und ich werde nie mehr auf ihn zurückkehren.

Der Präsident verkündete mit bebender Stimme, daß die Verhandlungen noch einmal von vorn aufgenommen werden müßten, da sich ein Richter in unbegreiflicher Pflichtvergessenheit aus der Sitzung entfernt habe.

„Der Herr Richter ist hier!" rief jetzt eine Stimme, ich kann nicht sagen, kam sie aus dem Saale oder von der Zuhörertribüne. Alle Finger deuteten, alle Blicke richteten sich nach mir; die Nächststehenden wichen von mir, ich stand plötzlich frei.

„Ich fälle kein Todesurtheil!" rief ich in die Versammlung hinab und — was darauf erfolgte, weiß ich nicht mehr. Ich eilte wie von Dämonen gejagt die Treppe hinab und stand auf der Straße.

Ich war wie zerschmettert und fühlte mich doch wieder erhoben. Ich habe ein Beispiel gegeben, das nicht in den Akten vergraben werden, sondern über dies Haus, über diese Stadt hinausdringen wird. Es ist hart, daß grade ich dies Beispiel geben mußte, aber Niemand ist zu gering, der Wahrheit die Ehre zu geben; wenn Jeder von sich abwendet, was er als das Rechte erkannt, wer soll es denn vollziehen? —

Ich habe immer viel Glück in meinem Leben gehabt, das Unglück hab' ich fast vergessen, aber kein Glücksgefühl kommt dem gleich, das ich damals empfunden. Tief durchglühte es mich, wie im höchsten Momente den Blutzeugen zu Muthe sein muß, die ihr Leben für die Wahrheit hingeben.

Ich hörte die Menschen aus dem Gerichtsgebäude kommen, sie standen in Gruppen still, die Einen lobten, die Anderen tadelten mich.

Ich fuhr nach meiner Wohnung, es war spät, meine Mutter war nicht zu Hause, und das Dienstmädchen sagte mir, daß sie bei dem Herrn Onkel sei, man habe auch schon dreimal nach mir geschickt. Ich eilte dahin. Ich kam in die Stube. Die ganze Familie umstand einen Lehnstuhl, in welchem ein Sterbender saß.

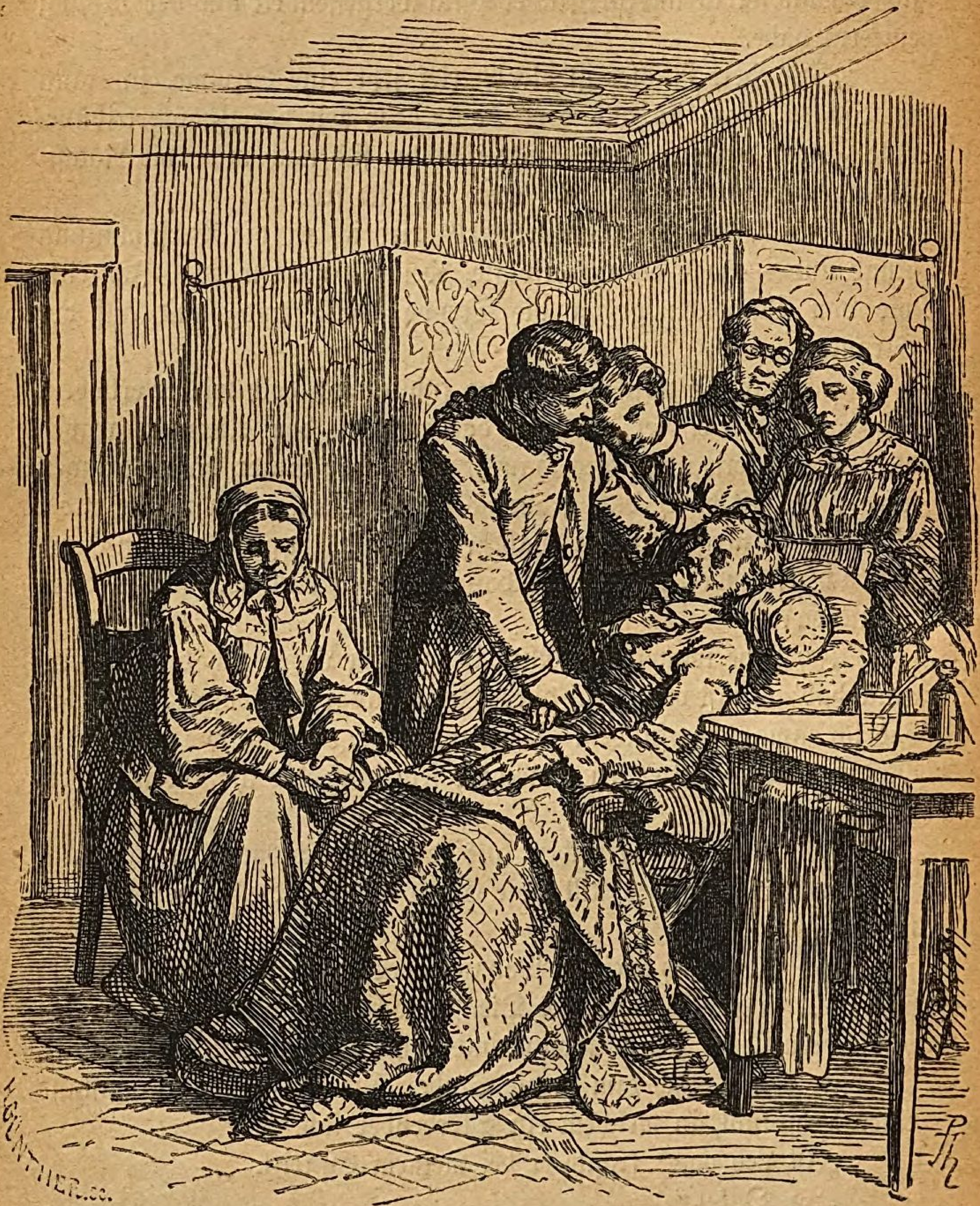
„Ist Leo da?" fragte er bei meinem Eintritt.

„Ja, Onkel."

„Wie ist dir's ergangen?"

Ich erzählte schnell, was ich gethan.

Er tastete nach meiner Hand und sagte:
„Sie ist rein, lege sie auf meine Stirn. Seid voll Zuver=



sicht, meine Kinder, es wird euch noch gut gehen. Gute Nacht, gute Nacht.“ —

Er neigte den Kopf zur Seite und schloß die Augen. Wir standen athemlos, da wendete er plötzlich das Angesicht und schaute mit großen leuchtenden Augen auf. Von der Straße herauf tönte vielstimmiger Chorgesang von Männerstimmen. —

Mir zitterte das Herz. Das ist die große Stadt: während hier ein Menschenleben verhaucht, begrüßen sie einen Nachbar zu einer glücklichen Lebenswendung. Ich wollte hinab und um Schonung bitten für die letzten Augenblicke eines Sterbenden. Da verstummte der Gesang und eine laute Stimme rief:

„Der Herr Oberrichter, der Bekämpfer der Todesstrafe, lebe hoch!"

Hoch und Hoch! stürmte es. Der Oheim suchte sich aufzurichten, sank aber wieder zurück und schaute lächelnd drein. Ueber sein Antlitz zitterte ein wundersamer Glanz. Ob er in diesem Augenblick den Zuruf und den Gesang als ihm geltend betrachtete, wer kann es wissen? Der Ausdruck seiner Mienen ließ es vermuthen. Und während drunten auf der Straße ein neuer Gesang ertönte, fühlte ich die Hand des Oheims erkalten. Wer je eine im Tode erstarrende Hand gehalten, vergißt das nie mehr, und da sollen Menschen es wagen, vom Gesetze verurtheilt, mit ruhigem Bedacht einen Nebenmenschen vom Leben zum Tode zu bringen? . . .

Auf der Straße aber sangen sie:

Aus Myriaden Grabessteinen
Baut die Zeit die Ewigkeit,
Laß das Härmen, laß das Weinen,
Und zum Baustein sei bereit.

So verwittre denn im Thaue,
Stein, zu Häupten mir gestellt,
Bin ein Sandkorn in dem Baue
An der ew'gen Gotteswelt.

IV.

Also du meinst, ich dürfe mit dem oben Berichteten nicht abschließen, ich müsse vielmehr weiter erzählen; denn die Menschen hätten ein Recht zu erfahren, wie es mir und meiner Sache weiter ergangen.

Ich gestehe, daß ich nur ungern deinem Wunsche nachkomme. Ich füge mich indeß, und wenn ich es recht überlege, mag es gut sein, denn ich habe noch Manches zu sagen.

Ich knüpfe also an den Tod des Oheims wieder an. Unter seinem Haupte im Grabe liegt die blutbefleckte Uniform. Ich war aus dem Staatsdienste entlassen und zwar ohne Disciplinarstrafe; man fand in meinem Verfahren einen Entschuldigungsgrund, da ich durch die Todeskrankheit meines Oheims und Schwiegervaters in ungewöhnlicher Erregung gewesen sei.

Mir war indeß beschieden, den ganzen Zwiespalt zu erkennen, in den heutigen Tages ein Mensch zu versinken droht, wenn er sein Leben für einen Gedanken einsetzt.

Als ich in jener Stunde vor dem Gerichtsgebäude stand, meiner Aemter entkleidet, fühlte ich die Flammen der Begeisterung, die Jeden, der seine Kraft für einen reinen Gedanken hinopfert, durchglühen. Nun aber in der nüchternen Wirklichkeit und in der auf mich einstürmenden Widersacherei der Welt fühlte ich mich frösteln. Ich will der Reihe nach erzählen, wie mir's erging. Zunächst mit mir selbst, dann mit meinen Angehörigen, und endlich mit der Welt, das heißt, mit der kleinen Umgebung, die uns als die Welt erscheint. An jedem Morgen mußte ich mich beim Erwachen besinnen, wer ich denn eigentlich sei, was mit mir geschehen war. Und wie ich nun

gar die nächsten Tage verlebte, ich weiß es nicht mehr. Es gibt Zeiten, wo sich alles Leben und alle Thätigkeit unbewußt in uns fortsetzt, und was man sonst Wille nennt, tritt ganz zurück. Auch meine That war nicht mit ruhigem Willen vollzogen; es scheint aber, daß jedes Einsetzen der ganzen Lebenskraft sich endlich in Einem Punkte gipfelt, wo der Beschluß nichts mehr von freier Entschließung hat, und so geschehen gute, leider aber auch böse Thaten.

Zuerst von mir. Ich war grimmig auf mich, denn ich erschien mir nicht als befähigt und berufen, für eine solche Sache wirkungsvoll einzutreten. Es gibt kein peinlicheres Gefühl als das, etwas Rechtes zur unrechten Zeit und in unrechter Weise gethan zu haben. Der Gedanke, den man zu vertreten glaubt, ist — man kann nicht sagen entweiht, aber verschieft, in Mißgestalt geboren.

So erging mir's, als ich nun wahrnahm, was ich im heißen Guß des Moments gethan; es gab Stunden, wo ich es selbst nicht glauben wollte, daß ich so übereilt und unfertig und Gehässigkeit auf Andere wälzend, gehandelt hatte, und an der Art, wie Niemand ganz und voll meine That anerkennen und als die seinige hinnehmen wollte, fühlte ich mich vereinzelt und ausgeschlossen, aber am meisten einsam und ausgeschlossen in mir; es gab Stunden, wo ich mich selbst haßte, mir nicht vertraute, daß ich je Etwas recht und gerade machen könnte, noch je früher im Leben Etwas derart gethan habe; und all diesen Zwiespalt mußte ich in mir auskämpfen, ich hatte allein, ohne Genossen gehandelt, ich mußte auch allein tragen.

Ich meinte oft, nur der Tod könnte mich von der Qual befreien, das Rechte gewollt und das Unrechte gethan, oder es doch in einer Weise gethan zu haben, daß es als Unrecht erscheinen konnte. Ich kann jenen Zustand meiner Seele kaum mehr recht schildern, wie man einen körperlichen Schmerz in gesunden Tagen nicht mehr aus der Vorstellung heraus voll empfinden kann. Genug, wenn ich sage, daß ich tief unglücklich war. Ich hatte Aergerniß gegeben. Aber muß nicht Jeder, der an den Weltgewohnheiten ändern will, Aergerniß geben?

Eine gewisse Leerheit überkommt uns nach vollbrachter That. Es ist nichts mehr zu thun, es sind nur noch die Folgen der That zu erleiden. Ich empfand es jetzt selbst, daß es eine Lebensstrafe

gibt, die härter erscheinen kann als der scharfe einmalige Schnitt — die Todesstrafe.

Meine Mutter und Anna, denen ich von meinem inneren Kummer nichts mittheilen konnte, standen mir im Ertragen der Noth, der ich nun preisgegeben war, getreulich bei. Meine Mutter nahm das, was geschehen war, wie ein Naturereigniß, wie eine unabwendbare Thatsache hin, und keinen Augenblick sprach sie davon, daß es hätte anders sein können. Das war ihre gediegene Frömmigkeit, die kein Klagen und Jammern kannte. Sie wollte vorerst zur Schwester zurückkehren, bis ich neuen Lebensunterhalt gefunden; als sie aber meine Kümmerniß sah, versprach sie, noch einige Zeit zu bleiben. Anna sagte in ihrer ruhigen Weise: „Wenn du nur noch du selbst bist, was du sonst bist, ist gleichgiltig. Du hast dir ein rechtschaffenes Herz gewahrt und mußt beweisen, daß dir dies allein genügt."

Sie war voll Zuversicht in meine Kraft, und das stärkte mich damals wie immer.

Einen heftigen Gegenkampf hatte ich mit meinen Berufsgenossen zu bestehen. Sie kamen einzeln und in Gruppen zu mir. Die Einen sagten, ich hätte mit Klugheit die Sache von mir ablehnen können, Andere behaupteten geradezu, es sei Eitelkeit von mir, ich hätte Aufsehen erregen und mich als Reformator hinstellen wollen. Alle aber, auch die Wohlwollenden, stimmten darin überein, daß ich den ganzen Richterstand in eine schlimme Lage versetzt habe. Und das konnte ich leider nicht in Abrede stellen.

Der Widerstreit Derer, die die Todesstrafe für nothwendig hielten und ihre Abschaffung als Weichmüthigkeit oder, wie man's nennt, Sentimentalität bezeichneten, berührte mich kaum, denn was läßt sich nicht Alles sentimental schelten, und wie billig ist es, sich mit sogenannten drastischen Mitteln stark und mannhaft darzustellen?

Weit mehr berührte mich's, daß klare und freiempfindende Menschen einen Kampf um diese Sache als ein lächerliches Ritterthum ansahen; tausend wichtigere Dinge standen vor dieser auf der Tagesordnung. Vielleicht ist es aber zu allen Zeiten noch Jedem so ergangen, daß man das, wofür er sein Größtes einsetzte, klein fand.

Wir rühmen und getrösten uns so oft unserer fortgeschrittenen Bildung; nie aber ist ein gerades Ergebniß derselben ins Werk gesetzt worden, ohne daß es heißt: dieses Einzelne ist viel zu klein, beim großen Aufräumen wird auch schon das mit abgemacht. Ein edler Mann, den ich hochhalte, stellte mir die Aufgabe entgegen: es sei weit angemessener, daß unsere Bildung jeden Krieg verachte und unmöglich mache, daß Tausende einander schlachten. Gewiß ist das das Richtige, aber sollen wir einstweilen nichts thun, weil uns nicht Alles gegeben ist? Als ich einem meiner eifrigsten Studiengenossen das Wort Schillers anführte, wendete er es gegen mich: Das hättest du bei Aufgeben deines Berufes bedenken sollen. Man soll einen Baum nicht umhauen, weil er eine faule Frucht getragen. Einige Tage darauf kam der Freund und brachte mir viele Bücher und schlug sie auf. Da waren die Aussprüche der Philosophen Kant und Hegel, die den Vollzug der Todesstrafe als vernunftgemäß erkannten, da war ein Ausspruch Goethe's, daß, wenn man die Todesstrafe abschaffe, man sie bald wieder einführen müsse. Freilich stand ihm ein Wort Lessings gegenüber: Was Blut kostet, ist kein Blut werth. Aber auch abgesehen hiervon hat sich die Prophezeiung Goethe's nicht erwiesen, denn die geschichtlichen Thatsachen ergeben, daß die Anwendung der Todesstrafe ganz aufgehört hat: in Toscana, Portugal, Anhalt, Nassau, Oldenburg, Moldau, Walachei, Bremen, Venezuela, in den Schweizer-Cantonen Freiburg und Neuenburg, in den amerikanischen Freistaaten Wisconsin, Rhode-Island und Michigan. In Portugal hat seit 19, in Michigan, seit 20, in Freiburg und Neuenburg seit 34, und in Toscana seit 35 Jahren keine Hinrichtung stattgefunden.

Aus all den Widersprüchen der besten Geister unter sich und gegenüber dem unberechenbaren Lauf der Geschichte ergab sich mir das Eine: Nur das Leben offenbart seine Gesetze und kein einzelner noch so hochstehender Mensch. Wir sollen frei sein von dem, was man heilige, und von dem, was man profane Autoritäten nennt. Den schwersten Kampf hatte ich indeß mit dem redlichen Sinn einfacher ungelehrter Bürger zu bestehen. Hier erfuhr ich, daß meine That auch eine gemeingefährliche und sinnverwirrende Wirkung haben konnte. Die Geschworenen kamen einzeln zu mir und erklärten,

daß sie, da die Todesstrafe noch bestehe, jeden Mörder für unschuldig erklären würden. Besonders Einer war äußerst hartnäckig mit der Aufstellung, daß es eher erlaubt sei, eine Thatsache als seine Ueberzeugung zu verleugnen. Mit einer Beharrlichkeit, die sich gar nicht abwendig machen lassen wollte, behauptete er immer: „Ich sage lieber, ein Mörder ist unschuldig, als daß ich zu seiner Enthauptung meine Stimme gebe; ich sage lieber: schwarz ist weiß, als daß ich sage: gut ist schlecht oder ungerecht ist gerecht.“ Mir schauderte über die Verwüstung des Geradsinns, die ich bewirkt haben sollte, und ich redete jedem Einzelnen ins Gewissen, daß er verpflichtet sei, ohne Rücksicht auf die Strafe, die das Gesetz verhängt, über den Thatbestand den Wahrspruch zu schöpfen.

Ich verfaßte eine kleine Schrift, in der ich die Geschichte der Todesstrafe darlegte, und knüpfte daran erstlich eine Vertheidigung der Richter, die im Amte bleiben, denn es liegt außerhalb der Richterpflicht, das Gesetz zu ändern, andererseits betonte ich die einfache Pflicht der Geschworenen, und daß es Aufgabe des gesammten Volkes ist, durch seine Erwählten das Gesetz so festzustellen, daß Geschworene und Richter mit freier und unbelasteter Seele ihm dienen können. Ich forderte zuletzt zu Vereinen gegen die Todesstrafe auf und hatte die Genugthuung, daß bei Abgeordnetenwahlen den Candidaten die Frage vorgelegt wurde, ob sie für Abschaffung der Todesstrafe stimmen würden oder nicht.

Unter den Bürgern, die sich mir angeschlossen hatten, war auch der Agent der Lebensversicherung, und bald nach meinem Amtsaustritt sagte er mir, ich würde die Unruhe am besten überwinden, wenn ich nicht arbeitsledig darüber nachdenken müßte. Ich trat in eine bescheidene Stelle in seinem Bureau.

Ich verwand bald allen Zwiespalt und gewann die volle Lebensfreudigkeit wieder.

Und da ich nun doch einmal von mir selbst erzählen mußte, will ich auch noch das Letzte berichten.

Im Frühling, als ich mit Anna spazieren ging und wir davon sprachen, daß wir ruhig warten wollten, bis ich ein höheres Einkommen hätte, kam mir plötzlich ein fröhlicher Entschluß.

„Warum warten? Sieh, Anna, jetzt geht's uns kümmerlich,

darum müssen wir eine Freude haben, und darum wollen wir jetzt heirathen und nicht erst später."

Sie war voll Glückseligkeit über meinen heitern Entschluß und



erzählte mir, daß der Vater ihr ans Herz gelegt, nicht lange um ihn zu trauern; er habe ihr jede Trauerkleidung verboten und befohlen, die Brautzeit nicht zu verkümmern.

Am ersten Juli, am Geburtstage meiner Anna, wurden wir getraut und unsere Hochzeitsreise ging nicht weiter als in den Stadtpark und wir saßen wieder wie damals im öffentlichen Garten und fütterten die Finken.

Jetzt war unsere Mutter bei uns und Anna sagte strahlenden Angesichtes:

„Wir haben doch immer so viel, daß wir Bedürftigen etwas geben können."

Wir hatten eine kleine Wohnung und dürftiges Hausgeräth, im vierten Stock einer einsamen Straße. Aber Alles, was die Welt an Schönheit und Glück und vor Allem an Zufriedenheit hat, wohnte darin. Anna und die Mutter wetteiferten, mit den geringsten Mitteln Alles aufs schönste herzustellen.

Mir war das Leben wieder gegeben, und einfach das Bewußtsein, daß ich lebe, war mein höchstes Glück. Die Freude, daß ich athmen darf, eine stetige Dankbarkeit für jede Speise, jeden Trunk, jeden freundlichen Blick, jedes gute Wort erfüllte mich stets und damals lernte ich, daß Leben allein schon das höchste Glück ist, und damals lernte ich alles Trübe schnell verwinden, alles Unvermeidliche leicht ertragen; ich hoffe, daß mich dieser Frohmuth nicht mehr verlasse, und ich will anstreben, daß er mich nicht mehr verlasse. Ich lebe! rief ich mir damals und rufe ich mir jetzt noch oftmals zu, als erwachte ich in dieser Stunde erst zum Dasein, und auf mich herein strömt die ganze Fülle des Lichts, der Luft, des Blickes in die Natur und in das Auge treu zugehöriger Menschen.

Eines Mittags, als ich müde aus dem Bureau nach Hause kam, sagte mir die Aufwartefrau, die wir auf Stunden gemiethet hatten, es sei ein Bauer da gewesen, der mich sprechen und zu Mittag wieder kommen wolle. Noch während sie das berichtete, kamen schwere Tritte die Treppe herauf, und wer stand vor mir? Mein guter alter Christian.

„Der Herr Leonhard wohnt ja so hoch wie unser Pfarrthurm," sagte er.

Ich führte ihn in meine Stube und mühselig und unzusammenhängend erfuhr ich nun, daß er erst vor einem Vierteljahr gehört habe, wie es mir ergehe. Der neue Pfarrer habe ihm erzählt, wie ich aus dem Amte gestoßen sei, weil ich nicht habe mein Wort dazu geben wollen, daß wieder so ein Schnitt gemacht werde, wie der damals, den er nie vergesse. Er legte einen großen Beutel mit mehreren hundert Thalern auf den Tisch und sagte, er habe gleich die Hypothek gekündigt und bringe mir das Geld, ich müsse es annehmen, das thue



er nicht anders, Zinsen müßte ich ihm jedes Jahr geben, aber wenn er stürbe, gehöre das Geld mir, und das von Rechtswegen, denn er habe es bei meinem Vater verdient.

Als ich das Anerbieten ablehnte, fing er zu weinen an und klagte, daß nun das Geld an den schlechten Menschen käme, dessen er sich schäme, so lange ihm nur ein Auge offen stehe; denn sein Schwestersohn werde ihn beerben, und das sei ja der verdorbenste von allen Menschen auf der Welt — der Scharfrichter, der den Anderen das Geschäft abnähme.

„Wenn Sie das Geld nicht behalten, verlumpe ich es oder werfe es ins Wasser," betheuerte er zuletzt und seine Hände zitterten.

Ich nahm nun das Geld an und versprach, es ihm gut anzulegen, ich mußte ihm aber auch geloben, es als das meinige zu betrachten, wenn ich in Noth käme.

Meine Mutter und Anna waren glücklich, als ich Christian mit zu Tisch brachte. Er aß nur wenig, ich hatte aber die Freude, ihn dann ganz bei uns behalten zu können. Er wurde als Wächter bei unserm Bureau angestellt und schläft des Nachts bei der Kasse.

Ich habe nur noch wenig zu berichten.

Die Todesstrafe besteht noch. Wenn die von den Erwählten des deutschen Volkes berathenen und beschlossenen Grundrechte Gesetzeskraft gewinnen — und die Zeit kann nicht fern sein — dann ist auch die Todesstrafe abgeschafft.

Bis dahin aber heißt es: wach sein und gerüstet in allen Dingen.

Ostergedanken.

(1863.)

Werden auch wir ins Grab sinken müssen und nur die traurige Hoffnung bewahren, daß unseren Nachkommen zu Theil werde, was uns versagt war? Wird es dann unseren Nachkommen ergehen wie uns, und so von Geschlecht zu Geschlecht, von Epoche zu Epoche, ewiges Ringen und nimmer Erreichen? Ist der Glaube an die Menschheit — der Glaube, daß Wahrhaftigkeit, Edelsinn und Liebe doch immer weiter dringen — ist dieser Glaube ein Wahn? Oder soll es uns aufrichten und bestärken, daß die Besten der Menschheit immer an die Freiheit glauben?

Bin jung gewesen und alt geworden und habe noch nie gesehen, daß es einen wahrhaft guten und wahrhaft bedeutenden Menschen gab, der nicht die Freiheit liebte. Freilich deuteten und deuten die Klüglinge daran herum und tragen Rechnung und nehmen Rücksichten auf die Lasterhaftigkeit der Niederen und die Lasterhaftigkeit der Höheren, je nachdem es taugt, und sprechen: die Welt ist noch nicht reif! und sie rücken so lange und rütteln und schnitzeln und deuteln und erklären, bis zuletzt die Knechtschaft als Vorschule der Freiheit erscheint, und die Freiheit erst kommen soll, wenn das tausendjährige Reich des Friedens erscheint. So wird zuletzt die Tugend zum Laster und hat allerlei Beschönigungsgründe für sich. Noch hat es keinen Tyrannen ge=

geben, der nicht glaubte, er habe das Recht zu dem, was er thue, und wenn er zuletzt kein anderes Recht in Anspruch nahm, als weil er — die Macht dazu hatte.

Man träumte und dichtete von einem Völker-Frühling. Der Frühling in der Natur kommt alljährlich zur gesetzten Zeit wieder. Die Natur ist treu, aber die Menschengeschichte — täuscht sie nicht ewig mit den Zielen der Schönheit, der Freiheit und des Friedens?

Seht euch um im weiten Umkreis des Heute!

„Und doch ist Gott!“ ruft Lessings Nathan aus, nachdem er Tage und Nächte lang dem Schmerze nachgehangen, weil ihm die blinde Wuth Alles geraubt.

Und doch ist die Freiheit! rufen wir. Und doch ist die Humanität! Sie ist, sie wird nicht erst!

Millionen Blüthen sind aufgebrochen am Baume der Menschheit seit Jahrtausenden; viele Blüthen sind vom Frühlingsfroste geknickt, vom Winde verweht, viele Früchte abgefallen, bevor sie zur Reife kamen — der Baum könnte die Last nicht tragen, wenn alle Blüthen zu Früchten würden. Kann es nicht auch im Leben der Völker und des einzelnen Menschen so sein? Und doch hat der Herbst noch immer Früchte genug, um die Menschenkinder zu nähren, und die Welt ist nicht so arm, wie sie oft dem verdüsterten Blicke sich darstellt. Wir haben reiche reife Früchte der Freiheit und der Humanität. Dringe ins Herz der Welt ein! Siehe den Widerspruch, mit dem die Völker heute alles Unfreie und alles Unsittliche verdammen. Noch ist er nicht überall zur äußern That geworden, aber er ist bereits zur innern That gereift. Die Freiheit und die Sittlichkeit und die Liebe ist in den Gemüthern, in jener großen Menge, die ehedem nur dumpf und gedankenlos, ja fast der Knechtschaft sich erfreuend dahin lebte. Dein Herz empört sich, wenn du das Leben der Einzelnen betrachtest. Da ist der Hochfahrende, der von Genüssen an sich rafft, was er vermag; er hält sich dafür geboren. Da sind die eleganten Heuchler voll äußeren Anstands und voll innerer Ruchlosigkeit. Da sind die überaus Klugen, denen alles Edle eitel Schwindel und abgekartete gegenseitige Täuschung ist. Wer wird

sie aufzählen wollen, die Ritter und Knappen der lackirten Gemeinheit? Sieh dir aber das große Ganze, den großen Zug der Völker und der Menschheit an. — Eine reine Strömung zieht dahin — und du siehst: Freiheit und Humanität ist und wird immer mehr.

Richte deinen in die Weite schweifenden Blick auf unser deutsches Vaterland!

Fünfzig Jahre sind dahin, seitdem es sich vom Joche des fremden Eroberers befreit. Fünfzig Jahre — eine lange Zeit im Auge des Einzelnen und im Einzelleben des Menschen! Was aber im Leben eines Volkes?

Der äußere Feind war vom heimischen Boden verjagt, man war großmüthig gegen Frankreich — es sollte nicht geschmälert werden, man nahm ihm nicht ab, was sein Ludwig XIV. am hellen Tage geraubt hatte, offen, ohne Beschönigung und nur mit dem Rechtstitel, daß er eben der Stärkere war. Und im Innern unseres Vaterlandes begannen alle die finsteren Künste der Diplomatie, die Zerrissenheit wurde neu festgestellt und ihr wie zum Hohne eine Bundesgewalt an die Spitze gegeben, die nur die Macht hatte, schlechte Polizeikünste zu üben, aber nicht die Macht, etwas Gutes, Gemeinsames, der ganzen Nation Ersprießliches zu schaffen.

Inmitten des Befreiungskrieges fühlte Deutschland die Wunde kaum, daraus es blutete, wie der Einzelne solche im heißen Kampfe nicht fühlt. Jetzt war es matt, und wohldienerische Vertreter der Frömmigkeit predigten ihm nichts als Demuth und Weltvergessenheit, und wo noch Patrioten aufstanden und an die Noth des Vaterlandes mahnten, da wurden sie eingekerkert und zu Tode gemartert. Man kann die Männer, die von 1815—1830 den Gedanken der deutschen Einheit im Herzen trugen und laut kündeten, hoch gegriffen nach Hunderten zählen. Die große Masse des Volkes war theilnahmlos, müde und matt. Und größer wurde die Zahl Derer, die den deutschen Einheits- und Freiheitsgedanken in sich trugen und ihn auf den Tribünen der kleineren deutschen Länder — denn die großen verurtheilten Jeden als Verbrecher, der an das gegebene Versprechen der Verfassung er-

innerte — offen verkündeten seit der Juli-Revolution. Die Männer, die ein wirkliches Deutschland wollten, zählten von 1830—1848 nach Tausenden; aber erreichten sie die Zahl von Hunderttausenden? — wer weiß! Das aber ist sicher: seit 1848 ist die Zahl Derer, die in Wahrheit ein deutsches und freies Vaterland wollen, zu Millionen angewachsen. Und Preußen, das gar nicht mitzählte, wenn von politischem Leben die Rede war, zeigt jetzt ein herrliches Heer von wachen und starken Männerseelen. Und Oesterreich, dem ein schwerer Krieg die Verfassung abgerungen, muß in freiheitlichen Einrichtungen seine Rettung suchen, und die gemeine Geldnoth — nenne es die Interessenpolitik — zwingt zu Idealen, d. h. gesetzlichen Feststellungen. Man will die freie selbstthätige Mitwirkung der Bürger, und ein preußischer Minister hat sich verewigt, da er seine Partei, die ihm nicht helfen will, faul und feig nannte. Es gab eine Zeit, wo ganze Länder faul und feig waren; aber diejenigen, die ihr Vaterland und die im Gesetze begründete Freiheit forderten, waren weder das Eine noch das Andere. Das müssen die Feinde selbst doch zugestehen: freiwillig und im Bewußtsein, keinen Lohn, sondern nur Opfer erwarten zu müssen, hat sich die große Mehrheit des deutschen Volkes in klarer Erkenntniß oder im dunkeln Drange des Guten auf die Seite der Freiheit und Einheit gestellt. Sieh dich um, auf welcher Seite sind die Männer des Geistes, die Talente, die Charaktere? Sie stehen einzig und allein auf Seite der Freiheit. Wenn nicht schon der innere Vernunftbeweis für den unausbleiblichen Sieg der Freiheit spräche — hier ist eine Thatsache und die höchste und unleugbarste: die gemeine materielle Gewalt kann nur durch äußere materielle Mittel abtrünnige und nothdürftige Vertreter ihrer Sache gewinnen. — Darum kann man sagen: Die Freiheit *ist*! Nur ihre Gestalt und Erscheinung wird erst.

Der Tag wird kommen, der helle gebenedeite Frühlingstag, wo die Glocken durch die linden Lüfte klingen und Deutschland sein wird ein freies und einiges Land! Dann erst beginnt, wie jetzt im Frühling, die rüstige Arbeit. Alle guten und reinen Kräfte regen sich, unverdrossen und unermüdlich; es wird fürder

nicht die beste Kraft aufgebraucht, um die Hindernisse wegzuräumen, die Schranken einzureißen, Schutt und Moder zu entfernen; es beginnt das fröhliche und gedeihliche Pflanzen alles Guten und Schönen, Früchte und Blüthe Bringenden für die Menschheit, vor Allem für die Volksgenossen, und über die Gräber der Gestorbenen hin zieht ein freier Hauch, und das Beste, was sie gewollt, lebt auf in Denen, die nach ihnen kamen.

Eine Stunde nach dem Feste.

Ein Bild aus dem Leben.

Die Kinder jubelten und jauchzten, fielen dem Vater und der Mutter um den Hals, dankten und eilten wieder zu ihren Geschenken, und jedes hatte doppelte Freude, die Freude für sich und die Freude des andern; die Dienstboten hatten verwundert und dann das Auge von strahlendem Dank erfüllt die Gaben der Dienstherrschaft nur erst wie zaghaft berührt und mit Freuden gesehen, wie die Hausfrau auf das, was sie bedurften und was sie schmücken sollte, bedacht gewesen war. Die Hand, die noch nicht nach den Geschenken zu greifen wagte, streckte sich zuerst dankend dem Hausherrn und der Hausfrau entgegen.

Man genoß das Glück, ein Fest der gegenseitigen Zufriedenheit zu feiern. Es gibt ja das ganze Jahr keine Gelegenheit, daß die Dienstherrschaft kundgebe: ich bin mit dir zufrieden.

Nun zeigten Kinder und Dienstboten einander ihre Bescherung, bis das Eine und das Andere in sein stilles Kämmerlein ging und sich dort des zu eigen gewordenen Besitzes freute.

Der laute Jubel verstummte allmälig, die hellen Lichter am Weihnachtsbaum wurden verlöscht, die unruhig erregten Kinder waren endlich in Schlaf gesunken, die Eltern hatten in ihre glückseligen, schlummernden Gesichter geschaut und nun saßen sie still bei einander, und Jedes überdachte im Innersten, wie viel Lebensglück ihnen beschieden war, wie viel Lebensfreude in ihnen selbst und in den

Kindern ihnen erblühte, und wie undankbar und albern es sei, oft zu klagen und zu zagen, ja manchmal mit dem Schicksal zu hadern.

Lina und Georg — so heißen die Eheleute — gehören zu den glücklichsten Menschen der Erde. Wohl war auch ihnen manches Ungemach beschieden. Georg war von seinem Landesfürsten gemaßregelt worden, weil er seine Liebe zum großen Vaterlande bethätigte. Er entschloß sich rasch zu einer industriellen Thätigkeit und hatte viel zu kämpfen und zu ringen, und Lina empfand es schwer — vielleicht schwerer als ihr Mann — daß Georg, der studirt hatte, nun eine fremde Thätigkeit üben mußte. Dabei war sie aber doch heiter und sparsam, so daß das Haus stets einen Gastfreund bewirthen konnte, und viele Menschen wußten es, daß durch das wohlgemuthe Haus „die Straße der Freundschaft" ging, und bei aller Sorge für die Familie stets die höheren Interessen des Vaterlandes und der Menschheit darin heimisch waren.

„Wir sind zu ängstlich", sagte der Mann, nachdem er lange still da gesessen und die Hand der Frau gehalten und öfters gedrückt hatte; „es stellt sich doch immer heraus, daß wir ohne Schuldenmachen durchkommen und auch noch etwas übrig bleibt zur Freude für uns und die Unsrigen; und ich habe noch immer meine Jahresrate für die Lebensversicherung bezahlen können. Das ist mein größter Trost, daß du mit den Kindern nicht verlassen bist, wenn ich sterbe."

Die Frau sah ihrem Mann hell ins Auge und erwiderte:

„Vom Sterben kann keine Rede sein, und kommt die Stunde, wollen wir der reinen Freuden eingedenk bleiben, die trotz allen Wirrwarrs uns reichlich beschieden waren. Mir ist so wundersam zu Muthe, da ich jetzt deine Hand fasse. Ich denke an andere Hände, die ich gefaßt habe."

Der Mann sah stutzig auf und die Frau fuhr fort:

„Wie heute, jetzt vor einer Stunde, die Dienstmädchen meine Hand faßten und mir dankten, wie ich diese harten Hände fühlte, die in den Mühen für uns sich so abarbeiteten, das ganze Jahr bereit zu jeder Dienstleistung, und nun dieses einzige Mal fasse ich diese rauhe Hand, die mir dient — ich schämte mich, daß meine Hand so weich, und schämte mich tief im Herzen, daß ich oft unwillig bin

über die Dienenden und noch gestern Kathrinchen hart darüber anließ, weil sie die Thür offen gelassen. Ich sitze in der warmen Stube und bin unwillig über Die, die in jenem Wetter Alles holen und bringen müssen. Das sind Menschen, in jeglicher Weise zum Gleichen berechtigt, wie ich, und sie helfen mir treu und willig und thun ihre Pflicht. Wer bin ich denn, daß ich über sie regiere? Ist es nicht Zufall, daß ich in die Lage gesetzt bin, sie zu meinen Untergebenen zu machen? Könnte mich nicht das Schicksal zu Gleichem auserkoren haben? Wenn ich mich nicht vor ihnen und vor den Kindern und besonders vor dir geschämt hätte, weil du mich weichmüthig schelten könntest, ich hätte die Mädchen umarmt und ihnen alles aus Unwilligkeit Angethane abgebeten."

„So gebe ich dir einen Kuß dafür, und wir haben uns vor Niemand zu schämen," erwiderte der Mann und umarmte seine Frau. „Ich habe oft darüber nachgedacht: ihr Frauen erscheint weit weniger human als wir Männer; es kann eine Frau ein Dienstmädchen weit härter anlassen als ein Mann einen Bedienten."

„Wir werden im Kleinen so viel geärgert. Ihr habt nicht mit so viel Kleinigkeiten zu thun."

„Mag sein, ich will das nicht erörtern. Das aber ist eine Freude, daß es ein solches Fest gibt, in dem einmal die Liebe, die Menschengleichheit auferstehen kann im Hause. In dieser Stunde sind Millionen Menschen glücklich, es brennen Millionen Lichter und leuchten zahllose Augen. Das Christenthum hat ein schönes Erbe angetreten aus den Saturnalien und den alt-heidnischen germanischen Festen der Sonnenwende; es hat dem edlen Metalle ein neues, glänzendes Gepräge gegeben; das ist der Fortschritt der Menschheit, daß sie das Beste, das reine Gold der Empfindung, bewahrt, aber nicht mit den alten Formen und Zeichen, sondern immer neu umprägt."

Er berichtete nun, wie die ehemaligen heidnischen Feste beschaffen waren, und fuhr fort:

„Siehe, dieses Fest ist so rein und schön, weil es einen Punkt setzt in den Kreislauf der Tage, wo man einander seine Liebe kundgibt. Beim Abschiede und beim Tode sagt man das einander; im gewöhnlichen Lauf der Tage nicht. So hat sich dieses Fest an die Schwelle des Jahresablaufs gesetzt, daß die Menschen stille halten

und einander kundgeben, was sie sich sind und wie jedes dem Andern alles Gute nicht nur wünscht, sondern ihm auch zu eigen gibt, was er vermag."

Und gerade, weil dem Manne das Herz so voll war von seinem eigenen, schönerfüllten Sein, darum verlor er sich jetzt in eine lange Erörterung, wie das Weihnachtsfest die glückliche Erneuerung alt-römischer und germanisch-heidnischer Gebräuche ist.

Sein Geist zog in die weite Welt hinaus und war doch so wohlig und begnügt in sich daheim. Er sprach das aus, was er wußte, und hielt in sich verschlossen, was er fühlte. Er deckte gewissermaßen mit den lauten Worten die Klänge in seiner Seele zu.

Allmälig kamen die beiden Eheleute aber auch auf ihr eigenes Leben zu sprechen, auf ihre erste Begegnung und Alles, was sich daran knüpfte. Die Bäume blühten auf dort im Thal, der Bach rauschte und die Vögel sangen und zwei Menschen erkannten, daß sie für das ganze Leben zu einander gehörten ...

Mitternacht war vorüber, als sie sich endlich erhoben, um zur Ruhe zu gehen. Sie hatten ganz vergessen, wie lange sie beisammen saßen.

Als der Mann der Frau die Hand reichte und sie aufstehen hieß, sagte er:

„Lina, du brauchst dich deiner feinen Hand nicht zu schämen. Sie vollführt eben andere Arbeit, aber nicht minder wichtige, als die hartgegerbten Hände deiner Dienstboten. Wir sind allesammt freie Arbeiter, wenn nur Jeder seine Arbeit treu vollendet und die Liebe im Herzen bewahrt. Du und ich, wir sind wohl von den Wenigen, die jetzt noch wachen. Es schläft jetzt eine weite, glückgesättigte Welt. Gute Nacht, Welt! Sei dir ein heiterer Morgen beschieden zur gedeihlichen Arbeit mit feinen oder harten Händen!"

Lina und Georg sind seitdem betagte Großeltern geworden, sie halten sich noch immer frischgemuth. Sie haben keine Kinder mehr im Hause, aber sie besuchen ihre Kinder und freuen sich an der Freude ihrer Enkel, und hell und froh ist ihnen noch immer die Stunde der lauten Freude und tief labend die stille wache Stunde des Alleinseins nach dem Feste.

Neue Stücklein vom alten Gevattersmann.



Deutsche Festmahle.

Vor dem Jahre 1866 wurde im deutschen Vaterlande viel getafelt und zu Trinksprüchen „Hoch“ gerufen.

Das wird nun auch anders werden, aber bleiben wird, daß wir Deutschen uns gern gemeinsam bei Speise und Trank erquicken und erheben.

Zur männlicheren Fassung sind aber vor Allem zwei Dinge nöthig. Ein Festmahl, bei dem ein bestimmter allgemeiner Gedanke zum Ausdruck kommen soll, darf keine Speisekarte haben

und das Essen überhaupt nur als Nebensache gelten lassen. Ein einziges Gericht, ein gut Stück Fleisch und dazu ein Glas reinen Weines, damit muß Alles fertig sein. Nur wenn das ist, wenn das Geklapper von Teller und Messer und Gabel und das Umherrennen der Kellner nicht immer erst aufs neue zum Schweigen gebracht werden muß, nur dann ist es möglich, daß dem Worte sein Recht werde. Jede Ausdehnung des Essens durch fünf und sechs Gerichte bringt jenen Wirrwarr und jenen Dusel hervor, daß man sein eigen Wort kaum hört und ein öffentliches nur mit halber Aufmerksamkeit vernimmt.

Eine zweite Sache, die bei allen künftigen Festmahlen abzuthun oder doch sehr zu beschränken ist, ist der Orchesterlärm einer vollen Musikbande.

Halt! wird mir da entgegengerufen werden, du willst die frohe Lust der Töne verbannen?

Gewiß nicht! Aber ein Festmahl ist kein Concert, und die Ouvertüren und Walzer, die als Potpourris untereinandergemengten Liederhäcksel gehören, wie es nun einmal beliebt ist, in einen Biergarten oder dergleichen, aber nicht zu einem Festmahle. Werden hierbei Lieder gesungen, so ist die Melodieangabe und Begleitung am Platze, aber jene Einlagen zwischen jedem Gericht und jedem Trinkspruch bringen eine Aufregung und Betäubung in allen Festgenossen hervor, ein lautes Reden von Nachbar zu Nachbar und ein Ueberbieten der Stimme im öffentlichen Reden, daß von einem in sich geregelten Fortgange eines Festmahles keine Spur mehr bleibt. Nothdürftig kann zuletzt nur noch der Vorsitzende einem Redner Gehör verschaffen, die Menschen vergessen, oder wollen nichts mehr davon wissen, weßhalb sie hier zusammen gekommen sind. Der Vorsitzende erklärt endlich die Festordnung für geschlossen, und die wilden Wasser brechen ein und verwandeln Alles in einen Strudel; die Besonnenen gehen davon und es wird fortgejubelt und fortgetoastet, bis Alles zur Posse und Fratze wird.

„Es war gestern doch ein schöner Abend, der und der hat sehr schön gesprochen,“ sagt ein Festgenosse mit schwerem Kopf am andern Morgen; aber Niemand weiß mehr recht, was es eigent-

lich war, man war eben in überschraubter Stimmung durch langes Tafeln und rauschende Musik.

Wer die Festmahlslaune nicht in die ernste Lebensarbeit der Männer mischen mag, der sorge dafür, daß künftighin ein Festmahl nur ein einziges Gericht habe, und daß, wenn doch einmal Musik dabei sein muß, diese erst laut werde, wenn das Wort zu seinem Rechte gekommen ist.

Der Wettpflüger.

Eine Erzählung in zwölf Kapiteln.

Erstes Kapitel.

Ein einfältiger Knecht und ein einsilbiger Herr.

Blau angestrichenes Feldgeräth im Bauernhof! Da kann man sich drauf verlassen, daß man bei einem gebildeten Landwirth ist. Es ist nicht, weil durch den Oelanstrich Leiterwagen, Pflug und Egge etwas Vornehmes hat; es ist vielmehr die vernunftgemäße Erwägung, daß durch die Oelfarbe das nackte Holzwerk eine neue Rinde bekommt, welche es dauerhafter macht.



Schau, da kommt der Gutsherr. Du siehst ihm schon von Weitem an, daß er einmal in zweierlei Tuch steckte; der Schlepp-

säbel schlenkert noch unsichtbar an ihm herum, Gang und Haltung zeigt das soldatisch Straffe, trotz der weit über das Knie heraufgezogenen Rohrstiefel; die lange Pfeife, die er im Munde hält, hat gewiß schon auf der Wachstube mitgedient, denn der Herr ist noch jung. Er hat einen gelblich blonden Schnurrbart, einen nach neuer Mode ins Eck gezogenen zottigen blonden Backenbart; sein Gesicht ist leicht geröthet und spricht jene Ruhe aus, die nie im Leben von zu viel Sorge heimgesucht wurde. Er geht auf einen eben vom Feld heimgekehrten Knecht zu, der zwei schöne Braunen vom Pflug abspannt.

„Peter!" ruft der Herr.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!" antwortete der Knecht, und die Pferde, die müd' zum Stalle traben wollten, halten still, sie gehören zum Peter und wissen, daß man nicht mucksen darf, wenn der Herr Hauptmann mit Einem sprechen.

„Ist dein Geschirr in Ordnung?"

„Zu Befehl!"

„Deine Pferde gut?"

„Zu Befehl!"

Die Pferde schienen zu verstehen, daß von ihnen gesprochen wurde, sie wendeten die Köpfe. Peter faßte sie hüben und drüben.

„Putz' dein Geschirr heute sauber. Nimm noch eine frische Pflugschar zum Vorrath mit. Füttere deine Pferde heute Nacht gut. Halt' dich um drei Uhr bereit. Zieh' dein Sonntagsgewand an, du sollst mit mir nach der Stadt."

„Zu Befehl!"

Der Hauptmann ging weiter; Peter führte seine Pferde nach dem Stall.

Es wird kaum nöthig sein, daß wir hinzufügen, wir sind in Preußen; das hat wohl schon jeder an der kurzen Sprache, die Herr und Diener mit einander führen, abgemerkt, und daß auch Peter Soldat war oder eigentlich noch ist, läßt sich nicht nur an seiner blauen Mütze mit rothem Vorstoß abnehmen, sondern auch an seiner ganzen Haltung. Nach der breiten Gestalt — er hat ein gesundes Kreuz, an dem man bei der Musterung Wohlgefallen fand — läßt er sich wohl zur reitenden Artillerie eintheilen, und dabei

steht er noch ein Jahr lang, wie sein Herr auch. Fügt man noch hinzu, daß dieses Gespräch auf einem schönen Rittergut im Riesengebirge stattfand, und zwar zu Anfang der Fünfziger Jahre an einem noch milden Septemberabend, so sind Raum, Zeit und Menschen bezeichnet.

Peter steckt seinen Pferden zuerst Heu auf und schirrt sie während dieser Vorspeise aus. Er wendet das Lederwerk hin und her, es ist nichts schadhaft daran.

„Was hat der Herr mit dir geredet?" fragte beim Abendessen eine wohlbeleibte ältere Magd, sie war Peters Schwester und diente mit ihm auf dem Hofe.

„Wenn er's dir hätt' sagen wollen, brauchtest du mich nicht zu fragen," antwortete Peter.

„Der witzige Peter wird morgen in der Stadt für Geld gezeigt," sagte eine andere Magd, ein blühend schönes, junges Mädchen, das eine etwas vornehme Haltung hatte, denn es war eine Schwestertochter des Domäneninspektors, und man sagte, sie sei von vermöglichen Eltern und hier mehr in der Lehre als im Dienst.

„Sei nicht so kurz angebunden. Es ist ja kein Geheimniß. Wir wissen, daß der Herr nach der Stadt reitet. Was sollst denn du dabei?"

„Ich bin nicht so neugierig, weiß selber nicht; wenn's Zeit ist, wird sich's zeigen."

Peter ging zu seinen Pferden in den Stall, schüttete ihnen Hafer in die Krippe, und während sie fraßen, putzte er das Geschirr blank, dann legte er sich ruhig schlafen, denn schon um zwei Uhr wollte er wieder wach sein und frisch füttern.

Wenn er sich vornahm, zu einer bestimmten Stunde aufzustehen, da war's in seiner Seele, als ob zum Appell geblasen würde. Schlag zwei Uhr wachte er auf, und wie er sich im Bett aufrichtete, standen auch seine Pferde im Stall neben ihm auf; denn, wie gesagt, sie gehörten zu ihm, und jetzt haben sie's wieder gut, denn während sie fraßen, wurden sie gestriegelt und geputzt, und zwar so streng, als ob der Wachtmeister in der Kaserne Visitation halten werde.

Auch der Herr war heute schon früher auf und rief zum Fenster heraus:

„Peter!"

Wie aus der Flinte geschossen war Peter da.

„Leg' den Pflug auf den Wagen. Spann' an. Vergiß die zweite Pflugschar nicht. Fahr' nach der Stadt. Im ‚Schlesischen Hof' stellst du ein und wartest auf mich."

„Zu Befehl!"

Peter that wie geheißen. Es war wohl seltsam, einen Pflug, an dem nichts zerbrochen ist, auf dem Wagen nach der Stadt zu führen, aber Peter hatte ohnedies von Natur keine Neigung dazu und war vorzüglich im Soldatenleben daran gewöhnt worden, auch in Gedanken nicht zu mucksen; und wenn er doch über das Räthsel nachdenken wollte, so war's plötzlich, als wenn er das Commando hörte: „Stillgestanden!" und er beruhigte sich: der Herr Hauptmann werden schon wissen, warum Sie dies Alles anordnen.

Peter rauchte ruhig seine Pfeife und dachte über gar nichts. Dabei betrachtete er nur manchmal still die Masern seines hölzernen Pfeifenkopfs, wie wenn er wunder was herauszusehen hätte; aber es war nichts, er hatte eben nur seine stille Freude an dem Pfeifenkopf, und wenn er ihn so betrachtet hatte, schmeckte es noch viel besser, wenn er die Spitze wieder in den Mund steckte und den frischen Rauch einzog. Da die Pfeife längst ausgegangen war, hielt er sie noch immer im Munde, denn unser Peter ist auch ein Kaltraucher, und das sind in der Regel entweder sehr gedankenvolle oder gedankenlose Menschen. Wir werden sehen, ob Peter eines von Beiden, oder doch noch etwas Anderes ist.

Am ‚Schlesischen Hof' stand eine ganze Wagenburg. Erst als Peter seine Pferde wohl untergebracht und ihnen von dem mitgenommenen Futter aufgeschüttet hatte, dachte er daran, sich selbst zu erlaben. Die Hände auf den Rücken gelegt, ging er nach der Wirthsstube; dort traf er einen Kameraden, einen Bombardier, der bei seiner Batterie stand und in der Garnison ihn viel gehänselt hatte, denn der Bombardier war das, was man kurzweg einen gewichsten Kerl nennt. Er trug jetzt eine gute Livree mit Grafenknöpfen und einen Glanzhut mit schöner goldverbrämter Kokarde.

„Setz' dich nur her zu mir, Kamerad," rief er Peter herablassend zu, und der gräfliche Kutscher — denn das war jetzt der Bombardier — wollte sich auf den Kopf stellen vor Verwunderung, daß Peter nicht einmal wisse, daß hier landwirthschaftliches Fest sei, wo die Gutsbesitzer aus dem ganzen Kreis zusammen kommen, und daß Peter gar nicht einmal wisse, warum er da sei, das schien ihm fast unglaublich.

Nun kamen noch Andere, und Peter konnte sich allmälig aus deren Reden zusammensetzen, daß er seinen Pflug nicht umsonst bei sich habe. Es sollte heute ein Wettpflügen abgehalten werden. Peter verstand nicht recht, was das war, aber er geduldete sich, bis er's vor sich sehen würde.

Wagen an Wagen, Reiter an Reiter kamen an, Peter besorgte schnell im Voraus einen guten Platz für das Pferd seines Herrn, dann lauerte er auf ihn, bis er kam, und als er im kurzen Galopp anritt und flink aus dem Sattel sprang — er ist ja in der Brigade als einer der besten Reiter bekannt — da lächelte Peter triumphirend gegen den Bombardier, sprang schnell herzu und faßte die Zügel. Der Herr, der jetzt auf dem Boden sich in den Knieen wiegend das Pferd tätschelte, fragte:

„Hast du für einen Platz für mein Pferd gesorgt?"

„Zu Befehl!" antwortete Peter und führte das Reitpferd auf die ihm aufbehaltene Stelle.

„Thu' deinen Pflug herunter und spann' ein," rief ihm der Herr noch nach.

Peter that, wie ihm befohlen.

Zweites Kapitel.

Die Pflugschar wird zum Kampfesschwert.



Nach einer Weile kamen mehrere Männer — auch der Hauptmann unter ihnen — acht Gespanne mit Pflügen wurden nun zusammen aufgestellt und beordert, einem voraus-gehenden Manne, der eine rothe Brieftasche in der Hand trug, zu folgen. Die Herren gingen hintendrein. Die acht Pflugge-spanne waren an einem großen breiten Brachacker angekommen. Die Pflüger schauten einander an. Keiner kennt die Pferde, die Werkzeuge des Andern genau, so daß sich einigermaßen beurtheilen ließe, mit welcher Kraft man zu rechnen habe. Auf ein und demselben Gute weiß Jeder, was Pferde und Geschirr des andern Knechts vermögen; hier war das nicht zu beurtheilen. Peter kümmerte sich gar nicht darum. Als jetzt von den Herren die Pferde und Werkzeuge nach einander genau gemustert wurden, und als sein Herr neben Peter stand, mochte er an dem Blicke des Knechtes spüren, daß er im Stillen erwarte, er möchte ihm doch etwas sagen. Es that jetzt Peter wohl, als sein Herr die Pferde streichelte, wie wenn er ihm selbst eine Freundlichkeit bewiese. Er lächelte dumpf vor sich hin, und der Herr sagte:

„Es ist Alles in Ordnung. Mach' du deine Sache nur, wie du's gewohnt bist."

Peter meinte, sein Herr wolle nur sagen, er solle rauchen, wie er's gewohnt sei, und wie auf Commando zog er die Pfeife aus der

Brusttasche, aber der Herr winkte und setzte nur hinzu: „Thu' das später."

Mit dem Antriebzeug, das hier noch auf der Straße lag, waren auf dem breiten Felde für acht Pflüge Beete abgesteckt. Jetzt sagte der Mann mit der rothen Brieftasche, daß die Ackerknechte den Fürstecker in den Pflugbaum oder Grindel, wie man ihn auch nennt, so einstecken sollten, daß man richtig tief für ein Weizenfeld pflüge. Peter hatte zwar den Fürstecker schon so eingesenkt, sobald er das Feld gesehen hatte; als aber alle Anderen sich jetzt bückten und da und dort Einer die Löcher abzählte, bückte sich auch Peter und stand dann aufrecht wartend, still vor sich hinpfeifend, und zwar so still, daß er sich selber nicht hörte, aber die Melodie war lustig, und die hatte er doch für sich.

Es galt hier einen Wettkampf mit dem sogenannten schottischen Schwingpflug, der, wie der älteste und ursprüngliche Pflug, auf keinem Rädergestell ruht, vielmehr zieht das Gespann unmittelbar am Grindel, und es bedarf einer kräftigen wohlgeübten Hand, um ihn zu leiten, dann aber erleichtert er nicht nur dem Gespanne die Arbeit, sondern diese wird auch besser; denn das scharfe Schar schneidet die Ackerkrume vom Untergrund gleichmäßig ab, hebt sie dann weiterschiebend auf und das gewundene Streichbrett wendet und stürzt die Scholle gründlich. Aber eben weil hier kein Vordergestell und keine Stelzen dem Pflug eine bestimmte Haltung geben, ist diese ganz in die Hand des Pflügenden gelegt; die lange Pfluggabel, die als mächtiger Hebel dient, muß geschickt und sicher regiert werden, und nicht weil dieser Pflug der zweckmäßigere, sondern vornehmlich auch, weil bei der damit auszuführenden Arbeit das Wesentliche nicht auf die Kraft des Gespannes, sondern auf Geschicklichkeit und stete Aufmerksamkeit des Lenkers ankam, war dieser Pflug zum Wettkampf erlesen worden.

Nun wurden die acht Pflüger vertheilt und alle in gleicher gerader Linie aufgestellt, Jeder vor seinem Beete. Peter ging noch einmal vor zu seinen Pferden und er schien ihnen etwas zu sagen; besonders sein Handpferd mußte sich das zu Herzen genommen haben, denn es hob und senkte mehrmals den Kopf und schaute jetzt starr nach Peter um, ob's denn nicht endlich einmal losgehe.

Der Mann mit der rothen Brieftasche zog nun seine Taschenuhr heraus, behielt sie in der Hand und rief: „Es ist jetzt Schlag 11 Uhr. Nun, so fanget Alle an, mit einander, jetzt zugleich, hü!“ Und hü! tönte es in der ganzen Reihe der Pflüger, und die Pflüge gingen voran und wühlten den Boden auf. Schon bei der ersten Furche blieben sie indeß nicht mehr in gleicher Linie, und man hörte treiben und schreien unten an einer Abbiegung des großen Ackers, der sich ein Stück thalwärts senkte.

Peter war zwischen zwei Pflüger gekommen, die schöne Pferde und schönes Geschirr hatten; der rechts hatte zwei Schweißfuchsen und der links zwei Rappen. Der mit den Schweißfuchsen war ein baumlanger älterer Mann, dürr, knochig; der mit den Rappen war ein kurzer untersetzter junger Mann mit vollem Bart und fast gekleidet wie der Hauptmann selbst, nur hatte er steife, hellglänzende Stulpenstiefel an. Er war offenbar ein künftiger Gutsherr und jetziger Zögling auf einem großen Gute. Der Mann mit den Schweißfuchsen war voraus, der mit den Rappen hielt fast die gleiche Linie mit Peter. Peter sah das nicht, aber er hörte es, und das nicht blos am Pflug, sondern auch weil der junge Mann mörderisch fluchte über seine Pferde, die nicht voran gehen wollten. Die Pferde Peters schüttelten mehrmals die Köpfe, als ob sie wüßten, daß das auch ihr Herr that über seinen ungeduldigen Nachbar. Als man am Ende der Furche anlangte, war der mit den Schweißfuchsen schon wieder auf dem Rückweg, und der mit den Rappen hatte auch schon wieder gewendet und war vor Peter voraus auf dem Rückweg. Peter blieb ruhig, und wie er jetzt weiter pflügte auf und ab, schaute er nicht mehr rechts nach dem mit den Schweißfuchsen und links nach dem mit den Rappen; er arbeitete, als wäre er allein auf dem Felde. Die Lerchen ließen noch manchmal ihr ängstliches Herbstgezwitscher hören, und jetzt wurde die Melodie laut, die Peter früher nur mit stummen Tönen gepfiffen hatte. Eine Weile schaute Alles auf, als Peter so laut pfiff; seine Nebenbuhler stutzten offenbar, daß Einer so unbekümmert vor sich hinpfiff — sie konnten ja nicht wissen, wie Peter selbst kaum wußte, daß er's that — aber bald hörte man von allen Seiten pfeifen, einen Jeden seine eigene Melodie, und es war wohl gut, daß sie nicht Alle neben einander waren, denn beim

Menschen ist's etwas Anderes als beim Thiere; wenn tausend Vögel im Walde mit einander pfeifen, keiner stört den andern, keiner bringt den andern aus der Weisung; aber wenn von acht Menschen Jeder seine Weise pfeift, das gibt einen Wirrwarr zum Davonlaufen.

Drüben auf den Beeten zählt Einer dem Andern die Zahl der Furchen, die er gezogen, und rechnet nach, ob der Nachbar hüben und drüben und der weiter hinaus jetzt im Furchenziehen bergab oder bergauf ist. Peter kümmert sich dessen gar nicht, er hatte sich nur vorgenommen, wenn er dreimal herauf und dreimal herunter sei, sich seine Pfeife anzuzünden. Während er jetzt Feuer schlug, konnten auch seine Pferde verschnaufen. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß er schon bei der dritten Furche feldab seine Jacke ausgezogen und auf einen Busch gelegt hatte, in die Nähe des Mannes mit der rothen Brieftasche, der noch immer die Uhr in der Hand hielt. Ruhig rauchend pflügte er nun weiter, und besonders beim Wenden hatte Peter seine Pferde nur zu loben. „So! So! Recht so!" sagte er oftmals, und das Handpferd wieherte. „Bleib' ruhig," sagte er, „sing' ein andermal."

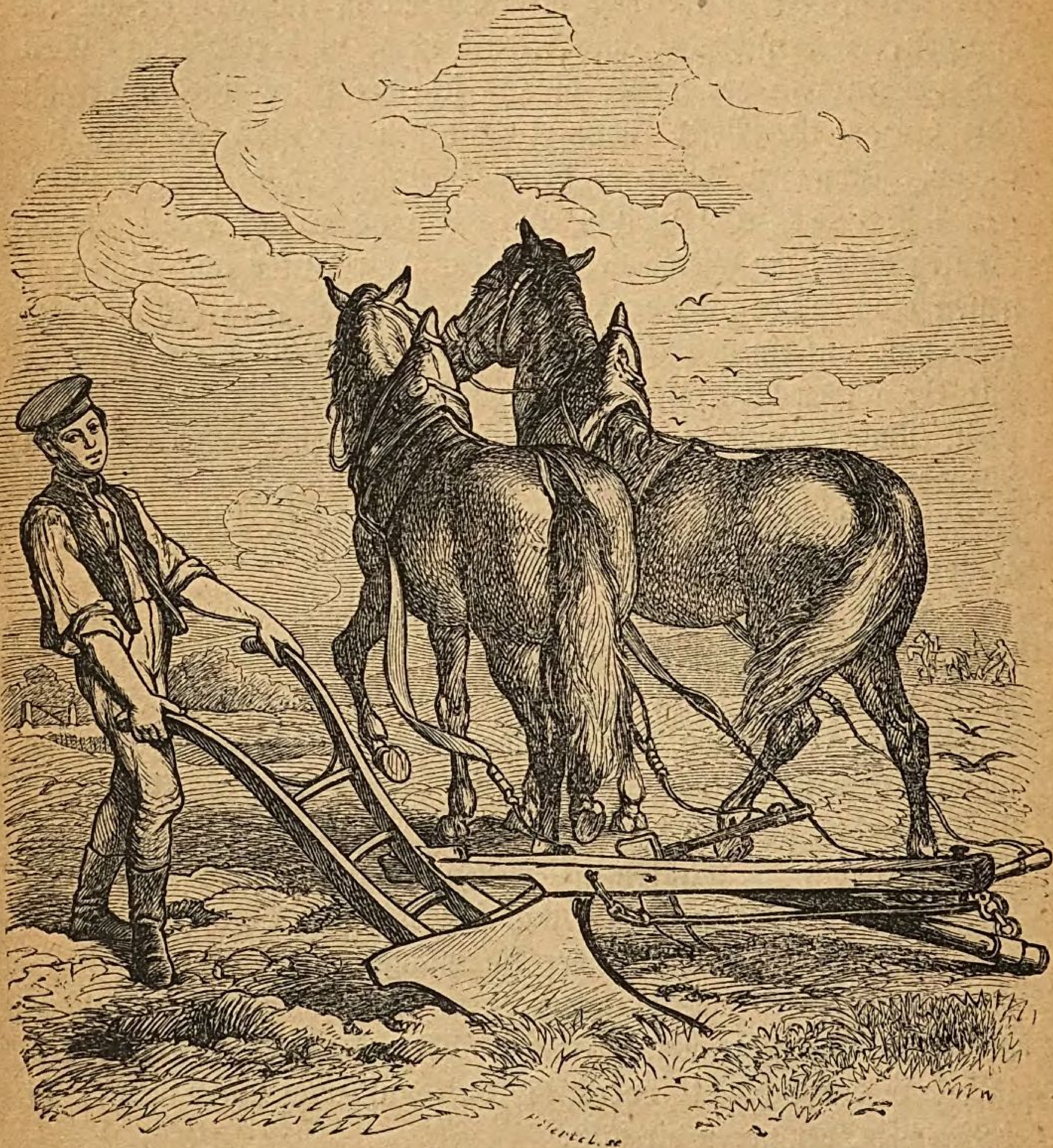
Ohne Unterlaß und Hinderniß, als zöge er einen Kiel durch das Fahrwasser, ging der Pflug durch das Erdreich. Jetzt hörte Peter mit zorniger, fast vor Weinen erstickter Stimme neben sich fluchen. Er schaute um, dem Himmellangen mit den Schweißfuchsen war ein Strang gerissen. „Wer weiß, ob mir nicht das Einer zum Possen gethan und mir den Strang durchschnitten hat, damit ich der Letzte sein soll. O, Millionen-Heiden-Donnerwetter! Wenn ich nur wüßte, wer's gewesen ist, ich thät ihn mit dem Strang erwürgen und aufhängen." So fluchte der Baumlange.

Peter fühlte ein Verlangen, dem Mann neben sich zu helfen; aber nein, das geht nicht, du kannst nicht aus dem Glied treten, das ist wie in der Schlacht: vorwärts! du kannst nicht umschauen, nicht helfen dem, der neben dir fällt.

Peter sah noch, wie der Lange sein Handpferd mit den Füßen trat, als ob das Pferd an seinem Unglück schuld wäre; dann sah er sich nicht mehr um.

Die Raben schienen ganz wirr und nicht zu verstehen, was die Menschen da unten machen; denn im Reiche der Thiere gibt es

keinen Wettkampf. Da pflügen so Viele mit einander einen Acker um und den Raben geht dadurch viel gute Kost verloren, sie können ja nicht an so vielen Tischen auf einmal sein.



Man hörte Glockengeläute aus der Stadt, es war Mittag. Die Braunen Peters hielten an, sie waren es gewohnt, daß er beim Glockengeläute immer innehielt. „Nichts da!“ rief er. „Heute fahren wir durch, durch und durch,“ und er nahm die Pferde streng in die

Zügel, die er um die Rechte geschlungen hatte, während er rechts und links die Pfluggabel hielt.

Beim Herüberheben des Pfluges sprach er jetzt noch einmal ein paar unverständliche Worte mit den Pferden, und nun ging's still dahin, man hörte von nirgends mehr sprechen oder pfeifen; nur manchmal, wenn sie an einander vorüber kamen, hörte Peter den Untersetzten mit den Rappen neben sich keuchen, er war offenbar in Eile und Unruhe, und das ist das Gefährlichste beim Ackern mit dem Schwingpflug. Da das Werkzeug nicht für sich selbst feststeht, sondern stets im Gleichgewicht gehalten werden muß, muß natürlich auch der, der es lenkt, im Gleichgewicht bleiben. Peter setzte einen Schritt nach dem andern ebenmäßig fort, sein Athem ging nicht rascher. —

Jeder, der mit seinem Beete fertig war, schrie am Ende ein lautes „Juchhe!“ Schon mehrmals hatte Peter das gehört. Er wußte nicht, wie ihm war. Es ist nun auch einerlei: ist einmal Einer voraus, so ist es gleichgiltig, wie viel es noch sind. Beim Vorüberfahren sagte keuchend der Untersetzte mit den Rappen einmal zu Peter: „Wenn du aufhörst, hör' ich auch auf. Wir sind ohnedies die Letzten und können den Preis nicht erhalten.“ Peter antwortete nichts darauf. Er wollte sein angewiesenes Stück Land umpflügen, das Uebrige ist Sache seines Herrn. Nur als er zum Letztenmal an dem Untersetzten mit den Rappen vorüber kam, sagte er: „Die Geschwindigkeit allein macht's nicht aus.“

Peter schrie auch „Juchhe!“ als er fertig war, nicht eben weil ihm lustig zu Muthe, sondern weil die Anderen das auch gethan hatten und es wahrscheinlich zur Ordnung gehört, und ein Knecht des Hauptmanns kann ebenso gut Juchhe schreien als ein Anderer. Peter war der Vierte — denn der Lange mit den zerrissenen Strängen konnte nicht mitzählen — der bei dem Mann mit der rothen Brieftasche anlangte. Es wurde auf die Minute genau aufgezeichnet, wie viel Zeit er zu seiner Arbeit gebraucht hatte. Jeder der Pflüger brach sich von einer nahen Tanne einen grünen Zweig und steckte ihn auf die Mütze. Peter that dies natürlich auch, er ließ es an nichts fehlen, was zur Ordnung gehörte. Der Baumlange allein blieb ungeschmückt, und ein kecker Bursch — es war der Erste der Zeit nach — wollte dem Baumlangen auch einen Zweig aufstecken,

aber er reichte nicht hinauf, und jetzt hatte aller Spaß ein Ende. Die Herren kamen bereits aus dem nahen Walde wieder heran. Sie hatten neue Versuchsfelder angesehen, eine Schaar von anderen Landwirthen war dabei in allerlei Trachten, aber man sah Jedem an, daß er daheim ein gut Stück von der Welt sein eigen nannte.

„Wie ist's gegangen?" fragte der Hauptmann.

„Das weiß der Herr da," erwiderte Peter und wies auf den Mann mit der rothen Brieftasche.

Nun kam noch der Letzte herbei, es war der feingekleidete Untersetzte, er machte gute Miene zum bösen Spiel, denn er wurde von den Herren weidlich verhöhnt.

Die Pflüger wurden beordert, die heißen Thiere in den Stall zu bringen, die Entscheidung würde nachkommen.

Auf dem Heimweg gesellten sich die Pflüger zu einander und plauderten bald Dies, bald Jenes. Sie spotteten im Stillen über den Untersetzten mit den beiden Rappen, der ein junger Baron sei und den Knechten den Preis abgewinnen wollte. Noch mehr aber hänselten sie den mit den Schweißfuchsen, dem der Strang gerissen war, und nur Peter sagte ihm:

„Gräm' dich nicht, du hättest ja auch ohnedies dahinten bleiben können."

„Ich weiß nicht, seit wann wir ‚du' zu einander sagen," erwiderte der Lange und ließ Peter stehen.

Vor dem Thor kam ihnen der Bombardier in seiner besseren Livree entgegen. Er fragte Einen mit zwei Falben:

„Der Wievielte bist du?"

„Der Erste."

„Und du bist gewiß der Letzte?" sagte er, zu Peter gewendet.

Peter zuckte die Achseln. Er hörte nicht darauf, wie die Anderen hin und her riethen und stritten, was aus der Sache geworden sei, und sogar mit einander wetteten. Er hat gethan, was man ihm geheißen und weiter hat er nichts zu fragen. Er setzte sich sitzlings auf seinen Sattelgaul und fuhr der Stadt zu.

Drittes Kapitel.

Aus dem Stall in den Saal.



Beim Vorüberfahren kaufte Peter an einem Bäckerladen einen großen Laib Brod und als im Wirthshaus alle Pflüger alsbald zur Stube eilten, blieb Peter bei den Pferden, schnitt ihnen das Brod vor und aß selber mit. Er hatte eine geraume Weile so an der Krippe gestanden, als der Herr in den Stall trat und rief:

„Peter!"

„Befehlen!" antwortete dieser, aber sehr undeutlich; denn er hatte den Mund voll Brod.

„Was machst du?" rief der Herr, ihm sich nähernd. „Spar' dir deinen Hunger auf, du kommst mit an die große Tafel, du kriegst was Besseres."

Peter schaute verwundert drein, und sein Handpferd biß ihn fast in die Finger, denn er hielt ein Stück Brod, das er abgeschnitten hatte, so lang in der Hand, und das Handpferd, das keine Aussicht hatte, an die Tafel zu kommen, wollte nicht warten. Peter schlug dem Pferd tüchtig aufs Maul, dann steckte er die schmerzende Hand zwischen die Lippen.

„Du hast den Preis gewonnen. Mach' dich ein bischen sauber, dann komm hinauf in den Saal."

So schloß der Herr und ging davon.

Seine gewöhnliche Antwort konnte Peter nicht hervorbringen, er hielt die Hand noch zwischen den Lippen. Er stand noch eine gute Weile bei seinen Pferden, bis draußen Musik erschallte, lustiger Trompetenklang. Der Handgaul wieherte, er war ja an diese Töne gewöhnt, er hatte schon dreimal die Herbstübungen mitgemacht. — „Hast Recht. Ja, das ist schön," sagte Peter und klatschte dem Handgaul auf den Hals. Nun machte er sich auf, und nachdem er sich säuberlich hergerichtet, stieg er die Treppe hinan. Hier hatte er alsbald eine große Freude, denn unter den Musikanten, die in der Vorhalle standen, erkannte er sogleich den Hornisten von seiner Batterie, der jetzt hier Trompete blies. Er hatte auch Peter erkannt und nickte ihm zu, und erst als das Stück zu Ende war, reichte er ihm die Hand.

„Ich esse mit an der Tafel. Mein Herr hat's gesagt."

„Warum?"

„Mein Herr hat's gesagt, wir haben den Preis gewonnen."

„Wer — wir? Du und deine Pferde?"

„Auch! Aber ich meine, mein Herr und ich. Ich darf dafür an der Tafel essen. Setz' dich zu mir."

„Nein, wir sitzen da oben im Himmel und blasen wie Engel," erwiderte der Hornist und stieg mit der Bande die Treppe hinauf.

Nun trat ein Mann auf eine mit grünem Reis verzierte Kanzel und hielt einen Vortrag über die Aufzucht der Viktoria-Schweine. Er gab eine genaue Naturgeschichte derselben und ihre Einbringung in Europa. Er schilderte sie dann so schmackhaft, daß Peter, der den früheren Theil des ganzen Vortrags theilnahmlos gehört hatte, jetzt der Mund wässerte.

Darauf hielt ein anderer Mann einen Vortrag über die Hypothekenversicherung und wies mit großer Klarheit nach, daß hierdurch die Grundlage alles Staatslebens, der landwirthschaftliche Credit, wieder vor Allem neu gesichert werde, daß nicht mehr alles Geld den Staatspapieren nachlaufe und vor Allem auch die Waisengelder dadurch einen höheren Zinsfuß bei größter Sicherheit bekämen.

Peter nahm auch an diesem Vortrage keinen rechten Antheil,

denn erstens war er zwar ein Waisenkind, hatte aber keine Gelder auf Pflegschaft stehen, und auf seinen liegenden Gütern ruhte keine Hypothek, denn er hatte keine. Und zweitens — das hätte man eigentlich schon als erstens nennen können — verstand er gar nichts von dem Vortrag und von der Sache.

Peter hatte einen guten Sitzplatz in einer Ecke gefunden, denn jetzt spürte er doch, daß er heute schon Mancherlei erlebt, wenn auch nicht übermächtig gearbeitet hatte. Er setzte sich nieder, und bald ging's ihm wie manchmal Sonntags in der Kirche, er schlief während der Rede gar besonders gut. Das ist wie ein gesunder Schlaf in der Nähe eines Baches oder auf einem Wagen, wo die Pferde gleichmäßig fortziehen, aber halt! stehen die Pferde still, wacht man gleich auf. Und so war es jetzt auch, als der Redner innehielt.

Es wurde hierauf ein Vortrag gehalten über die Ergebnisse der heutigen Versammlung, und besonders über die Preise, die heute vertheilt würden. Die anderen waren bereits bei der Vieh- und Früchteausstellung übergeben worden, der für den Wettpflüger Peter Gretsch war noch jetzt zu behändigen.

„Peter Gretsch! Peter Gretsch! Wo ist er?" riefen mehrere Stimmen durch einander. — „Peter, wo bist du?" rief jetzt der Hauptmann, und erst auf diese Stimme erwachte Peter.

Taumelnd richtete er sich auf, und plötzlich militärisch straff zuckte er nicht mit den Augen, obgleich es ihm ganz verwunderlich vorkam, wo er denn eigentlich sei, und er rief laut:

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Ein Lachen ging durch die Versammlung.

„Peter, du sollst hierher kommen!" rief der Hauptmann wieder; er stand nicht weit von der Rednerbühne.

„Sehr wohl!" antwortete Peter, schritt voran, und hüben und drüben machte man ihm Platz; aber das war kein Spießruthenlaufen, im Gegentheil, wenn Peter nicht noch halb im Schlafe gewesen wäre, hätte er leise Bemerkungen hören können, daß er seine Sache musterhaft gemacht, und daß er überhaupt ein hübscher, stattlicher Mann sei; aber auch die Ohren Peters schienen Appell zu haben und nicht nebenaus zu horchen. Peter stand endlich neben seinem Herrn und schaute starr auf den Redner, der jetzt noch eine

lange Einleitung machte, die Peter eigentlich gar nichts anging. Er sprach zuerst von der Bauart der verschiedenen Pflüge, und wie es ein Vorurtheil und nichts als Bequemlichkeit sei, daß der Schwingpflug so schwer Eingang finde. Freilich sei er für Viele nicht bequem genug, weil eben sein Vorzug darin besteht, den Zugthieren die Arbeit zu erleichtern und die Geschicklichkeit des Menschen dafür einzusetzen. Nun wurden die Bedingungen einer gerechten Furche auseinandergesetzt: wie sich Breite und Tiefe derselben zu einander verhalten müssen, wie sie vom Untergrund gradlinig abgeschnitten, die stoppelige Ackerkrume völlig gewendet auf die Nebenfurche legen müsse und am Untergrunde sich keine sägenartigen Ungleichheiten zeigen dürfen. „Alle diese Bedingungen," hieß es zuletzt, „hat Peter Gretsch hier vollkommen erfüllt und ihm gebührt der erste Preis." Er bestand aus einer silbernen Uhr, die kein Uhrglas hatte, sondern auch über dem Zifferblatt einen silbernen Deckel. Der Redner setzte hinzu, daß „ein Landwirth, der nicht genannt sein wolle, zu dem Preise noch drei Dukaten hinzugefügt habe". Peter empfing die Uhr und das Geld, er hielt die Uhr in der Rechten und das Geld in der Linken, und es war ihm wunderbar, wie schwer diese kleinen Münzen waren; ja, die machen sich wohl so schwer, dachte Peter bei sich, weil sie wissen, wie viel man dafür haben kann. Sonst kümmerte er sich nicht um die ganze Verhandlung und wiegte immer die Uhr und das Geld in der Hand, lächelte vor sich hin und blieb stehen, bis ihm sein Herr sagte, er könne wieder auf seinen Platz gehen. Jetzt bei der Rückkehr machte man nicht so willig Platz wie vorher. Peter mußte manchmal drängen und „mit Verlaub" sagen, bis er wieder auf seinen Platz kam, denn bis dahin mußte er doch wieder kommen, sein Herr hatte ihm ja gesagt, er solle wieder auf seinen Platz gehen. Er konnte nirgends anderswo im Saale bleiben und bei dem Durchdrängen hielt er die geschlossenen Fäuste immer noch vor sich auf die Brust. —

Als er wieder an seinen Platz kam, war der Stuhl besetzt, und zwar von einem alten Herrn, der auch nicht auf die Verhandlung zu hören schien. Peter stellte sich daneben. Nun wagte er, die Uhr zu der andern, die er schon hatte, in die Tasche und die Dukaten in seinen Beutel zu thun. Es that ihm zwar leid, daß sie zu den

gemeinen Groschen und Pfennigen hinein sollten, aber sie sind gut aufgehoben da. Mit der Uhr aber war es ein wunderliches Ding. Man



hörte sie wohl picken, aber man konnte gar nicht sehen, wie viel es an der Zeit, denn sie war um und um verschlossen. Da ist gewiß ein Geheimniß dabei. Man muß es abwarten.

Jetzt endlich, als Uhr und Geld versorgt war, ward Peter wieder ruhig und er konnte wieder still vor sich hinpfeifen, aber natürlich nur ganz still, wenn's möglich ist, noch stiller als heute am Morgen.

Hurrah! Auf! Es wird Tagwacht geblasen. Dreimaliger Trompetenschall ertönt von der Tribüne und „zu Tisch! zu Tisch!" ruft es aus den Versammelten, große Flügelthüren öffnen sich und da stehen lange weiße Tafeln und Hunderte von Lichtern flimmern, denn die Kronleuchter mit glitzernden Krystallen sind angezündet, und ein fröhlicher Mensch drängt alle Anwesenden fast von selbst hinein in den Saal. Peter ist hineingedrängt, er weiß selbst nicht wie, er hält nur immer die Hände an seinen Beutel und an seine Uhren, wie wenn er sich vor Taschendieben fürchtete.

Viertes Kapitel.

Worin unser Peter verzaubert wird und mitten im Besten aufhören muß. Wir lernen viel, auch was normal heißt.



In der Mitte der großen hufeisenförmigen Tafel stand ein aus Zucker gebautes Schloß auf dem Tische, grade wie im Märchen vom Schlaraffenland, und daneben silberhalsige Flaschen und schöne, wunderbare Blumen und vielarmige goldene Leuchter.

„Nein, dahin gehör' ich nicht, nein, das wär' unverschämt. Ich will anderswo sitzen," sagte Peter, als ein Kellner ihn bedeutete, er solle sich dorthin setzen, just nicht weit von seinem Herrn. Erst als ihm der Herr winkte, kam er und war bald zufrieden, da auch zwei Schäfer in seine Nähe kamen, die ebenfalls Preise gewonnen hatten. Natürlich! wo solche armselige Schäfer sitzen können, die sind doch die untersten, da kannst du ruhig sein. Peter that herablassend gegen die Schäfer und sagte: „Ihr sitzet bei mir." Es war aber nicht blos Herablassung, ehrlich gesagt, er meinte, die Schäfer hätten Angst, und er wollte sie beruhigen. Darum setzte er nach einer Weile hinzu: „Mein Vater ist auch Schäfer gewesen." Die Angeredeten sahen ihn

starr an und gaben keine Antwort. Er paßte immer genau auf, wie es sein Herr machte, und so that er's auch; ganz genau so, wie er, legte er die Serviette, und auf einen Schlag mit ihm nahm er sich den ersten Löffel Suppe. Er verbrannte sich dabei entsetzlich den Mund, denn der Herr blies noch, aber er brachte es doch hinab, und nun sah er selten auf seinen Herrn; er aß von jeder Speise, die kam, ein gut Theil, er hätte ganze Schüsseln genommen, wenn sie nicht die Kellner in der Hand behalten hätten.

Der Präsident, der Peter schrägüber saß, war ein wohlwollender herzlicher Mann, der Stern auf seiner Brust hatte sein einfach menschliches Gefühl nicht vernagelt; der Präsident rückte eine schöne Vase mit Blumen zur Seite, um besser beobachten zu können, daß Peter auch ordentlich zu trinken bekäme, und Peter aß und trank fast ohne ein Wort zu reden in gleichmäßigem Schritt ununterbrochen fort. Er hätte so immer fort sich voll gefüllt, wenn ihm nicht Jemand gesagt hätte: „Jetzt ist's genug", und das that sein Herr. Er stand auf und sagte Peter leise: „Iß nichts mehr, trinken magst du noch, aber nicht viel." Peter gehorchte natürlich, und es erschien grausam, daß er gerade jetzt aufhören mußte, denn jetzt kamen die schönsten gebratenen Vögel, sie hatten noch ihre Schwanzfedern und hatten Blumen und Vogelbeeren im Schnabel, und Jedermann sagte, das sei delikat, und Peter mußte davon bleiben. Als ihm der Kellner den Braten hinreichte, schaute Peter immer nach seinem Herrn, ob denn der nicht winke, daß er noch essen dürfe, es kostet ja nichts. Aber der Herr wendete ihm kein Auge zu, und der Kellner sagte: „Machen Sie keine Umstände, ich will Ihnen ein gut Stück vorlegen." Und richtig, da lag das beste Stück, aber Peter berührte es nicht; er blinzelte immer halb verstohlen zu seinem Herrn hinüber, und der Kellner lächelte, als er das schöne Stück wieder abtrug. Nun aber kam doch noch etwas Besseres als der Braten. Ein Mann unten am Tische — es war der, der Peters Stuhl vorhin besetzt und nicht aufgeschaut hatte — dieser klingelte jetzt an sein Glas und rief:

„Meine Herren! Man rühmt von den Römern, daß sie bei den Saturnalien einmal verkehrte Welt machten und ihre Diener bedienten. Ich glaube, daß es besser gethan ist, wie unsere Vorfahren thaten und wie wir jetzt, wenn auch nur bei außerordentlichen Gelegenheiten,

thun. Noch unsere Großväter aßen mit ihrem Gesinde am selben Tisch. Es ist nicht Hochmuth, wenn wir das unterlassen, sondern einfach unser schlechter Magen verbietet uns das." Allgemeines Gelächter entstand. Peter fand das Lachen sehr unhöflich, und der Redner fuhr fort: „Wir Gutsherren müssen heutigen Tages zu viel in den Schreibstuben sitzen und können die derbe Kost unserer Dienstleute nicht mehr vertragen; aber es gibt noch schöne Feste, und eines der schönsten und besten, was die neue Zeit hat, sind unsere landwirthschaftlichen Feste. Da sagen wir: kommt her, ihr, die ihr mit uns des Tages Arbeit theilt; nicht Alle, aber ihr, die ihr euch hervorthut durch besondere Geschicklichkeit, kommt her und sitzet mit uns beim Liebesmahl."

Ein seltsames Murmeln entstand in der Versammlung, und einer der Schäfer stieß Peter am Arm und sagte: „Das geht auf uns." Peter wehrte ihn unwillig ab, es verdroß ihn ohnedies, daß man den Redner, den schönen Mann mit dem kahlen Oberhaupt und einem kurz gehaltenen schneeweißen Barte, unterbrochen hatte. Sobald Peter reden hörte, war er eben wie in der Kirche, und da darf man ja den Pfarrer auch nicht unterbrechen, nicht wenn's Einem gefällt, und nicht wenn's Einem nicht gefällt. Unwillkürlich mischte er sich unter die Ruhe Zischenden, er zischte auch, und der Redner fuhr fort:

„Wie es einst im alten Griechenland bei den olympischen Festen herging, wie da die Wettkämpfe sich aufthaten, vom muthigen Ringen der Jünglinge, den Rennfahrten an bis hinauf zu den Kämpfen der Dichter im Vorführen ihrer Schauspiele . . ." Peter verstand nicht recht, was das sei, und seine Ohren schienen wieder dem Appell zu gehorchen; er hörte lange nichts, bis der Redner mit lauter Stimme rief: „Arbeit! Arbeit! Unser Wettkampf gilt nicht mehr den Künsten allein — das Wettsingen der Gesangvereine ist ein schöner Schmuck unseres Lebens — aber Arbeit ist unser bester Ruhm. Kraft, Fleiß und Verstand, das sind die Tugenden, die wir vereint krönen, wie sie alle drei einander brauchen und eins sind; jede für sich ist mangelhaft. Unsere höchste Ehre besteht nicht im Ringen der Körperkraft, daß Einer den Andern niederwerfe; nicht im Rennen auf raschen Pferden; nein, in der Arbeit zeigt sich unsere Meisterschaft. Unser

Siegespreis gilt heute dem Helden auf dem Saatfelde, nicht dem Helden auf dem Schlachtfelde. Da ist der Peter Gretsch" — Peter richtete sich rasch auf und wollte rufen: „Zu Befehl!" aber sein Herr winkte ihm heftig und rief: „Setz' dich," und schnell saß Peter wieder, und der Redner, das Glas erhebend, fuhr mit lauter Stimme fort: „der Sieger mit dem Schwerte des Friedens, der Pflugschar, der normale Pflugheld Peter Gretsch lebe hoch! und dreimal hoch!"

War es Peter schon bei Nennung seines Namens wie ein Blitz durch die Seele gefahren, so war ihm jetzt, als müßte er unterducken unter dem Schwall des Beifalls, der über ihn ausgeschüttet wurde. Er fuhr sich mit der Hand durch die Haare und über das ganze Gesicht, da ist's ja, als wenn Alles heraus wollte. Die Clarinetten und Trompeten und Pauken blasen und schmettern dreimal zu dem Hoch, und bei dem Zweitenmal schon hatte unser Peter doch so viel Besinnung, daß er sich freute, daß der Hornist von seiner Compagnie dabei war, der weiß es und kann davon erzählen, er hat selber mitgeblasen bei dem Hoch. Peter sah zu ihm hinauf und winkte ihm, aber der Hornist schien ihn nicht zu bemerken. Peter war vor Jahren mit dabei gewesen in Schleswig-Holstein, damals nach der Schlacht bei Schleswig, damals hatte man dem Divisionsgeneral ein Hoch gebracht und da hatte auch die Musik so dazu gespielt. Was hat damals der General gethan? — Groß aufgestanden ist er, kerzengrad auf dem Balkon und hat salutirt. Und so steht jetzt auch Peter auf und salutirt, militärisch genau. Aber o weh! seine Freude wird ihm schnell versalzen, denn der Kellner, der hinter ihm steht — der Gute, der ihm das beste Stück Fasan auf den Teller gelegt, das er freilich nicht essen durfte, aber er hat's doch gut gemeint — der raunt jetzt Peter zu: „Herr Gretsch," Peter hatte sich noch nie so nennen hören und schaute mit verwundertem Gesichte um, „Herr Gretsch! Nehmen Sie sich zusammen, Sie müssen sich jetzt bedanken und eine Rede halten."

Ja, Rede halten! Woher sollte denn Peter das nehmen? Peter war stark und gesund; aber eine Rede halten, ist ein schwer Stück Arbeit, das er sich nicht zutraut. Freilich, der General hat damals auch eine Rede gehalten, das gehört dazu. Der Angstschweiß steht

Peter auf der Stirn, auf Einmal wird's ihm ganz kalt, der Saal geht mit ihm herum und drin schwimmen die Kronleuchter und wollen Peter gerade auf den Kopf fallen. Aber halt' dich nur ruhig! Wenn's nöthig ist, kommt dein Herr und sagt dir schon, was du zu sagen hast.

Es war gut, daß Peter bald aus seiner Verzweiflung errettet wurde. Er mußte jetzt sein Glas ergreifen, denn von allen Seiten kommt man herbei, um mit ihm anzustoßen. Peter spürt ein paar Dutzend Hände durch seine Hand aus- und einspazieren: weiche, harte, Hände mit Siegelringen, trockene, dürre und feste Hände. Ja, es gab Hände, die sich anfühlten wie getrocknete Frösche, weichlich gestanden, und diese Hände schlüpften nur wie sich wälzend herein und heraus, und andere rissen sich so zurück, als wollten sie etwas aus der Handfläche mit herausnehmen. Peter hatte anfangs gemeint, er bekäme von Jedem noch ein besonderes Trinkgeld, da Jeder nach seiner Hand griff; aber bald merkte er, daß er nichts als einen leeren Händedruck bekam, und er war nicht leer, nein, das war eine Ehre, die gar nicht mit Geld aufzuwiegen ist. Wenn du es wolltest, wenn du nur ein Wort davon sagtest, diese Männer legen jetzt einen Haufen Gold zusammen und kauften dir das schönste Rittergut . . . Mehreren, die zu schüchtern schienen, ihm die Hand zu reichen, bot er sie selber dar, und diese Leute lächelten darüber gar herzlich und Peter lächelte ihnen auch zu. Der Redner aber, der schöne alte Mann, der das Hoch ausgebracht, stößt dreimal mit Peter an, und sie trinken Beide aus, ein volles schäumendes Glas Champagner, und dann legt der Redner die Hand auf die Schulter Peters und beugt ihn zu sich nieder. Peter hält ihm das Ohr hin — der alte Herr will ihm wohl noch etwas im Geheimen sagen — aber der alte Herr dreht ihm den Kopf — es geht schwer — und der alte Herr küßt Peter zweimal rechts und links auf die Wange, und Peter steht wie verloren. Ein langgedehntes „So?" sprach sein Mund, aber noch mehr sein langgedehntes Gesicht. Der Präsident hatte Peter gleich frisch eingeschenkt, und ein dicker Mann mit einer weißen Halsbinde, der jetzt mit ihm anstieß und ihm die Hand reichte, sagte: „Peter! Dein Herr hat's gut, daß er dich hat; ich wollte, ich hätte auch so einen guten Ackersknecht!" Peter nickte zufrieden und wünschte

Jedem das Beste. Er ist nicht neidisch, aber er zuckt doch die Achseln; er weiß im Augenblick Keinen, den er sich gleichstellen und an seiner Statt empfehlen kann; ist aber auch nicht nöthig, denn der dicke Mann mit der weißen Halsbinde ist auch schon wieder verschwunden und der Mitkämpfer beim Wettpflügen, der junge Landwirth mit den hohen Stulpenstiefeln, stand jetzt bei ihm und sagte:

„Ich habe es bald bemerkt, daß Sie den Preis bekommen werden. Ich gönne es Ihnen und ich freue mich mit Ihnen. Wenn ich nur schon ein Gut hätte! Ich würde Ihren Herrn bitten, daß er Sie mir überläßt."

Peter schüttelte den Kopf, und der junge Landwirth fuhr fort:

„Wenn ich Ihnen einmal in etwas dienen kann, soll's mit Freude geschehen. Ich heiße Georgi — Baron Georgi."

O wie schön und gut ist die Welt, wenn's Einem gut geht. Wie sind die Menschen alle so herzlich und getreu und... o! wenn's nur so fortginge, nur ein einzig Jahr, das wäre mehr gelebt, als wenn man tausend Jahre lebt.

Peter sitzt wieder auf seinem Stuhl, er weiß nicht, wer ihn niedergesetzt hat', ob er sich selbst oder ob ein Anderer, und er reibt sich jetzt die Stirn, denn er weiß nicht, ob auch sein Herr mit ihm angestoßen und ihm die Hand gereicht, und das ist doch das Wichtigste; daß sein Herr ihm nicht die Hand gegeben, glaubt er sicher zu wissen, und doch zweifelt er wieder daran, es war ja, wie wenn die ganze Welt nichts Anderes zu thun hätte, als mit ihm Brüderschaft zu machen.

Jetzt gehen die Leute an der Tafel hin und her. Es sitzt nichts mehr fest, nur Peter allein sitzt wie angenagelt. Manchmal ist ihm wohl noch, als ob die Welt mit ihm herumginge; aber nein, es ist Alles gut, er hört's immer noch laut rufen: „Peter Gretsch, der normale Pflugheld!" Es ist, als ob er seinen Namen zum Erstenmal hörte, und jetzt, da die Menschen aufgestanden, sieht er sich im großen Spiegel ihm gegenüber. Was ist denn das für ein Mensch, der da drüben? Er sieht ihn auch groß an. Peter steht auf, der Andere drüben auch, er nickt und lächelt ihm zu und Der drüben thut's auch. Ho! Ho! Guten Abend, Peter! Du bist's? Du bist auch da? Freut mich. Laßt dir's wohl bekommen!

Peter erhebt sein Glas und er trinkt dem braven lustigen Kameraden da drüben zu, der thut in Allem mit und sie trinken und es schmeckt ihnen Beiden wohl.

Juchhe! Es ist gut, daß die Musik schallt, wie Peter nun so jauchzt; es merkt's Niemand als er und braucht's auch Niemand weiter zu wissen. Und wie köstlich mundet der perlende Champagner! der tanzt noch einmal auf der Zunge, und schau! im Glas da steigen immer wieder Bläschen auf. Peter sitzt still da und weiß von gar nichts. Die Cigarren werden angesteckt. Der Präsident gibt Peter auch eine, aber der Hauptmann steht unversehens hinter Peter und sagt:

„Meine Leute dürfen keine Cigarren rauchen. Peter fahr' du jetzt heim."

Grausam verstoßen kam sich jetzt Peter vor, daß er mitten aus allem dem heraus fort mußte; aber die Subordination war doch stark, und er sagte ruhig:

„Zu Befehl."

Mit dem ganzen Fuß auftretend, in steifer Haltung, nur manchmal da und dort Einem freundlich zunickend, ging er durch den Saal. Ob Wein oder Ehre ihn benommen und seinen Schritt schwankend gemacht hatten, wer weiß das?

Draußen wollte sich Peter die Cigarre, die ihm der Präsident gegeben hatte, dennoch anzünden, aber er machte es ungeschickt; und kaum hatte er drei Züge gethan, als er die Cigarre zerbrach, wegwarf und sich auf den Mund schlug für seine Sünde. Nein, nein, das darf nicht sein. Hat der Herr verboten, Cigarren zu rauchen, so darf man's nicht ungesehen thun.

Es war nicht herrisches Wesen, daß sich Peter beim Aufladen des Pflugs und beim Anspannen seiner Pferde helfen ließ. Es war ja bei der Laterne so dunkel, daß man dadurch erst recht sah, wie man nichts sieht, und Peter kam ja so plötzlich aus einem Saal mit tausend Lichtern, und dabei murmelte er vor sich hin: „Normal! Normal!" Das Wort klang ihm noch im Ohr, wie man eine Melodie forträgt vom Tanze.

In der Wirthsstube fragte Peter den Bombardier: „Du, kannst du mir sagen, was normal heißt?"

„Normal? Ja wohl. Weißt du, das ist ... zum Beispiel, verstehst du ... zum Beispiel beim Appell oder im Feld ... normal, ja wohl, das ist normal.“

Peter schien zufrieden mit dieser Aufklärung. Und da der Bombardier Alles wußte und verstand, zeigte er ihm die Uhr, war aber noch klug genug — er durfte sich jetzt nicht verspotten lassen — nichts davon zu sagen, daß er sie nicht zu öffnen verstehe. Der Bombardier drückte nur am Heber und der eine Silberdeckel ging in die Höhe.

„Ja, das ist eine Prachtuhr; aber warum ist nirgends angegeben, daß das ein Ehrenpreis ist? Du mußt dir das mit deinem Namen da innen eingraviren lassen,“ belehrte ihn der Bombardier.

„Kann man das nicht außen auf dem Deckel?“

„Nein, auf dem Gerippten geht's nicht. Brauchst nicht so stark zu drücken. Sieh, so geht's ganz leicht auf.“

Peter lernte die Kunst, die Uhr zu öffnen, und fuhr davon.

Fünftes Kapitel.

Ein blinder Passagier steigt auf, er ist aber nicht stumm und hilft träumen. Neidkrallen und Neidschnäbel hacken und wecken.



Aufrecht stehend in seinem Wagen fuhr Peter heimwärts durch die Nacht. Er konnte nicht sitzen. So aufrecht stehend fühlte er sich viel lebendiger und hatte auch nicht zu besorgen, daß er einschlief und ihm ein Ungemach begegnete. Der Wagen zitterte im raschen Lauf, aber Peter stand fest und gar Wunderliches ging ihm dabei durch Kopf und Herz; er machte sich nur durch Knallen mit der Peitsche Luft. —

Draußen in der Natur sehen wir, wie ein Schmetterling zuerst Raupe und dann Puppe war, bis das leichtgeflügelte Wesen davon fliegt. Drinnen in der Seele, in der Natur des Menschen, können wir das nicht so genau sehen, und doch bilden sich ähnlich hier Raupen und Puppen, und wer weiß, was später herausfliegen wird.

Ja, ja, Peter hat auch Raupen im Kopf, aber man kann nicht sagen, was für Farbe und wie viel Füße sie hatten. Peter fuhr still dahin, und plötzlich zuckte er auf, als wenn ihn ein Schuß getroffen hätte: „Hast du denn deinen Ehrenpreis noch? Ja, die Uhr ist noch da, aber du hast dem Hausknecht ein Trinkgeld gegeben, und

gewiß hast du ihm in der Finsterniß einen von den Preisdukaten für ein Zweigroschenstück gegeben.“ Plötzlich war's Peter, als ob man einen Kübel Wasser über ihn geschüttet, es fror ihn, und er rief laut:

„O, das wäre schändlich! Und der Hausknecht wird dich auslachen, und wie stehst du vor der Welt da, daß du von deinem Ehrenpreis — ich will von Geldeswerth gar nicht reden — gleich ein Stück verlierst! Und du darfst nicht einmal einem Menschen sagen, daß du im Dusel einen verschleudert, sie würden dich nur auslachen. Einen andern einwechseln kannst du dir auch nicht, das ist ein Ehrenpreis, der nicht für Geld zu bekommen ist, und ich kann meine Dukaten Niemand zeigen, wenn mir einer fehlt. O, ich entsetzlich unglücklicher Mensch!“

Mit Hast fuhr Peter dahin, hielt beim nächsten Dorfe an und lächelte vor sich hin, als er im Wirthshaus richtig fand, daß er seine Dukaten noch alle hatte. Er hielt einen nach dem andern ans Licht, er wollte drauf lesen, ob wohl da etwas vom Ehrenpreis steht, aber er konnte die Schrift nicht lesen.

Als er wieder weiter fuhr, überfiel es ihn mit plötzlichem Schreck, wie ungeschickt er gethan, seine Uhr und seine Dukaten im Wirthshaus zu zeigen. Da saß ein Mensch hinterm Ofen, der sah verwegen aus, und er hat sich davon geschlichen, ja, er ist bei der Abfahrt nicht mehr da gewesen, und jetzt lauert er dir gewiß auf und raubt dich aus und tödtet dich; und wenn du ihn umbringen mußt, ist es auch arg dein Leben lang, du hast einen Mord auf dir. O weh! O weh! Was für ein Elend wird jetzt auf Einmal aus all der Freud'!

Im gestreckten Galopp wollte Peter davon fahren, aber der Pflug duldete das nicht, er schlug fast über die Leiter. Peter band ihn mit Herzpochen dreifach fest, und nun ging's ohne Aufenthalt der Heimat zu. Aber ein blinder Passagier hatte sich nächtlicher Weile zu Peter auf den Wegen gesellt, er war aufgestiegen, man wußte nicht wie, und er nahm auch keinen Platz ein, und doch war er da, immer, sprach bald leise, bald laut, aber immer vernehmlich. Vielleicht ist es gar Der dort aus dem Spiegel heraus, der so wunderlich gelacht hat. Ja, es ist so. Peter war von dieser Stunde an nicht mehr allein, es war noch ein anderer Mensch in ihm aufgewacht,

der jetzt auf allen Wegen und Stegen mit ihm redete, und der wird gar nicht müde und will gar nicht schlafen.

„So, jetzt sind wir da," sagte Peter laut, als er in den Hof einfuhr, und er schaute um, da er sich selber so reden hörte. Er muß sich daran gewöhnen.

Die Pferde fanden im Finstern ihren Standort und Peter eben so im Finstern sein Bett. Er hatte wohl noch in der Gesindestube lachen gehört, spürte aber keine Lust, hinauf zu gehen. Es war auch besser, der Herr erzählte, was aus ihm geworden, als daß er selbst berichtet. Wunderlich! Wenn man sich die Dinge recht überlegt und ansieht, da läuft Alles auf zwei Beinen oder mehr, und da hat auch jede Sache verschiedene Beweggründe.

Ja, wir sind jetzt gescheit geworden, so ein Tag macht gescheit. — Mit diesem glücklichen Gedanken legte sich Peter ins Bett.

Er wußte nicht, wie lang er geschlafen hatte, als er von einem Höllenlärm geweckt wurde. Seine Dienstgenossen alle standen draußen und riefen: „Peter, wach' auf!" und besonders die Stimme der Cläre und die der Anne-Lise tönten vor: „Du hast den Preis gewonnen, komm heraus, Preisels-Peter! Preisels-Peter, komm heraus!"

Peter that anfangs, als ob er nichts hörte, aber schnell sprang er auf und schaute nach, ob er seinen Verschlag gut zugeriegelt, dann rief er hinaus: „Laßt mich in Ruh'." Weiter hörte man nichts mehr von ihm und das Lärmen und Rufen draußen verstummte auch nach und nach.

Peter wollte von gar nichts wissen, er hatte für heute schon Beifall genug, der seiner Dienstgenossen kann warten bis morgen, er wird nicht altbacken; und müde ist Peter auch, Ruhmtragen macht auch müde, und Peter möchte am liebsten schnell wieder einschlafen. Ja, das geht aber nicht so schnell! Ein Mensch ist in einer Sekunde aus dem Schlaf geweckt, aber es dauert lang, bis er wieder einschlafen kann. Das erfuhr Peter jetzt und er sollte es noch viel weiter und in ganz anderer Weise erfahren. Und wie da die zwei Uhren neben einander picken, immerfort, und kommen doch nicht auf Einen Schlag, fast so ist's im Herzen Peters. Schlaf ist das Beste. Gut' Nacht, Welt! —

Peter hatte indeß in dieser Nacht einen glücklichen Traum.

Er ritt neben seinem Herrn, nicht hinter ihm, nein, ganz neben ihm wie ein Kamerad, und sie sprachen mit einander wie Brüder, und der Herr sagte: „Nenn' mich nur auch du, lieber Peter, und hier, du sollst meine Mütze tragen," und eben indem der Herr seine Mütze Peter auf den Kopf setzen wollte, erwachte er.

Am Morgen als Peter nach seinem Pflug sah, zeigte sich, daß der rechte Handgriff an der Sterze gebrochen war. Er war eben daran, aus dem Pflug seines Nebenknechts Konrad sich das Erforderliche zu entnehmen, als Konrad dazu kam und es ihm wehrte; er gebe nichts von seinem Werkzeug her. Konrad war ein immer sauer dreinsehender unfreundlicher Gesell, und heute war er's gegen Peter doppelt. Dieser sah ihn betroffen an, er konnte sich eigentlich nicht erklären, was er denn verschuldet habe; er besann sich aber nicht lang, sondern richtete schnell eine neue Sterze her, die er einstweilen zur Noth befestigte, bis der Wagner wieder Alles in Ordnung bringt.

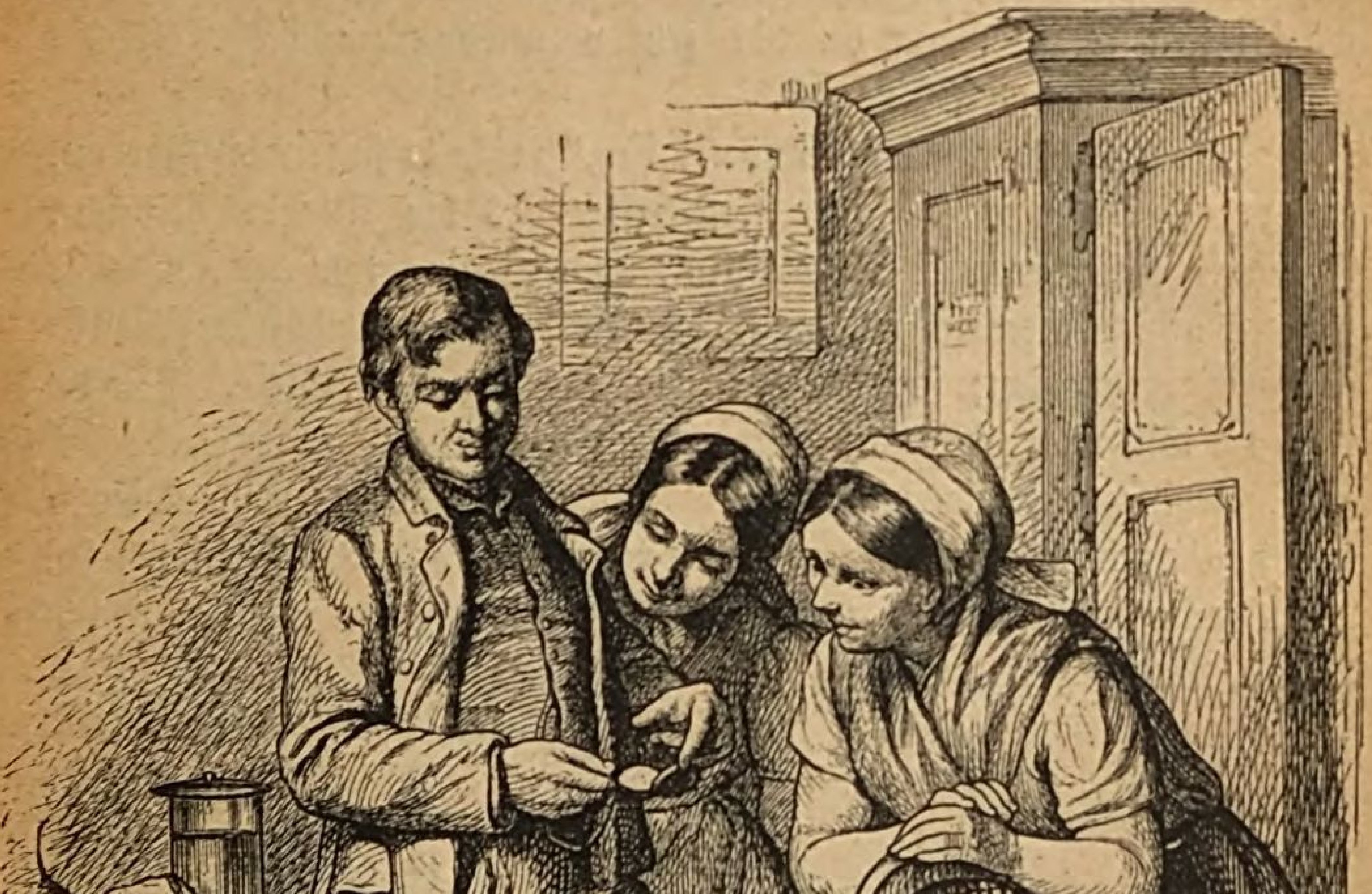
Beim Morgenimbiß merkte Peter, was er verbrochen hatte. Er wurde von dem gesammten Gesinde mit einem spöttischen Hoch begrüßt. Geschieht ihm schon recht, warum war er etwas Besseres als die Anderen neben ihm.

„Du gehst wohl heute nicht ins Feld, der Herr wird dich spazieren fahren," hänselte Konrad.

Peter wußte nicht, was das sein solle. Er glaubte, seine Dienstgenossen seien bös, weil er ihnen noch nicht seinen Preis gezeigt, und legte nun seine Springuhr und die Dukaten auf den Tisch. Es durfte sie aber Niemand anrühren, und Cläre sagte: „Ei, das ist ein schön Stück Geld. Du hast in einem halben Tag ein ganzes Jahrlohn verdient."

Die Anne-Lise aber setzte mit spöttischer Miene hinzu: „So? das ist blos eine Uhr und Geld? Das will nicht viel sagen. Das kann man überall kriegen. Ich hab' geglaubt, du hättest eine Denkmünze bekommen, die du am Ordensband trägst. Das wär' schön! Ich hab' mir's ausgedacht, da wären wir einmal mit einander nach der Stadt gegangen und bei allen Wachtposten vorbei, daß sie hätten vor uns präsentiren müssen. Es hat mich jedesmal gefreut, wenn ich mit meinem Ohm, dem Domäneninspektor, gegangen bin und die

Soldaten haben das Gewehr in Arm nehmen müssen. Ich hätt' auch allemal gern an den Kopf gegriffen, wie mein Ohm. So? Du hast blos Geldswerth? Das will nicht viel heißen."



Peter brachte schnell seine beschimpften Ehrengeschenke wieder zu sich.

„Ein Pferd, ein Schwein, ein Paar Ochsen und ein Kalb

haben auch den Preis bekommen. Zu wem wirst du jetzt Kameradschaft machen, Peter?" so fragte ein alter Knecht.

Peter schaute ihn mit zornfunkelnden Augen an und wollte auf ihn los, da wehrte Cläre: „Fang' keine Händel an, Peter; das wär' ihnen recht, wenn du dich jetzt verunehren möchtest. Thu's nicht." Peter ging still davon.

„Kommt her, ihr seid nicht neidisch," sagte er zu seinen Pferden, als er sie einspannte. „Ihr seid besser als die Alle da drinnen. Juchhe!" unterbrach er sich plötzlich, und es ging ihm auf, was er für ein außerordentlicher Mensch sein müsse, da ihn alle seine Dienstgenossen beneideten; ja, es ist nichts als der blasse Neid. Wartet nur, ich will euch noch was aufzurathen geben.

Freilich wäre es schöner und lustiger, wenn sich deine Dienstgenossen auch mit deiner Freude freuten; aber das ist einmal so, wenn man was Besseres geworden ist, muß man den Neid ertragen lernen, das gehört dazu.

Sechstes Kapitel.

Peter hat einen Unfall, es erscheint ihm eine Schlange mit weißer Halsbinde und eine andere mit rothem Kopftuche und zuletzt erhält er einen Zauberstab.



Peter ritt noch nie so hinaus ins Feld als an diesem Morgen. Er grüßte zuvorkommend Jeden, der ihm begegnete, er war gar nicht stolz, gar nicht, und wenn er die Krone auf dem Kopf hat, er wird immer derselbe bleiben — etwas Derartiges sagte er sich und fuhr fort, auf dem Felde draußen da zu ackern, wo er vorgestern aufgehört hat. Plötzlich hielt er an, die Pferde wußten nicht warum, und er auch nicht, aber er konnte nicht vom Fleck, denn er dachte daran, wie wunderlich es gewesen sei, als er sich gestern so groß im Spiegel gegenüber sah; er schaute jetzt an sich herunter und sagte fast laut vor sich hin: „Du bist doch eigentlich ein hübscher Kerl ... Nein, ich laß mich nicht zum Narren machen. Hü!“ rief er und weiter ging's.

Gestern hatte Peter kaum rechts und links geschaut, heute that er's auch nicht, aber es war ihm manchmal, als ob ihm tausend und

tausend Menschen zusähen; sie sind Alle so still, halt' dich nur ruhig, jetzt schreien sie auf: Hoch und abermals Hoch, der Pflugheld Peter Gretsch! Fast ängstlich schaute Peter um und schüttelte den Kopf über seine Träume. Und doch mußte er wieder denken: ja, hier sollten sie mich sehen, hier auf unserm Grund und Boden, den ich seit so vielen Jahren kenne; das ist doch ganz anders gepflügt als wie dort. Aber wer sieht drauf, was ich hier mache? Wo sind jetzt die Menschen alle, die sich gestern um mich herum gedrängt haben? Niemand als die Raben sehen mir hier zu, wie ich arbeite. Unser Gut liegt so abseits von der Welt, und da kommt Niemand, und die schönste Arbeit, wer sieht sie? Und unser Herr, ja, ein Pferd, das streichelt er noch, aber wann hat er je Einem gesagt: Das ist gut, das hast du prächtig gemacht? ... Wunderbar, wie plötzlich die Rednergabe über einen Menschen kommen kann. Die Antwort, die Peter gestern schuldig geblieben war, jetzt strömte sie ihm in reichen Worten zu und er sprach: „Meine Herren — allgemeiner Ruf: Ruhe! der Peter spricht — Meine Herren! die Ehre, der Ruhm, Normal! Das Glück! Der Dank! Dreimal Hoch! ..."

Ja wohl, hoch, kopfüber ging's, Peter baumelte in der Luft und lag mit dem Gesicht auf dem Boden, er wußte nicht wie.

Jetzt war's aber doch gut, daß Niemand Peter sah, denn bei diesem innern Denken hin und her war ihm das Ende des Leitseils auf den Boden gefallen, er hatte es nicht bemerkt, hatte sich darin verfangen, und jetzt stürzte er mit einem entsetzlichen Gepolter über die Pfluggabel weg, kopfüber ins Feld, daß ihm alle Gelenke krachten. Er stöhnte in den aufgewühlten Boden hinein: „Normal, normal!" und normal, normal! krähten die Raben über ihn hin. Es war, als wenn sie's ganz deutlich gelernt hätten. Endlich richtete er sich auf, die Pferde schauten mitleidig nach ihm, er sah entsetzlich aus. Wenn er jetzt den großen Spiegel vor sich gehabt hätte, er wäre vor sich selber davon gelaufen. Es gelang ihm, sich allmälig wieder zusammenzufinden und zu säubern, und besonders die Mähnen seiner Pferde waren dazu sehr verwendbar. Als Peter im Weiterarbeiten wieder still hielt und nach seiner Uhr sah — das ist doch gut, daß sie kein Glas hat, der Deckel hat nur einen kleinen Bug. Aber die Dukaten! Wo ist der Beutel? Der Athem stand ihm

still, der Beutel war dahin. Er riß an sich herum, als wolle er sich das Herz aus dem Leib reißen, aber er fand den Beutel nicht, und laut auf schrie er:

„Die ganze Welt geht unter, wenn das verloren ist!“ Er rannte nach der Stelle hin, wo er gefallen war, er hatte da schon zweimal vorüber gepflügt; wenn der Beutel unter übergelegte Schollen gekommen, ist er schwer, ja wahrscheinlich gar nicht mehr zu finden. Glücklicherweise lag er abseits. Peter hatte seinen Schatz verloren und nun hatte er ihn wieder gefunden und war dessen doppelt froh.

Nach dreistündiger Arbeit saß Peter auf seinem Pflug und schnitt sich Brod und Käse, die er mitgenommen hatte als zweites Frühstück. Zum Erstenmal in seinem Leben kam ihm das Brod etwas sauer vor, aber er war gescheit genug, sich zu sagen, daß das wohl von daher komme, weil er sich gestern an den vielen Speisen den Magen verdorben. Jetzt im Stillsitzen dachte er wieder: es ist gut, daß du das mit dem Ehrenpreis mit dir allein fertig machen kannst. Sei es wie es wolle, von der Stunde an habe ich doch mein Leben lang etwas bekommen, was man mir nicht mehr herunter thun kann. Das bleibt und ich will's schon hüten.

Es gibt Augenblicke, wo ein ganz gescheiter Mensch Jahrzehnte zurückspringen und wieder zum Kind werden kann, und Peter hatte — trotzdem er schon über dreißig Jahre alt war — gar nicht sehr zu springen, um wieder beim Kinde zu sein. Er that seine Dukaten heraus, legte auf Daumen, Zeige- und Mittelfinger je einen, hielt so die Hand vor sich hin und sagte: „Jetzt hab' ich eine goldene Hand, und ich hab' einmal in der Schule gehört, man kann einen Dukaten so dünn schlagen, daß man einen Reiter mit sammt dem Pferd damit vergolden kann. Ich möchte mich vergolden lassen und meine Pferde dazu. Es reicht grad aus . . . Red' nicht so närrisch, sonst verspotten dich deine Neidteufel.“

Nochmals zog in Gedanken Alles an ihm vorüber, was er gestern erlebte, und er blieb zuletzt bei dem Wunsche stehen: wenn er nur den Wein hätte, den er gestern ungetrunken ließ. Aber mein Herr wird mich natürlich jetzt immer mitnehmen zum landwirthschaftlichen Fest, und da krieg' ich immer wieder neuen; ich muß alle Jahre den Preis kriegen!

Während er so da saß, hörte er plötzlich einen Reiter den Weg heraufkommen. Es ist gewiß dein Herr, der dir Glück wünschen will, er hat's ja noch nicht gethan, o, der ist gut! Freilich wäre es schöner gewesen, wenn er's vor den Anderen gethan hätte, vor den Neidteufeln, da hätten sie Alle müssen den Hut abziehen . . .

Es war aber nicht der Herr, der herauf kam, sondern der dicke Herr von gestern mit der weißen Halsbinde; er hielt bei Peter an und sagte:

„Ah! Da bist du ja! Oder irre ich mich? Bist du nicht der Ackersmann, der gestern mit dem Preis gekrönt wurde?"

Das Wort „gekrönt" drang Peter ins Herz, er stand auf und sagte:

„Ja wohl, der bin ich."

„Es ist brav, daß du heut gleich wieder bei der Arbeit bist. Wie viel Lohn hast du?"

Peter gab Alles genau an.

„Es ist brav, daß du bei deinem Herrn bleibst," sagte der Dicke mit der weißen Halsbinde. „Mein Oberknecht hat den doppelten Lohn, den du hast. Ich will dich natürlich nicht abspenstig machen, Gott bewahre! Aber wenn du einmal ledig bist, — es ist nur, daß du's weißt."

Der Dicke ritt davon und Peter schnalzte mit beiden Händen und schaute dem Reiter nach. Da reitet sein Ruhm dahin, und der doppelte Lohn, ja, der hat dem Ruhm Beine gemacht, jetzt kann er laufen. Peter fühlte jetzt gar nichts mehr davon, daß ihm von dem Fall alle Glieder weh thaten und — er ist ja für sich allein und ohnedies nicht an höfliche Manieren gewöhnt — gegen das Rittergut gewendet, wird Peter ganz trotzig, streckt die Zunge heraus, denn er dachte: Ja, spottet nur, ihr Alle! Ich bin doch der, dem man nachreitet und den man aufsucht; ich will euch schon den Meister zeigen und meinem Herrn werde ich Alles sagen . . . nein, ich warte, bis er selber anfängt.

Jetzt arbeitete er wieder fröhlich weiter und oftmals war's ihm, als hörte er noch den Tusch von Trompeten und Pauken, mit dem sein Name und Hoch und Hoch ausgerufen wurde.

Am Mittag — Peter war weit im Feld und konnte nicht heim

zum Essen — kam die Cläre selbst und brachte ihm das Essen. Sie sagte, sie habe sich's ausgebeten, daß sie herausgehen dürfe, sie müsse allein mit ihm reden. Weit stärker als es Peter für sich gedacht hatte, berichtete nun Cläre, wie die Dienstgenossen vor Neid vergehen möchten, weil Peter jetzt ein so berühmter Mann sei, und wie er



nun beim Herrn darauf dringen müsse, in eine höhere Stelle zu kommen.

Peter erzählte, daß eben ein Herr von gestern bei ihm gewesen sei und ihm den doppelten Lohn angeboten habe. Cläre aber lachte darüber, daß er Ackerknecht bleiben wolle; er müsse jetzt weiter hinaus, er müsse mindestens Verwalter werden. Peter glotzte sie ver-

wundert an, es war ihm zu Muthe wie einem Menschen, der selber nicht lesen kann und dem Alles erst vorgelesen werden muß.

„Ich hab' mir's auch schon gedacht," sagte er. „Daß man mir nachreitet und mir den doppelten Lohn anbietet, das zeigt mir, was ich geworden bin; aber Verwalter? Nein, das kann ich nicht werden, dazu hab' ich das Geschick nicht."

„O du! Schäm' dich, daß du so was sagst. Sei froh, daß nur ich's gehört habe. Es ist nichts als Bequemlichkeit, du hast nur den rechten Muth nicht; du kannst Alles, wenn du willst. Laß dir nur von mir helfen, du weißt ja, wie ich's mit dir meine."

Die Ermahnungen der Cläre waren süß und bitter zugleich. Es ging Peter fast wieder wie damals, als er zum Militär kam: er war entsetzlich unanstellig beim Aufsteigen auf das Pferd, wenn er aber oben saß, regierte er's, wie wenn es ihm angewachsen wäre.

Cläre lenkte wieder ein und sagte:

„Der fremde Herr kann dir viel helfen. Wie heißt er denn?"

„Das weiß ich nicht. Ich hab' ihn nicht gefragt. Er ist der Herr von gestern mit der weißen Halsbinde."

„O du! Ja, du bist auch nichts als der Herr von gestern, und heute bist du wieder nichts als ein einfältiger Ackersknecht und das bleibst du dein Leben lang. Geh' hinein und sag': Der Herr von gestern hat mir doppelten Lohn geboten. Die ganze Welt wird dich auslachen. Geh', sage nichts mehr. Schon unsere Mutter selig hat's im Sprüchwort gehabt: Es ist zu beklagen, wenn man den Hund muß tragen zum Jagen. Adies, Herr von Gestern."

Cläre meinte es eigentlich nicht so bös, aber ein guter Witz, oder wenn man etwas auch nur dafür hält, wird zum Hexenbesen, auf dem die friedsame Natur davon reitet.

Cläre flog zwar nicht auf dem Besen durch die Luft, aber sie ging doch schadenfroh davon.

Peter kümmerte sich nicht um dies „Weibergeschwätz" und vollführte seine Arbeit bis es dämmerte, dann kehrte er heim.

Peter wollte sich jetzt seine Pfeife stopfen, da sah er, daß er bei dem Fall auf dem Felde das Pfeifenrohr verloren hatte; er ging hinaus zu Konrad und bat, ihm ein Pfeifenrohr zu leihen, aber Konrad weigerte das mit Spott; da rief der Herr, der zum Fenster

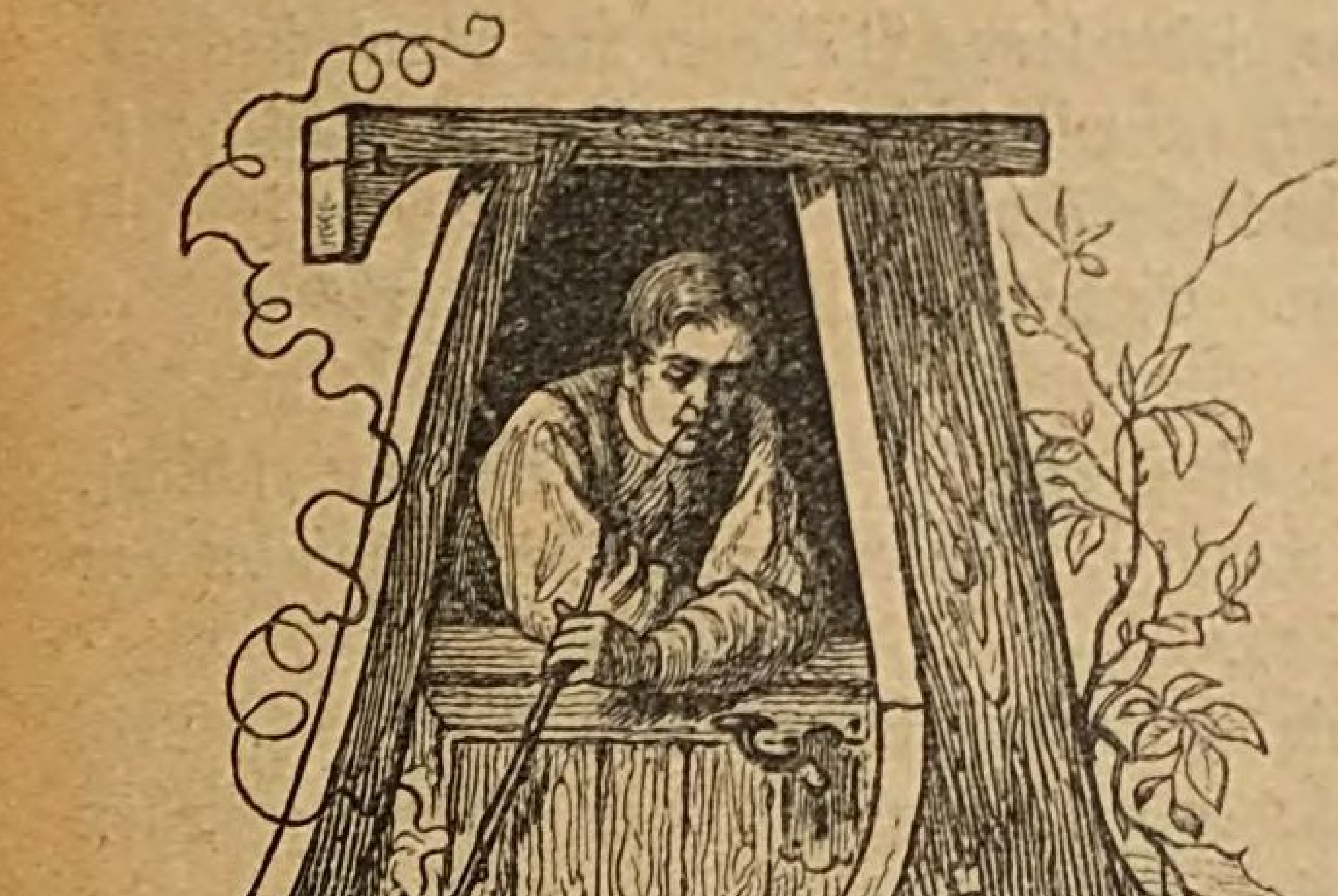
heraussah: „Peter, komm herauf.“ Peter ging hinauf und der Herr sagte: „Da, da hast du eine Pfeife,“ und er nahm seine eigene Pfeife mit dem langen Rohr aus dem Munde und gab sie Peter.

Der Marschallstab hat noch nie einen Menschen glücklicher gemacht als die Pfeife mit dem langen Rohr unsern Peter; denn man muß wissen, daß selbstverständlich und weil's auch bei der Arbeit nicht geht, ein Knecht nie aus einer langen Pfeife raucht, das ist Herrenrecht.

Jetzt zeigte die lange Pfeife im Munde fortan allen Dienstgenossen, was Peter zu bedeuten hatte. Er ließ in der Gesindestube darüber spötteln, er wußte doch, was das heißt.

Siebentes Kapitel.

Peter ist schön und berühmt und es ist Sonntag dazu. Ein Bekehrter und ein versiegelter Brief und die Bombe platzt.



Am andern Morgen, es war Sonntag, da war nun erst der rechte Tag, an welchem sich die Ehre auskosten ließ. Als Peter seine beiden Pferde an den Brunnen führte, stand Anne-Lise dort und ließ den Kübel voll laufen.

„Du hast dich ja heute prächtig herausgeputzt!“ sagte Anne-Lise, „und ich kann dir's nun auch sagen, du bist ein hübscher Mensch.“

Peter schmunzelte vor sich hin. Ja, ja, jetzt, da er ein be-

rühmter Mann war, jetzt sah man erst recht, was sonst an ihm gewesen, man hatte es früher immer übersehen wollen, der Herr von gestern will ihm doppelten Lohn geben und die stolze Anne-Lise macht ihm den Hof.

„Nein, ich spotte nicht, es ist mein Ernst, mein heiliger Ernst," betheuerte Anne-Lise, da Peter schwieg. Sie war's nicht gewohnt, daß man ihr, der schönen Stolzen, nicht tausendmal Dank für eine solche Freundlichkeit sagte.

Peter nickte und reichte Anne-Lise über den Trog hinüber die Hand und sagte:

„Du gefällst mir auch."

„Ich gehe heute mit dir ins Wirthshaus, wenn du willst," betheuerte jetzt Anne-Lise.

„Ist recht, bleibt dabei," sagte Peter und führte seine Pferde dem Stall zu.

Er hatte nicht lange Zeit, sich drin über seinen neuen Sieg zu freuen, da kam Cläre, die von ihrer Bissigkeit von gestern nichts mehr wissen wollte, und rief:

„Peter, hat dir der Herr nichts gesagt?"

„Nein," sagte Peter, seine lange Pfeife in den Mund steckend.

„O! der, glaub' mir, der will dich nicht aufkommen lassen; er fürchtet, er muß dir mehr Lohn geben, und das muß er auch, bis wir später weiter kommen. Er hat dir also nichts gesagt?"

„Nein."

„Der Postbote hat mir's erzählt, du stehst im Wochenblatt. Dein Name steht im Wochenblatt, Peter Gretsch, und daß du den ersten Preis bekommen hast."

Fast wäre Peter die Ruhmespfeife aus dem Munde gefallen, so hatte ihn die Nachricht ergriffen; aber Cläre, die das gesehen hatte, faßte sie noch geschickt auf und sagte:

„Ich möchte ihm die Pfeife vor die Füße werfen. Also das ist Alles, was er dir geben will? O, der Geizkragen! Nicht einmal ein gutes Wort schenkt er."

Peter hatte nicht Zeit zu erwidern, denn Anne-Lise kam hereingestürmt und rief:

„Er hat's weggeschlossen, es soll's Niemand wissen. O, der

ist neidisch auf dich; er will's nicht, daß Jemand anders wissen soll, was du für ein berühmter Mann bist. Ich bin in das Zimmer des Herrn geschlichen, ich weiß, wo das Wochenblatt liegt, allemal bis zum nächsten Sonntag; aber er hat's weggeschlossen. Schadet nichts, wir gehen heute Nachmittag hinüber zu meinem Vetter, dem Inspektor, der hält das Wochenblatt auch, da lesen wir's gedruckt mit einander; aber nein, mir fällt noch was Besseres ein. In der Schenke wird das Wochenblatt ja auch gehalten, da gehen wir hin, gleich nach der Kirche. O, du stolzer, neidischer Herr Hauptmann, wir sind auch gescheit, nicht wahr, Peter, wir sind auch gescheit?"

Anne-Lise wollte die Bestätigung haben, daß sie gescheit sei; sie ließ den Ruhm Anderer gelten, aber sie wollte auch den eigenen, und sie ließ nicht eher ab, bis Peter sagte:

„Ja, ja, du bist gescheit."

Nun wurde ausgemacht, daß man sich rasch zur Kirche fertig machen wolle, um noch vor der Thür zu hören, wie alle Leute von dem Ruhme Peters sprechen. Cläre bejammerte, daß sie zu Hause bleiben und kochen mußte. Anne-Lise tröstete sie mit innerer Schadenfreude.

Der Herr sah zum Fenster heraus, als Peter wohlgeschmückt vor dem Hause stand. Er sagte kein Wort, und Peter spürte es wie einen Wurm im Herzen, daß das Weibsvolk Recht habe, daß der Herr so neidisch und geizig sein solle; aber es muß doch sein, warum gibt er dir nicht ein gutes Wort? Vielleicht spart er's bis Mittag, er wird dich dann herauf rufen, du sollst allein mit ihm essen, ja, das wird er.

Peter wartete nicht, wie er versprochen hatte, auf Anne-Lise; es duldete ihn nicht mehr auf dem Hofe, wo ihm Alles so neidisch war und außer dem Weibsvolk Niemand ein gutes Wort gönnte.

Beim ersten Läuten machte sich Peter auf den Weg. Wo Zwei mit einander sprachen, lächelte er in sich hinein; er wußte ja, sie konnten von nichts Anderm reden als von seinem Ruhm, was gibt's denn noch in der Welt, von dem man reden kann? Wer ihn grüßte, war seines Ruhmes voll, und wer ihn nicht grüßte, steckte voll Neid. Er nickte den Begegnenden zuvorkommend und herablassend zu, sie sollten nicht lange verlegen sein, wie sie ein Gespräch

mit ihm anknüpfen konnten; sie sollten nur frei heraus ihn loben, er gönnte es den Menschen, daß sie Freude an ihm erleben, an seinem Ruhm hat das ganze Land Theil; er hat gar nichts dagegen, er gönnt es Allen.

Aber leider Gottes, so ist's, die Welt ist entsetzlich giftig, wenn Einer was Besseres geworden; weil sie Einem den Ruhm nicht nehmen können, suchen sie, so viel an ihnen ist, davon wegzuleugnen, und thun, als ob gar nichts geschehen wäre.

Da gehen die Leute hin, schauen Peter starr an oder sehen gar auf die Seite und gehen weiter.

Peter wartete nun auf Anne-Lise, sie kam bald nach und sie sollte wenigstens mit anhören, was die Leute vor der Kirchthür, wo sie nicht mehr ausweichen können und Stand halten müssen, sprechen werden. Er stellte sich mit Anne-Lise bei Seite, that, als ob er mit ihr rede, horchte aber gar nicht auf das, was sie etwa sagte, sondern hinüber nach den Gruppen, die hier plauderten. Aber was ist das? Die Menschen sprechen von ganz Anderm, vom Verkauf der deutschen Flotte. Was geht das die Leute hier an? Man ist ja hier weit drin im Land, weit weg vom Meer, und hier gab es eine ganz andere wichtige Sache und eine fröhliche: der Ruhm ihres Mitbürgers.

Laß die Menschen hier, es gibt noch andere gute, und es wird jetzt gleich anders. In der Kirche stellte sich Peter in einen verborgenen Winkel, er fürchtete, sich vor Freuden nicht halten zu können, wenn der Pfarrer von seinem Ruhm predigen würde, und das thut er gewiß; er ist nicht neidisch, er gibt Jedem seine Ehre, wenn man ihm die seine läßt. Fehlgeschlagen, der Pfarrer predigt von ganz andern Dingen bis zum Amen. Aber halt! still! Jetzt kommt's, denn der Pfarrer räuspert sich noch einmal — Nimm dich in Acht, Peter, daß du nicht aufjauchzest, das geht nicht in der Kirche, still, jetzt kommt's; aber der Pfarrer spricht noch zuerst das Gebet für die königliche Familie — Peter hat's ganz vergessen, daß das noch kommt, er betet mit, das ist in der Ordnung, der König geht ihm voran — aber jetzt wird der Pfarrer noch von einem Manne sprechen, der auch Ehrerbietung verdient, und wird Allen verkünden, daß sie einen Pflughelden in ihrer Mitte haben . . .

Nie in seinem Leben hätte Peter geglaubt, daß die Orgel so spöttisch klingen könne, wie sie jetzt einfiel. Peter war der Erste aus der Kirche, und draußen stand er, er kam sich wie ausgestoßen vor; er hätte fast weinen mögen vor Zorn und Wehmuth, und er stampfte auf den Boden, den ungetreuen, harten, von dem er fort muß, denn fort muß er, hier zu Lande, wo man ihn kannte und weiß, was er jetzt ist, hier kommt er nicht zu seiner rechten Geltung, er muß fort.

Er eilte heim und schaute weder rechts noch links und saß lange bei seinen Pferden, und nur seine Pferde hörten ihn seufzen und jammern, sie schauten nach ihm um und fraßen wieder weiter.

„Seid froh, daß ihr den Preis nicht bekommen habt, es wäre euch sonst nicht so wohl, wie euch jetzt ist," sagte er zu seinen Pferden und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

Am Mittag — Peter war seinem Herrn im Hof begegnet, aber der Herr schwieg beharrlich — am Mittag, noch lange nach dem Essen, zögerte Peter, wie er versprochen hatte, nach dem Wirthshaus zu gehen. Es gereute ihn fast, daß er's versprochen hatte. Cläre schalt über diese Zögerung. Anne-Lise aber lobte sie; es sei besser, man warte, bis alle Leute versammelt seien, und wenn man eintritt, machen sie ehrerbietig Platz. Peter schlug schon jetzt die Augen nieder und nickte dankend, da ihn Alle mit Hoch und abermals Hoch begrüßten. Sie waren heut Morgen noch nicht gefaßt genug und wußten's auch noch nicht Alle. Sie holen's jetzt nach.

Auf dem Wege war Peter still und Cläre wußte ihn mit scheinbarem Schelten zu preisen: er wisse nicht genug, was solch ein sauberes Geld, solch ein schöner Anfang zu bedeuten habe, und im Grund genommen, was sei er denn weniger als ein Gutsbesitzer? Es fehle ihm weiter nichts als das Gut, und dazu könne er kommen, er müsse ein Gut in Pacht nehmen und in zehn Jahren könne er sich von dem Erübrigten ein eigenes Gut kaufen. Sie wußte viele Beispiele zu erzählen, wie Andere zu einem Gut gekommen seien. Peter sagte weiter nichts als: „Du schießest weit über's Ziel hinaus. Ich meine, Verwalter auf einem Vorwerk, das könnte ich wohl sein." Cläre war zufrieden, daß sie ihn einstweilen so weit locker hatte. Glücklicher als die Zureden der Cläre machten ihn die der Anne-

Lise, sie wußte auszulegen, was das bedeutet: wenn überall, wohin man kommt, es so ist, als wenn der König über das Land fährt; da sprengt ein Vorreiter voraus und Jeder hält still, denn er weiß, daß der König kommt, und gerade so ist's, wenn man solch einen Ruhm erlangt, da hat man auch einen Vorreiter und da stehen die Menschen still und stoßen einander mit den Ellenbogen an und pispern: schaut, da kommt er, da geht er. Also so sieht er aus? Ich hätte mir ihn nicht so jung und hübsch vorgestellt. Und wer heimkommt, weiß nichts Besseres zu erzählen, als: ich hab' den Pflugheld gesehen und mit ihm gesprochen, es ist ein feiner, lieber Mensch, und wer weiß, wozu der's noch bringt, der steigt noch hoch. „Sei nur recht stolz," drängte Anne-Lise schließlich. „Könntest du es nur selber sehen: wenn du so grad gehst, du bist um einen Kopf größer, wenn du dich so hältst, und wo du hinschaust, fliegen die Hüte vom Kopf. Schau, der Hirtenknabe dort zieht seine Mütze 'runter. So ist's recht."

Wie wenn er von der Wage herunter stiege, wo er sich hatte wägen lassen — er hat's gar nicht gewußt, daß er so schwer ist, und er trägt das so leicht, als ob's gar nicht da wär' — so ging Peter dahin nach dieser stolzen glücklichen Rede der Anne-Lise.

Im Wirthshause waren nur wenig Menschen, sie dankten indeß dem Gruße Peters freundlich. Auf dem Tisch, an dem sich Peter mit seinen Genossinnen niedergelassen, lag das Wochenblatt, und: „Richtig! Da steht's!" sagte Anne-Lise und sie wurde ganz roth im Gesicht und reichte Peter das Blatt. Er las seinen Namen, ihm flimmerte es vor den Augen, er wischte sich die Augen zweimal ab, aber so oft er wieder hinsieht, da steht's, fest, und genau gesagt ist, daß er Kanonier bei der reitenden Artillerie ist. Peter sah im Geiste die ganze Brigade vor sich aufgestellt und durch die endlosen Reihen geht's weit, weit hinaus, welch ein Ruhm ihm geworden . . . Wenn nur morgen gleich wieder Manöver wäre, daß er von Mann zu Mann seinen Ruhm einernten könnte. Anne-Lise wußte die halbschlummernden Gedanken in seiner Seele zu wecken, denn sie sagte: „Es ist doch wunderlich, daß so ein Stück Papier reden kann, und wie! Da steht's und spricht, und wo du hinkommst, kennt man dich, und in tausend und tausend Wirthshäusern, Pfarrstuben, Kasernen

und Kanzleien, ja der König selber liest's jetzt. O, wenn man nur überall dabei sein könnte!"

Peter schaute Anna-Lise groß an, dann sagte er halb für sich: „Ja, schweig' du nur, du stolzer Hauptmann, gönn' mir's nicht, daß du ein Wort mit mir redest; über dich hinaus gibt's noch viele Andere, die von mir reden, ja von mir, und von dir nicht. Geschieht dir recht, warum bist du neidisch? . . ."

Peter erschrak doch, als er seinen Herrn mit „du" anredete, und Cläre sagte jetzt:

„Was hältst du das Blatt so allein? Laß mich auch hineinschauen."

„Da hast's, aber lies still für dich."

Cläre las lange daran und endlich sagte sie, die Augen reibend:

„O, wenn nur die Eltern das noch erlebt hätten!"

„Leg' jetzt das Blatt wieder hin, daß es Andere auch lesen können," sagte Peter und legte das Blatt etwas entfernt von sich wieder auf den Tisch.

Es kamen Mehrere in die Stube, sie nahmen das Blatt auf, schauten hinein und legten es gleich wieder weg. Unbegreiflich! Wie kann man denn nur so gleichgiltig sein? Als das Blatt lange müßig da lag — es war unverzeihlich, daß es nicht von Hand zu Hand ging und zu Jedem sprach — da nahm Peter das unschuldige verlassene Blatt — das doch so brav Wort hält und mit Jedem reden will, wenn er mag — wieder an sich, und als müßte er es auswendig lernen, so las er von Anfang bis Ende. Es freute ihn, daß der Kaufmann Hochstett hier Wagenschmiere anbot, daß eine Lieferung von Runkelrüben ausgeschrieben, daß ein Händler mit bayerischen Schweinen seine Ankunft ankündigte, und so Hunderterlei; da wurde ja überall von Allen, die es anging, auch sein Name gelesen, und er erschrak eigentlich nicht, ja er spürte fast gar nichts von Mitleid, da er den Steckbrief gegen einen Kameraden aus seiner Compagnie und noch dazu aus seinem Geburtsorte las; denn er dachte nur daran, daß das alle Gensdarmen im ganzen Land lesen müssen und dann seinen Ruhm auch, und wo ihm Einer begegnet, wird er dann lächeln.

„Kann man das Blatt für Geld und gute Worte haben?“ fragte Peter die Wirthin und zog den Beutel, drin auch die Preisdukaten waren.

„Nein, das kann ich nicht hergeben, das muß acht Tage hier ausliegen; es wird immer gelesen,“ entgegnete die Wirthin.

„Ich möchte jeden Tag herkommen und drin lesen,“ sagte Anne-Lise; Peter nickte fröhlich. Welche Liebe zu ihm und zu seinem Ruhm hatte das Mädchen! Er trank bedächtig, da war in jedem Tropfen noch ein Gewürz, es weiß kein Mensch zu sagen, wie das schmeckt.

„Und über acht Tage kannst du mir das Blatt geben?“ fragte Peter die Wirthin, indem er sich frisch einschenken ließ.

„Nein, der Großvater bewahrt's auf und läßt es einbinden.“

Peter fand das natürlich, es war ja wichtig genug, und die Wirthin fuhr fort:

„Ich kann mir's denken, daß du das Blatt haben möchtest; du stehst mit Ehren darin, besser als der aus deinem Ort mit dem Steckbrief. Es ist heute schon viel von dir die Rede gewesen, man sagt, du bliebest nicht bei deinem Herrn, es sei gestern ein Herr da gewesen, der dich habe ausmiethen wollen, und man sagt ja auch, du würdest an die landwirthschaftliche Schule gerufen und würdest Pflugprofessor.“

Peter zwirbelte seinen Schnurrbart, sei es aus Schreck, oder weil er thun wollte, als ob er das Alles schon wüßte.

Glücklicherweise kam jetzt der Postbote in das Wirthshaus. Peter brachte es ihm zu und ließ ihn trinken; das war ja der Mann, der mit geholfen hat, seinen Ruhm zu verbreiten. Der Postbote merkte bald, was Peter gern hörte, und wußte ihm mit lauter Ruhm den Kopf so heiß zu machen, daß seine Wangen röther wurden als der Vorstoß an seiner Mütze. Zuletzt bat Peter den Postboten noch, er möge ihm eins von den Blättern verschaffen, es mag kosten was es wolle. Der Postbote war ehrlich genug zu gestehen, daß das Blatt nur einen Groschen koste. Ist es möglich? Kann etwas, was so viel werth ist, nur einen Groschen kosten?

Cläre sagte schnell: „So? Das ist gut, daß es nur so wenig kostet; da können's tausend Millionen kaufen.“ Peter nickte ihr

zu, und Cläre fuhr fort: „Bring' mir auch eins mit, für mich allein."

„Und mir auch," sagte Anne-Lise. „Bring' mir zwei, da hast du gleich das Geld im Voraus."

Peter kehrte mit seiner Ruhmesgemeinde heim. Auf dem Heimweg fragte er plötzlich:

„Wer hat mich vorgestern Nacht Preisels-Peter gerufen?"

„Der Konrad."

„Und wir haben alsdann auch mit gerufen," setzte Cläre hinzu.

„So? Wenn das der Konrad noch einmal sagt, kriegt er eine Preis-Ohrfeige."

„Laß dich's nicht verdrießen," beschwichtigte Anne-Lise, „im Gegentheil, du kannst stolz darauf sein. Nichts zeigt mehr, wie berühmt man ist, als wenn man einen Spottnamen hat, und du hast noch einen schönen, in dem lauter Ehre steckt."

Peter ließ sich beruhigen, und in dieser Nacht zum Erstenmal rissen sich seine Pferde los und schlugen fast Alles kurz und klein, denn Peter hatte vergessen, ihnen Futter über Nacht aufzustecken. Aus hohen schimmernden Träumen geweckt, mußte er hinaus in den Stall und war froh, als es ihm gelang, seine Pferde zu beruhigen; er selber fand nur kurze, immer wieder abgebrochene Ruhe. Es war ihm immer, als müsse er hinaus in die weite Welt, als versäume er mit jeder Minute etwas, was sich gar nicht einbringen ließe. „Peter Gretsch! Peter Gretsch!" Ganz wie dort im Saale hörte er's jetzt im Schlafe rufen von tausend und tausend Stimmen, und er erwachte.

Und am andern Morgen stand er eine Weile mit dem Kummet in der Hand wie verloren und selbstvergessen da; sein Sinnen war draußen in der weiten Welt, wo Alles Peter Gretsch rief, und als hätte er Flügel bekommen, so schweifte er umher — wer weiß wohin. Wie erwachend schaute er sich um, als er inne wurde, daß er mit dem Kummet hier stand und der eine Braune seinen Kopf über den Hals des andern gelegt hatte und beide Pferde ihn mit großen Augen ansahen.

Als Peter mit seinen Pferden wieder ins Feld fuhr, rief er zu dem Herrn hinauf, der unter dem Fenster lag: „Guten Morgen!"

Es war dies sonst nicht der Brauch auf dem Hofe, es ging sparsam her, ja fast geizig, vor Allem mit Worten; aber Peter hatte in Gedanken seinem Herrn etwas zu verzeihen, und zum Beweise, daß er's that, sagte er ihm zuvorkommend: Guten Morgen. Der Herr brummte etwas dagegen; Peter verstand ihn nicht. Als Peter eingespannt hatte, schaute er nochmals auf zu dem Herrn, er wollte ihm Gelegenheit geben, mit ihm zu reden, aber der Herr schwieg beharrlich, und Peter dachte in sich hinein und jetzt erschrak er schon nicht mehr, daß er in Gedanken „du" sagte: „Ich laß dir noch eine Weile deinen Willen, dann wirst du schon sehen, wer ich bin."

Der Nebenknecht Konrad hatte eine gute Strecke den gleichen Weg mit Peter, und er fragte jetzt:

„Hast du deinen Rausch verschlafen?"

„Ich kann mich nicht erinnern, daß ich berauscht gewesen."

„Aber das Hoch da drinnen in der Stadt und der Spaß, den sie sich mit dir gemacht haben, das ist dir zu Kopf gestiegen?"

„Es ist kein Spaß. Es hat Alles in der Zeitung gestanden, drunter wo die Ordensverleihungen vom König ausgeschrieben sind. Du dauerst mich, daß du es nicht besser verstehst," entgegnete Peter und machte einen sehr bescheidenen, aber auch gründlichen Versuch, gleich einen einzigen Menschen zu bekehren, ihm nicht nur zu zeigen, was eine gute ruhmvolle That sei, sondern auch, welch ein Glück es sei, in Gutmüthigkeit daran Theil zu nehmen. Ja, Peter ging so weit, dem Konrad zu verstehen zu geben, daß er künftig, wenn er fester oben stehe, ihm auch die Hand reichen wolle, daß er zu ihm heraufkomme.

Konrad nickte und Peter freute sich, daß er einen Neider in einen Bewunderer verwandelt. „Geh nur ins Wirthshaus, da kannst's lesen," so schloß Peter seine glückliche Auseinandersetzung.

Es war nicht schwer, die Eitelkeit Peters zu erkennen, und Konrad hatte es bald heraus, daß Peter auf den Herrn böse war, weil er gar nichts von seinem Ruhm sprach. Nun verstand er es, das Feuer zu schüren, und sagte, daß alle Dienstgenossen darum so zornig auf Peter seien, weil er dem Herrn in seiner Korporalsmanier immer nachgebe.

„Wenn der Herr niest, darf man ja nicht einmal ‚zur Gesundheit' sagen," spottete Konrad.

„Das verstehst du nicht, du bist nie Soldat gewesen,“ entgegnete Peter.

„Aber deine Schuldigkeit wär's, dem Herrn jetzt den Meister zu zeigen,“ schloß Konrad.

Peter traute dem Konrad sonst nicht, und doch waren dessen Reden nicht ohne Einfluß. Sein Ruhm war doch anerkannt von Konrad und allen Dienstgenossen, sie erwarteten ja von ihm, daß er den Herrn anders stelle. Als Peter jetzt an seinem Felde angekommen war, wollte er sich's leichter machen. Es ist nicht nöthig, daß man's so genau nimmt; der Herr sagt dir nicht einmal Dank dafür, daß du die beste Arbeit auf der Welt thust, und wer hat denn den Lohn davon? Du oder er?

Aber der gute Geist in Peter schüttelte ihm schnell wieder den Kopf, und er sagte fast laut: „Nein, ich bleibe bei meiner Art, ich thue dem Boden, was er nöthig hat; das geht den Herrn wie Niemand was an . . . Nein, Konrad, du fängst mich nicht. Wenn ich von meinem Herrn fortgehe — und es scheint, daß mir nichts Anderes bleibt — da will ich in Ehren fortgehen. Ich muß es jetzt doppelt und dreifach; ich hab' meinen Ehrenschmuck blank zu halten, blanker als die Waffen in der Batterie, und es soll nicht heißen: der Peter ist fahrlässig, weil er so weltberühmt geworden ist. Nein, gerade das Gegentheil. So, sie sollen nur herkommen, so weit man auf der ganzen Erde einen Pflug übers Land führt, sie sollen herkommen und sollen sagen, ob das besser gemacht werden kann.“

Nun war Peter wieder fröhlich bei der Arbeit, und er meinte, es sei schon Jahre lang, daß er in der Stadt gewesen; so Vieles war seitdem mit ihm vorgegangen.

Beim Umschauen sieht Peter den Postboten die Landstraße daher kommen. Er winkt ihm, aber der Postbote sieht ihn nicht. Peter läßt Pferde und Geschirr stehen, und eilt nach der Straße, und als er bei dem Postboten steht, weiß er nicht, was er ihm sagen will.

„Vergiß nur nicht, daß du mir das Blatt bringst,“ sagt er endlich, „und erzähl' mir auch sonst noch, was sie in der Stadt

reden; und du kannst schon sagen, daß du mich kennst, und daß ich gesund und wohlauf sei. Was hast du denn da für einen großen Brief in der Tasche?"

„Der ist von deinem Herrn an seinen Bruder. Ja, wenn man wüßte, was da drin stände. Wer weiß, ob nicht auch etwas von dir drin steht."

Peter faßte mit zitternder Hand nach dem großen Briefe und betrachtete das Siegel mit dem Wappen, drin ein Türkenkopf abgebildet ist; es ließ sich aber nicht erkunden, was darin geschrieben ist, und sein Herr war und blieb ihm auch so ein versiegelter Brief. In der That hatte Peter recht geahnt, daß etwas über ihn in dem Briefe stand, denn der Hauptmann erzählte unter Anderm auch seinem Bruder, wie es zum Todtlachen gewesen sei, als der alte weichselige Baron N. das Hoch auf Peter ausbrachte und dann diesen küssen wollte, und Peter immer glaubte, der alte Herr wolle ihm was ins Ohr sagen. Schon das, daß man einen Mann und noch dazu einen Dienstmann küsse, sei die lächerlichste Verkehrtheit, und überhaupt sei die Preisvertheilung ein gefährliches Reizmittel, für manche Naturen entschieden Gift; er glaube aber, daß, wenn auch sein Knecht einen Tag davon benebelt gewesen, seine Leute doch der Art bei ihm an Zucht gewöhnt seien, daß sie sich alle Flausen aus dem Kopf schlagen. Er habe zwar die Absicht, wenn Peter brav bleibe, ihm die selbständige Bewirthschaftung des Vorwerkes auf dem Sattelberge zu übergeben, aber der Knecht müsse das als Gnade ansehen und nicht als Lohn fordern.

Ja, hätte Peter nur eine Ahnung davon gehabt, was in dem Brief stand, Vieles wäre anders geworden; aber es scheint, daß Herr und Diener erst durch Schaden klug werden sollen, wenn sie überhaupt klug werden.

Wenn Jemand von seinen Bekannten Peter ansprach und etwa sagte: „Du hast's gewiß auch schon gehört," oder: „Ja, das freut mich," oder: „Das ist wunderbar. Denke nur —" Da erbebte Peter im Innersten. Was wird er hören? — Gewiß wird man ihm neuen Ruhm, neues Glück verkünden. Aber die Menschen hatten von einer glücklichen Verlobung, von einer unerwarteten Genesung zu reden und sonst von Allerlei; von seinem Ruhm, von

seinem Glück hatten sie ihm gar nichts zu sagen, und was geht ihn alles Andere an? Und ist nicht alles Andere viel unwichtiger?

Peter erfuhr es gar nicht, wie man ihn für eingebildet und hoffärtig hielt. Als der Postbote das Blatt brachte, erhielt Peter auch eine Belohnung von seinem Herrn, nicht in Worten — der Hauptmann blieb dabei, er redete nichts — sondern in einem neuen Vollblutpferde, das ihm der Herr zutheilte. Das Pferd war ebenfalls ein Hellbrauner, und zwar von reiner englischer Race, das nur einen unbesiegbaren Widerwillen hatte, einen Reiter auf sich zu dulden, im Zuge ging es vortrefflich.

Peter dachte, daß sein Herr doch Großes mit ihm vorhaben müsse, da er ihm noch ein Pferd zutheilte. Er wurde bald eines Andern belehrt. Am zweiten Sonntag früh kam der Herr mit einem Fremden in den Stall und fragte:

„Geht das Pferd nun gut?"

„Zu Befehl."

„So führe hier diesen Braunen heraus."

Peter that wie befohlen. Was soll das sein? Was mustert man so seinen Braunen?

Der Fremde und der Hauptmann gingen zweimal auf und ab in dem Hof, endlich als sie wieder bei Peter standen, sagte der Hauptmann:

„Gib dem Mann da die Zügel." Er deutete auf einen Knecht, der mit dem Fremden gekommen war.

Peter ließ ab und der Fremde ritt mit dem Braunen davon. Der Hauptmann drückte Peter zwei Thaler in die Hand.

„Herr Hauptmann," sagte Peter, „ist mein Brauner verkauft?"

„Ja, wie du siehst."

Peter konnte kein Wort mehr reden, er sah das Pferd fortführen, ihm nebelte es vor den Augen; er stand straff und mit einer scharfen Wendung ging er hinein in den Stall. Dort saß er lang auf der leeren Krippe, und ja, die Bosheit der Menschen macht klug. Das Beste, was er von seinem Herrn hat und wofür er — er weiß es erst jetzt — ihn besonders lieb gehabt, das nimmt er ihm. Der Herr hat ihn gelehrt, wie man die Pferde behandeln muß, daß sie Einem folgen wie abgerichtete Hunde, und jetzt, jetzt nimmt er ihm

wie zum Spott sein bestes Pferd, das war so gut, ja besser wie ein Mensch, viel besser. — Peter sah es ganz deutlich, sein neidischer Herr will ihn zu Grunde richten. Darum reißt er ihm sein Gespann auseinander, es soll nicht mehr da sein das Gespann, mit dem er den Preis gewonnen und mit dem er ihn jedes Jahr bekommen hätte. Wenn es der neidische Herr könnte, er würde dir eine Hand abhacken; aber nein, ich habe noch meine beiden Hände, du kriegst mich nicht. Vor Zorn und Haß traten Peter die Thränen in die Augen und der noch zurückgebliebene Braune schaute ihn stumm an, und Peter nickte ihm zu: „Ja, ja, es muß Alles auseinander, die ganze Welt wird zerrissen, es hält nichts mehr zusammen." Ein kühner Entschluß reifte in Peter, aber die Ausführung kann noch warten.

Die Glocke zum Mittagessen läutete, Peter hörte nicht darauf; da kam Cläre in den Stall, und Peter klagte, er wolle nichts mehr essen, gar nichts, er wolle nichts mehr von der Welt, er gehe nicht mehr vom Fleck und bleibe sitzen, esse nicht und trinke nicht und warte, bis der Herr komme und ihn, den entsetzlich Gekränkten, um Verzeihung bitte, oder thue er das nicht? Gut, da wird sich zeigen, was dann geschieht.

Mit kluger Rede brachte ihn Cläre dazu, daß er wenigstens nicht jetzt, vor dem Essen, da sei man zu ärgerlich, mit dem Herrn anbinde. Er müsse jetzt einsehen, mit Gutmüthigkeit und Vertrauen käme man in der Schelmenwelt nicht durch; drum müsse er auch klug sein und nicht sich das Herz abkränken. Vor Allem aber solle er essen und nicht dem neidischen, geizigen Herrn auch noch das Essen schenken. Peter war es im Grund der Seele oder eigentlich im Grund des Magens doch recht, daß er vorher essen sollte; nur konnte er natürlich selber nicht dazu hinaufgehen, das ist gegen seine Ehre, gegen seinen natürlichen berechtigten Zorn, aber zwingen durfte er sich lassen, da kann man ja nicht anders, und dann — wenn er gegessen hat, dann kann es geben was es will, er hat doch etwas im Leib und kann Alles aushalten.

Peter erhob sich scheinbar sehr widerwillig, und es war sehr am Platz, daß ihn jetzt das Vollblutpferd zu beißen suchte. Das spürte nun, was ein Aerger ist. Erst als der Peitschenstecken brach, ließ Peter ab und ging mit Cläre hinauf zum Essen.

Statt aber nachher zu dem Herrn zu gehen und ihm Alles zu sagen, stand Peter Nachmittags, müßig die Hände auf dem Rücken, auf dem Hof, just vor dem Fenster des Herrn. Es war ihm eigentlich schon jetzt nicht recht wohl bei der Geschichte, es wäre ihm lieber gewesen, er hätte gar nicht zu trutzen angefangen; aber jetzt geht's nicht mehr anders, es muß durchgeführt werden, und er hat es dem Weibsvolk versprochen, und wäre nicht blos das, beim Teufel! Du bist es dir selber schuldig, deiner Ehre, ja, du darfst dir von dem Herrn nicht mehr Alles gefallen lassen.

Der Herr schaute endlich heraus und fragte: „Warum spannst du nicht ein?"

„Ich weiß nicht."

„Komm herauf."

Peter ging die Treppe hinauf, er griff in die Tasche und hielt etwas fest in der Hand, und wie er in die Stube trat, blieb er zuerst stehen, und als der Herr ihn darauf ansah, trat er auf ihn zu und legte die zwei Thaler auf den Tisch.

„Was soll das?"

„Herr Hauptmann halten zu Gnaden, ich will kein Trinkgeld von meinem Braunen, und ich will meinen Braunen wieder, wir gehören zusammen; wir haben mit einander den Preis gewonnen und man kann uns nicht auseinander reißen, und halten zu Gnaden, man soll nicht sagen, daß es Neid ist, daß man uns auseinander bringt."

Der Hauptmann lächelte. Peter scheint doch mehr zu sein, als man ihm zugetraut hat, er kann ja ganz ordentlich reden. Schnell aber nahm der Hauptmann wieder seine strenge Miene an und sagte:

„Du bist verrückt. Dir hat die dumme Geschichte mit dem Preis den Kopf verrückt."

„Herr Hauptmann," antwortete Peter, seine Lippen bebten halb in Zorn, halb in Wehmuth.

„Kein Wort mehr, du spannst augenblicklich ein."

Es war, als ob alle Bande und alle Stricke der Subordination knackten und brachen, da Peter, der die Lippen hart zusammengepreßt hatte, jetzt sagte:

„Nein, Herr Hauptmann, das thu' ich nicht. Ich will mein Pferd wieder, oder ..."

Der Hauptmann maß Peter von Kopf bis zu Fuß. Sprach das ein fremder Mensch? Und Peter schaute den Hauptmann starren Auges an, er hätte wohl gern die Augen niedergeschlagen, aber es ist gegen alles Reglement, bei einem Rapport nicht starr auf den Hauptmann zu sehen.

Man hörte nichts als das Hin- und Hergehen des Jagdhundes, der auf Peter zukam und an seiner zitternden, hart an die Hosennaht gehaltenen Hand schnupperte.

„Ich befehle dir zum Letztenmal in Gutem, spann' ein, und ich will nichts gehört haben, was du gesagt. Du dauerst mich, die Preisposse hat dich verrückt gemacht."

„Herr, ich bin nicht verrückt, und eine Posse war das auch nicht, sonst —"

„Gut, wir sind mit einander fertig. Du kannst gehen."

„So? Ich kann gehen? — Herr Hauptmann, Sie haben das gesagt, Sie, nicht ich."

„Ja wohl ich, und dabei bleibt's. Vom Termin an bist du dein eigener Herr. Adieu! Verstanden? Adieu!"

Peter wußte nicht wie ihm geschehen, als er plötzlich draußen vor der Thür stand. Wo war sein Zorn? Sein gerechter Trotz? Er meinte, er müsse wieder umkehren, das kann ja nicht sein, daß er fortgeschickt ist, er, der Ruhmgekrönte, und der zu seinem Herrn gehört wie dessen rechte Hand, ja er wollte umkehren und dem Herrn sagen, daß er ihm das nicht zu leid thun wolle, denn er wisse, der Herr könne nicht ohne ihn leben; aber nein, das geht nicht, er muß selber kommen, und er wird schon; wart' nur, horch, still! Er kommt. Die Thür geht auf. Nein, er läßt nur den Hund heraus.

Cläre, die an der Treppe wartete, wollte wissen, was geschehen sei, aber Peter sagte ihr nichts. Wenn der Herr die Uebereilung wieder gut macht, soll Niemand davon wissen als sie Beide; und dann braucht auch Cläre nicht zu wissen, daß er so einfältig war, sich das Wort vom Munde nehmen und sich aufkündigen zu lassen, statt das selbst zu thun, und jetzt ist's ja gerade gut, daß der Herr aufgekündigt hat, er kann's ja wieder zurücknehmen, er vergibt sich nichts dabei. O, es ist bei Allem noch immer Glück, es wird jetzt schon wieder Alles gut, es kann ja nicht anders sein.

Peter ging mit seinem neuen Pferde ins Feld und kehrte zur gesetzten Zeit wieder heim. Am Abend erfuhr er, daß der Herr verreist sei; er pfiff unwillig vor sich hin, als er das hörte. Wie kann der Herr nur verreisen, da er doch weiß, was zwischen ihnen vorgegangen, und keine Minute zu verlieren ist, um das wieder auszulöschen? Aber wart' nur, still, er wird schon kommen und Alles wieder ins Gleis bringen.

Der Herr kam wieder und redete nichts. Tag um Tag verging und er redete noch immer nichts, und am Sonntag war ein fremder Knecht da, und als er fortging, verbreitete sich auf Einmal das Gerücht, es sei ein neuer Knecht an Peters Stelle angenommen. Es nützte nichts, daß Peter jetzt erklärte, er selber habe dem Herrn aufgekündigt, und daß Cläre und Anne-Lise ihm bezeugten, er habe das schon lange vorgehabt, und man werde staunen, was er werden würde. Peter wurde von Allen geneckt und besonders von Konrad, und er mußte doch noch fast sechs Wochen hier im Hause bleiben, wo er alle Ehre verloren hatte. Die Uhr, die Dukaten und das Blatt, das der Postbote gebracht hatte, alles das war jetzt so schwer, es läßt sich gar nicht sagen; denn es gibt kein Gewichtsmaß für die Ehre, und jetzt, da die bösen Menschen daran rissen, wurde die Ehre immer gewichtiger, aber auch lästiger, und in gleichem Maße wuchs der Zorn gegen den Herrn, und der Zorn hat das Besondere, daß er immer sich selbst stachelt und steigert. Was nützt es, da draußen in der Welt, da sprechen Alle mit Respekt von mir, aber da, hier, hier geht Einer herum, der thut, als ob nichts geschehen wäre! Wie kann nur ein einziger Mensch sich ausschließen? Wie kann nur ein Einziger leugnen, daß es Tag ist? Und der Einzige ist mein Herr, und was habe ich auf ihn gehalten. Aber es ist schon so, der Neid macht dumm und blind. Und was liegt denn eigentlich daran, ob so ein einzelner Mensch mich ehrt? Wer ist er denn? Was gilt er denn? Ich frage nichts nach ihm und nach Keinem.

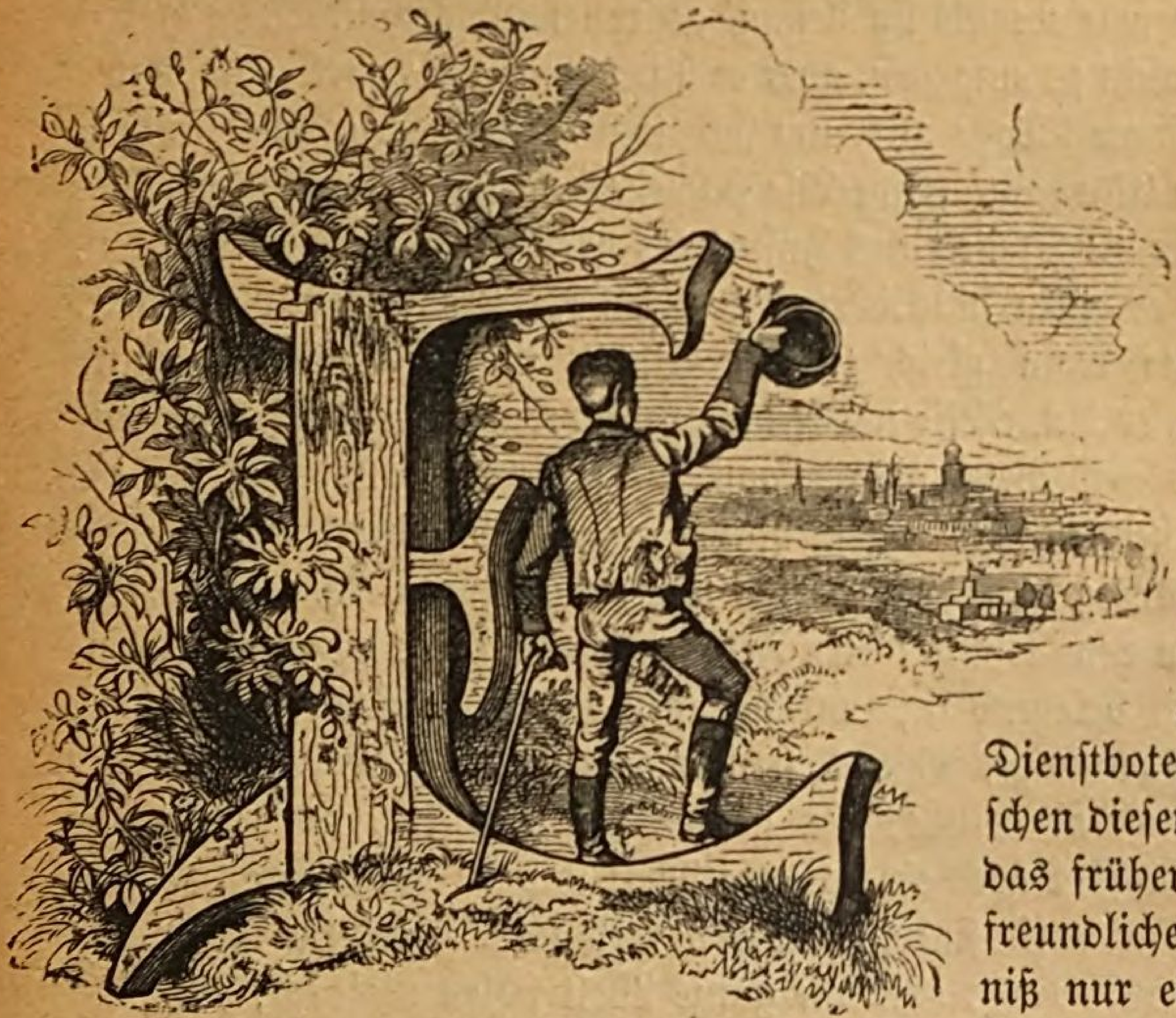
Bei diesen Gedanken stand Peter doch wie vor einer steilen Mauer. Der Ruhm hat doch auch sein Beschwerliches. Früher hat Peter nie daran gedacht: was denkt Der oder Jener von dir? Jetzt möchte er Umfrage halten von Mensch zu Mensch, und da stand er immer gleich wieder in Gedanken vor seinem Herrn, und über den

konnte er nicht hinüber, er steht ihm überall im Weg, und ihm machen es auch die Anderen nach, sie lernen es von ihm, so zu thun, als ob Peter nur noch der Peter wäre und weiter nichts.

Hinterm Berg wohnen auch noch Leute — das ist ein gutes altes Wort, und da sieht man's ja, es muß in alten Zeiten auch schon so gewesen sein wie jetzt; da hat man auch Einen, der was Besseres gewesen ist, daheim nichts gelten lassen, ihn im Gegentheil dafür bedrückt und verspottet, daß er fort gemußt hat. Hinterm Berg wohnen auch noch Leute! Das war ein weiser Mann, der das gesagt hat, und jetzt ist das ein gutes Erbe, unser Peter nimmt's auf, und es kann nirgends mehr gelten als für ihn und hier; denn just da hinter dem Berge — er gehört noch großentheils dem Hauptmann — just, da hinter dem Berge da ist die Stadt, wo man dir deine Ehre anthut, und dann weiter hinaus noch viele Städte und Edelhöfe. Ich will nichts mehr von Allen hier zu Lande ... Wenn nur die sechs Wochen bis zum Termin schon vorüber wären.

Achtes Kapitel.

Entlassen, verlassen. Eine gute Stunde und eine böse Erfahrung.



Es ist ein eigen Ding, so entlassen noch in einem Hause zu bleiben; oft zeigt sich da zwischen Herrn und Dienstboten und zwischen diesen selbst, wie das frühere scheinbar freundliche Verhältniß nur ein gleißnerisches war. Es treten Gehässigkeiten zu Tage, an die man früher nie geglaubt hat. Das war aber hier nicht der Fall, mindestens zwischen Peter und seinem Herrn nicht. Es war nicht nur die gewohnte soldatische Ordnung, die eine gemessene Beziehung zwischen ihnen erhielt; es herrschte doch auch eine innere Zuneigung. Das zeigte sich bei einzelnen Anlässen. Der Herr mochte fühlen, daß er zu schroff gegen Peter gewesen sei, und Peter merkte erst jetzt aufs Neue, wie er seinen Herrn eigentlich lieb hatte; aber Keiner von Beiden machte den geringsten Versuch, die Sache wieder rückgängig zu machen, was ohnedies nach Annahme eines neuen Knechtes nicht mehr thunlich war.

So vergingen die Wochen in stiller Gelassenheit.

Es kamen jene trüben Tage, wo es nicht eigentlich Tag wird, wo die ganze Natur in einem Nebel steht, der nicht weicht, und wie in der Natur draußen, so ist es auch in der Seele. — Das Beste in solchen Zeiten ist eine stetige gemessene Arbeit, wo man sich nicht viel fragen kann: wie geht es dir?

Peter war unablässig fleißig, geordnet und genau. Dem Herrn schien das nicht zu entgehen, aber er blieb starr und wortkarg. Peter bat sich einst zwei Tage aus, um sich nach einer andern Stelle umzusehen, denn Cläre und Anne-Lise stachelten an ihm, er müsse sich jetzt umthun, um die Stelle eines Inspektors oder Verwalters zu erhalten, oder wenn er einen schicklichen Pacht finde, sei das noch viel besser. Cläre wollte dann gleich zu ihm ziehen, ihm wirthschaften, und später solle er Anne-Lise als Frau heimführen. Der Herr bewilligte den Urlaub und Peter ging davon. — Unterwegs nahm Peter oft das Blatt heraus, darin sein Ruhm unauslöschlich stand und das er jetzt beständig auf dem Herzen trug; das sprach ihm Muth ein, und jetzt, in dem gesund kalten Frühwinter-Morgen, wo jeder Athemzug so frisch belebend ist, und draußen aus dem Einerlei, aus der fast erstickenden Enge, fühlte Peter immer mehr die Zuversicht wachsen; er schwang oft die Mütze, als grüßte er die Weite, und sagte vor sich hin: Es gibt noch eine andere Welt und du wirst schon deinen richtigen Platz darin finden. Aber vorerst fand er keinen. Er wollte eine höhere Stellung, aber die ganze Welt schien versorgt; wo man hinschaute, war Alles besetzt. —

Peter fragte in der Stadt nach dem Herrn von gestern mit der weißen Halsbinde, wie ihn Cläre immer nannte, das heißt nach dem Mann, der beim Feste mit ihm angestoßen und ihm auf dem Felde einen doppelten Lohn versprochen hatte. Aber es war doch gar zu einfältig, daß er nicht gefragt hatte, wie er heiße, und wo er sich erkundigen wollte, hielt man ihn für halbnärrisch; besonders der Bombardier, „der gewichste Kerl", zu dem sich Peter aufgemacht hatte, sagte ihm das geradezu ins Gesicht hinein und gab ihm noch die wohlfeile Lehre: „Wer gut sitzt soll nicht rücken." Peter kehrte abermals in die Stadt zurück, und jetzt fand er den alten Herrn, der damals die Rede gehalten und ihn geküßt hatte, aber der alte Herr hatte sein Gut verkauft.

„Ja, wenn ich mein Gut noch hätte, du solltest es gut bei mir haben," sagte der alte Herr.

Was ist denn das? Fängt das grausame Spiel der Welt schon an, daß gerade die, bei denen man kein Brod mehr ohne Butter essen durfte, jetzt selber die Milch kaufen müssen?

Der alte Herr war indeß freundlich und wies Peter an ein Bureau, wo Dienstleute vermiethet wurden.

„Für Herrschaften" stand hier an der einen und „für Dienstleute" an der andern Stubenthür angeschrieben. Peter trat durch die letztere Thür ein und — die Welt hängt doch wunderbar zusammen — der Bureaumann war derselbe, der damals mit der rothen Brieftasche aufgepaßt hatte. Peter brauchte nicht viel zu erklären und er wurde mit großem Respekt behandelt, als er das gedruckte Blatt und seine Zeugnisse vorlegte. Der Agent war voll Zuversicht und sagte, daß er sich eine Ehre daraus mache, Peter die beste Stelle zu verschaffen, und nur die beste sei für ihn gut genug.

Peter war's zufrieden und pries sein Schicksal, das ihn doch theils wider seinen Willen in die Welt hinausgetrieben hatte.

Als Peter am andern Abend heimkehrte, konnte er schon die Zeitung mitnehmen, worin sehr vornehm gedruckt stand: „Ein preisgekrönter landwirthschaftlicher Gehülfe, der nur noch ein Jahr in der Reserve steht, sucht eine Stelle als Verwalter oder Inspektor auf einem großen herrschaftlichen Gute. Näheres in dem öffentlichen Bureau von 2c."

Noch ein anderes unauslöschliches Ruhmeszeichen ließ Peter in der Stadt fertigen. Nach Angabe des Bombardiers ließ er in der innern Fläche der Springuhr die Worte eingraben: „Ehrenpreis vom landwirthschaftlichen Verein für Peter Gretsch."

So oft er nun auf die Uhr sah, und er that das oft, sprang ihm immer sein Ruhm entgegen, glänzend in Silber gegraben.

Cläre und Anne-Lise waren überaus glücklich, als ihnen Peter das gedruckte Blatt zeigte, es war ihnen grad so gut wie damals die Preisverkündigung; das war ja eben so gut gedruckt und noch viel vornehmer.

„Und denk' dir," rief Peter, „ist das nicht wunderbar, daß der

Bureaumann und der Mann mit der rothen Brieftasche ein und derselbe Mensch sind?"

„Das ist nichts Wunderbares," lachte Cläre, „der Mann mit der rothen Brieftasche muß doch ein Geschäft haben."

Peter war bös auf Cläre; die hat immer etwas einzuwenden, die sieht gar nicht, wie an ihm lauter Wunder geschehen. Peter hatte aber noch etwas Besseres. Er zeigte vor den versammelten Dienstboten, was in seine Uhr eingegraben war, und wenn auch Konrad boshaft genug sagte: „Das hast Du selber eingraben lassen", so hatte Anne-Lise doch wohl Recht, daß das einerlei ist und draußen in der Welt weiß das Niemand.

Peter war wieder ganz stolz und fest in seinem Benehmen und rühmte sich gern dessen, daß er den niedern Dienst aufgegeben. Der Postbote hatte jetzt bei Peter fast so viel zu thun wie bei dessen Herrn, und es war gut, daß Anne-Lise gut schreiben konnte; sie beantwortete die Anfragen vom Bureau sehr geschickt, und Peter hatte viele Kämpfe, daß sie keine Lügen hineinsetzte und geradezu sagte, Peter habe schon ein Jahr als Verwalter gedient.

„Ich muß der Stelle vorstehen und nicht du," sagte er oft, „und ich muß wissen, was ich kann."

„Ich weiß, was du kannst," entgegnete Anne-Lise mit verächtlicher Miene; sie ließ sich aber durch kein Bitten und Betteln, durch kein Drohen und Fluchen bewegen, das näher anzugeben. Fast wäre es zum Zerfall zwischen Peter und Anne-Lise gekommen, wenn nicht Cläre gütlich vermittelt hätte. Dennoch war es Peter nicht recht wohl und er half sich nur damit, daß er Anne-Lise noch zeigen wolle, wie er mehr vermöge, als sie je geglaubt hatte; dann werde sie schon Respekt vor ihm bekommen.

Es blieb Alles unentschieden bis zum Termin, und als der Herr Petern auszahlte, die zwei Thaler Trinkgeld wieder dazu legte und ihm ein gutes Zeugniß gab, sagte Peter:

„Herr Hauptmann, ich bitte, mir nicht zu verübeln, wenn ich einmal was Unrechtes gethan habe." Seine Stimme stockte.

„Schon gut. Halt' dich brav," sagte der Herr und machte eine Bewegung, als wenn er ihm die Hand zum Abschied geben wollte.

Peter wußte nicht, was er darauf machen sollte, er grüßte

soldatisch, und fast wäre er rückwärts über den Hund gestolpert, als er zur Thür hinaus ging.

Cläre und Anne-Lise gaben ihm ein Stück Weges das Geleite, Peter überlieferte noch einen Theil seines Lohnes Cläre zur Aufbewahrung und — fort ging's, in die weite Welt.

Es war hoher Winter. Als Peter durch das Dorf ging, standen die Leute an den Fenstern; Peter nickte und rief ihnen Lebewohl zu, aber die Leute waren so trotzig und gleichgiltig, daß sie nicht einmal die Fenster öffneten; von Herzenswärme gar nicht zu reden, nicht einmal ein bischen Stubenwärme opferten sie ihm. Peter wollte das verdrießen, aber nein, du thust ihnen den Gefallen nicht, daß sie dich noch kränken können. Er rief im Weitergehen immer laut Lebewohl an alle Fenster hinauf, und wenn man ihm nun doch noch nachrief, schaute er nicht mehr um. Aus manchen Häusern hörte er das Klappern des Webstuhls und — es kommt immer nur darauf an, was man im Kopf hat — dieses Klappern gab Peter den Takt an zu einem lustigen Parademarsch, der ihm im Gedächtniß lag, und der spielt sich jetzt immerfort und da marschirt sich's lustig darnach. Manchmal wollte der böse Kamerad noch drein reden: Es war doch nicht gescheit, erst jetzt um eine Stelle umzuschauen. Wie sich jetzt daheim der Fremde in deinen Platz setzt, so ist's überall auf allen Höfen und Gütern in der ganzen weiten Welt; da ist es wie bei den großen Manövern, ja, wie damals in Schleswig-Holstein, kaum ist Einer gefallen oder muß Einer austreten, zurückbleiben, rasch rückt ein Anderer in seine Stelle nach.

Eine Flasche Bier und ein gut Stück Braten! Das war die Antwort, die Peter dem schlimmen Gesellen gab, der ihm das Herz schwer machen wollte. Essen und Trinken — wenn man's hat und kann — ist ein erprobtes Heilmittel gegen Heimweh und Sorgen. Das wußte Peter, ohne sich viel zu besinnen. Es war noch nicht vollends Mittag, als er, in ein Wirthshaus eintretend, die beruhigenden Worte sprach: „Eine Flasche Bier und ein gut Stück Braten", und er sprach sie mit einem schmackhaften Gefühle, Geld genug bei sich zu haben, und Niemand hatte ihm drein zu reden, Niemand zu befehlen, was er thun oder lassen sollte.

Es wurde für Peter allein ein schönes weißes Tuch auf den

Tisch gedeckt, das blanke Besteck, die Serviette, der Löffel, Alles grüßte ihn so sauber und nett, und er nickte — den Löffel in der Hand wiegend — der Wirthin zu. Ja, ja, sie hat Recht, wenn die Suppe unbefohlen da ist, ist sie auch willkommen. Die stark mit Ingwer versetzte Suppe erwärmte Leib und Seele. Jetzt brauchst du dir den Mund nicht mehr zu verbrennen, du hast nach Niemand umzuschauen, du bist dein eigener Herr. Du spürst es erst jetzt, wie der Herr immer wie ein Dränger mit der Peitsche hinter Einem stand und: Aufgepaßt! Mach fort! Hurtig! Angetreten!

„Sie brauchen sich nicht zu eilen, ich habe Zeit," sagte Peter zu der Wirthin, die die Suppenschüssel abtrug.

Und da liegt die Zeitung auf dem Tisch und da steht's auch drin, er findet es gleich, wie wenn die Worte laut hätten rufen können: Hier stehen wir! „Ein preisgekrönter landwirthschaftlicher Gehülfe" und so weiter. Die Worte sind doch meisterlich gesetzt und sie schmecken so gut wie der Braten und das braune Bier, und die ganze Welt ist prächtig; es ist so gut warm in der Stube — man weiß gar nicht, in wie viel tausend Häusern sich's wohlauf leben läßt — und kaum hat Peter die Pfeife gestopft, so bringt die Wirthin das Feuerzeug und fragt mit einem Tone, der schon Zucker dran thut:

„Wünschen Sie auch eine Tasse Kaffee?"

Peter verneint, nur mit dem Kopfe nickend, jedes Wort ist jetzt zu viel, er träumt glückselig mit offenen Augen.

Einen bessern Nachtisch hätte sich Peter nicht wünschen können als jetzt in Pelz eingewickelt erschien. Ja, er ist's, und es ist auch seine Stimme, wie er befiehlt: „Eine Flasche Rothwein." Es ist der Herr von Gestern mit der weißen Halsbinde, und er hat wieder, wie damals, einen Zahnstocher zwischen den Lippen, als wär's eine Cigarre, grad wie damals. Peter steht auf, grüßt höflich. Der Herr von Gestern erkennt ihn und befiehlt gleich noch ein zweites Glas und schenkt Peter ein. Aber was ist denn das? Als Peter erzählt, daß er jetzt frei und zu haben sei, stand der Herr von Gestern auf, nahm ein Taschenbürstchen heraus und ordnete sich vor dem Spiegel die Haare; dann die Bürste wieder einsteckend, sagte er endlich und hatte dabei ein ganz anderes Gesicht: daß er Peter ausdrücklich gesagt habe, er

wolle ihn nicht abspenstig machen; wenn Peter indeß nur um zwei Monate früher gekommen wäre, da hätte er ihm eine gute Stelle geben können. Dem Herrn von Gestern mußte die Unterhaltung nicht sehr unterhaltsam sein, oder er mußte schlecht geschlafen haben, denn er gähnte, er gähnte laut und in Absätzen, es klang fast wie Singen, aber nur fast. Peter fand es gar nicht schön, aber er wurde nicht darnach gefragt, wie er den Gesang finde. Ehe die Flasche geleert war, that der Herr von Gestern seinen Pelz wieder um; Peter half ihm dabei, und der Herr von Gestern dankte fortwährend äußerst freundlich. Jetzt nahm sich Peter ein Herz und fragte:

„Wohin fahren Sie?"

„Nach der Kreisstadt."

„Dahin will ich auch."

„Das ist gut, da wirst du bald eine Stelle finden."

„Erlauben Sie, daß ich mitfahre?"

Der Herr von Gestern bezahlte seine Zeche und schäkerte dabei mit der Wirthin. Er hat doch Peter genickt, ja wohl, man merkt das nicht so deutlich aus dem dicken Pelz heraus. Peter ging mit die Treppe hinab; drunten stieg der Herr von Gestern in seinen schönen Schwanenschlitten, es war noch übrig genug Platz da für einen Zweiten. Der Herr von Gestern winkte noch mit seinen großen Pelzhandschuhen und sagte: „Ich wünsch' dir viel Glück" — und brr! die Pferde hoben die Köpfe mit den Klingeln hoch und fort ging's mit Geklingel ins Weite.

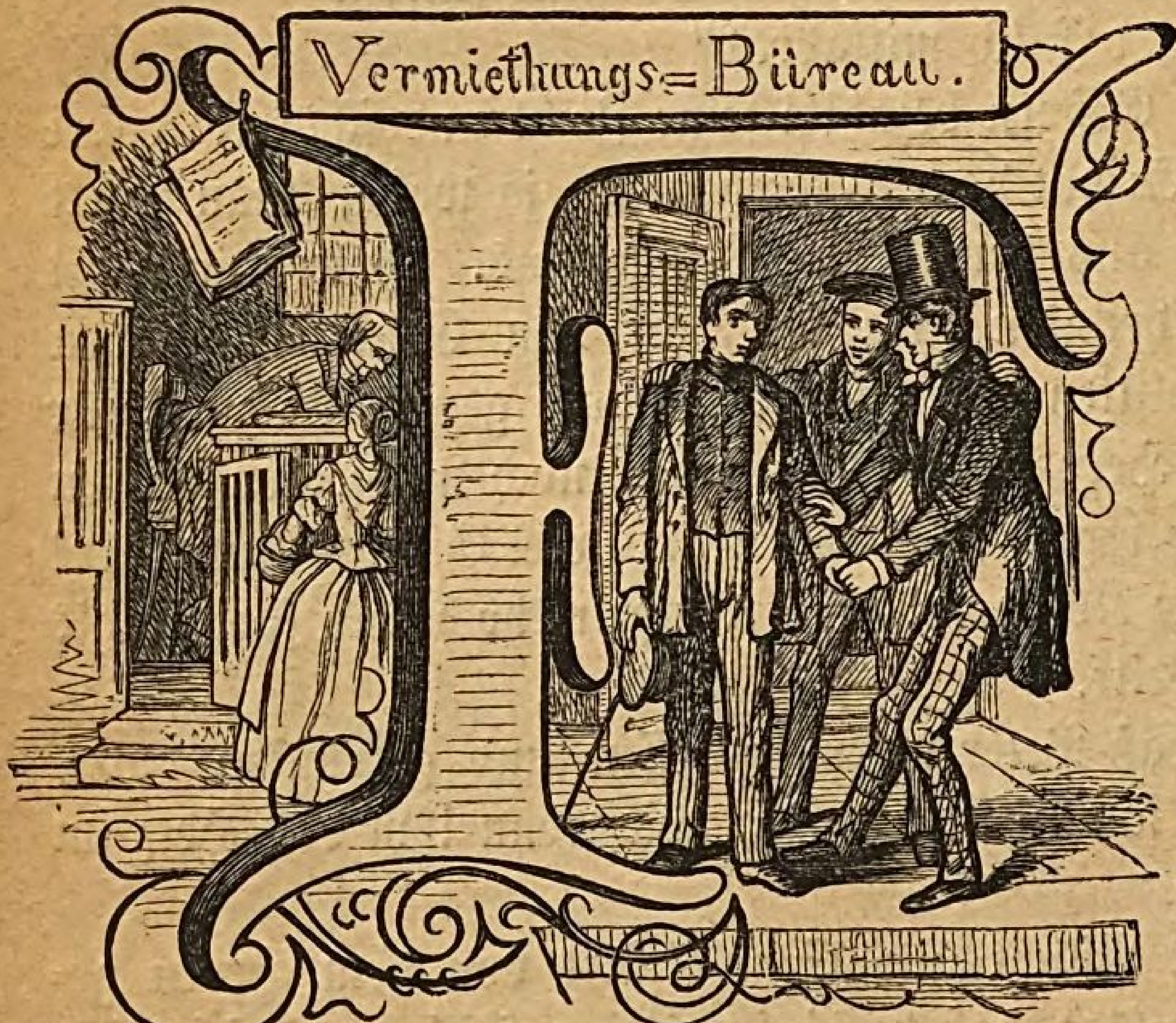
Es war gut, daß Peter warm gegessen und getrunken hatte, denn kalt, entsetzlich kalt überlief's ihn, wie wenn ihm das Herz im Leib erfrieren müßte.

Wäre es nicht Pflicht und Schuldigkeit von dem Herrn gewesen, daß er dich einlädt, daß du einstweilen auf seinem Hof bleibst, bis du die rechte Stelle bekommen? Ja, daß er sich selber darnach umthut und für dich sorgt? Aber so sind die Menschen, wenn man sie nicht braucht, da laufen sie Einem nach, aber komm' nur und sag': so jetzt könnt ihr mir helfen. Hui! fort sind sie. Bin ich denn ein herrenloser Hund, den man fortjagt, wenn er Einem nachlaufen will? Ja, ja, er hat sich fast so gegen mich benommen. Geh zum Teufel, ich brauch' dich nicht.

Peter trank dennoch den Wein des Herrn von Gestern aus, da er schon einmal bezahlt war. Dann ging er fürbaß, sein Blick war meist zur Erde gerichtet, er betrachtete oft das Geleise, in dem der Schlitten des Herrn von Gestern gefahren war, der war schon weit voraus; aber man erreicht auch zu Fuß sein Ziel, wenn man nur Geduld hat und gesund ist.

Neuntes Kapitel.

Wart' ein Weilchen und mach' dir selbst Freude. Kartenspiel am hellen Tag und ohne Gegenmann.



Fast wie beim Quartiermeister zur Manöverzeit sah es bei dem Dienstbotenvermiether aus, bei dem sich Peter andern Tags einstellte. Der Dienstbotenvermiether, es war ein kleines ältliches Männchen mit röthlichem Gesichte, war gegen Jeden so freundlich und trostreich und sein Angesicht glänzte immer wie frisches Siegellack, als ob die tausend besiegelten Zeugnisse, die ihm das Jahr über vorkamen, einen Widerschein darauf zurückgelassen hätten, und es sprach auch so bestimmt und nachdrücklich, als ob jedes Wort besiegelt wäre. Peter traf unter der Menge, die hier aus- und einging, auch gleich Zwei, die sich ihm anschlossen; den Einen kannte er alsbald und reichte ihm die Hand; es war der Hornist von seiner Batterie, der ein Unterkommen bei

einer neuen Musikbande oder irgend eine andere Beschäftigung suchte; der Andere, der Peter zutraulich auf die Achsel klopfte, sah vornehm aus, wenngleich etwas geziert. Peter kannte ihn nicht, bis er, die Cigarre aus dem Munde nehmend, sagte:

„Sie kennen mich nicht mehr, Herr Gretsch? Freilich, der Schnurrbart, den ich mir wachsen ließ, macht mich unkenntlich; aber nicht wahr, er kleidet mich gut? Es ist eine Tyrannei, daß die Kellner nicht auch Schnurrbärte tragen dürfen. Wo ist ein vernünftiger Grund, der dagegen spricht. Und ich bin ja auch Soldat. Aber ich habe jetzt ein ganz anderes Leben vor. Nun kennen Sie mich doch? Ich bin der Kellner, der Sie damals bediente, als das Hoch auf Sie ausgebracht wurde. Sie sind auch ohne Condition? Schön, Sie sollen keine Langeweile haben, wenn Sie sich mir anschließen."

Der conditionslose Kellner war überaus redselig und zuthulich. Im ersten Augenblick that es Peter allerdings leid, daß der Kellner seinen Kameraden, den Hornisten, wegwerfend behandelte und ihn durchaus nicht in die neue Genossenschaft einschließen wollte, dann aber war Peter doch wieder geschmeichelt, daß man ihn bevorzugte. Auf seinen Wunsch wurde der Hornist doch mit in das nächste Wirthshaus genommen. Peter zahlte für ihn. Peter hatte nicht lange Freude an dieser Genossenschaft. Ist denn die müßige Zeit, die man zu warten hat, ein Festtag? Der Kellner und der Hornist sahen es so an; aber Peter war noch ernst genug, daß er in solcher Wartezeit nicht vergnügt sein konnte, und er sagte sich auf einmal von ihnen los, denn die Beiden thaten, was kein ehrlicher Mensch thun darf — sie spielten Karten am hellen Tag. Peter hatte auch Grundsätze, freilich nun wenig — man kommt aber oft mit wenigen besser aus als mit vielen — und ein Hauptsatz hieß: Wer am hellen Tag Karten spielt, mit dem darf man nicht Kameradschaft halten.

Peter ging allein umher, und doch war's ihm schwer, allein zu sein. Wenn er nur jetzt etwas hätte thun können, um die Blicke der Welt auf sich zu ziehen. Warum gibt's nicht jeden Tag ein Preisringen, und da gewinn' ich wieder den Preis und alle Welt ruft: Das ist der Peter Gretsch, und Jeder reicht die Hand und Jeder sagt,

komm' mit, bleib' bei mir! Aber diesmal sind wir gescheiter und lassen nicht los, bis wir das Beste haben.

Ja, gibt's denn gar nichts in der Welt, womit man auf einmal zeigen kann, wer man ist?

Peter ging wie verwirrt umher. Er war als Soldat doch früher auch schon in der Stadt gewesen, freilich in einer andern Gegend, in der Bundesfestung Mainz, aber er mußte damals immer mit wachen Augen geschlafen haben, so kam es ihm wenigstens vor. Das war ja eine ganz andere Welt. Wohl ist da gut für sich leben, es fragt Keiner nach dem Andern, ob man ins Wirthshaus geht oder daheim arbeitet; aber man kann auch sterben und verderben und es fragt Keiner: Wo fehlt's dir?

Peter wurde von Tag zu Tag vertröstet und (zu seiner Ehre muß es gesagt sein) das Peinlichste für ihn war, daß er gar nicht wußte, wie er den Tag hinbringen sollte. Er hatte zu essen und zu trinken nach Herzenslust, er hatte ein besseres Bett als je, und doch hatte er keinen rechten Schlaf, schmeckte ihm weder Essen noch Trinken; denn es fehlte ihm das, was Alles würzt, die Arbeit. Peter meinte auch oft, er sei krank, und wäre gern zum Arzt gegangen, wenn er sich nicht geschämt hätte. Aber entsetzlich ist's doch, daß die böse Welt ihn nicht nur verläßt, sondern auch so kränkt, daß er krank davon wird. Wenn er jetzt stirbt, ja, da werden sie kommen und an seiner Leiche klagen und rühmen, was er gewesen sei; aber dann ist es zu spät.

Früher hatte Peter Alles gemundet, er hatte gar nicht gewußt, daß es was Eßbares gibt, das Einem nicht schmecken kann; jetzt war das Essen gar nicht hinunter zu bringen, sogar sein früherer Tabak schien jetzt auf einmal zu stark geschwefelt. Er wollte sich einen theurern kaufen, aber nein, Peter, das thust du doch nicht, das thust du erst, wenn du Verwalter bist; du mußt doch auch etwas haben, mit dem du dich belohnst, und aus der langen Pfeife schmeckt ja der alte Tabak immer noch gut. Wenn er die lange Pfeife rauchte, so rauchte er auch wieder seine Ruhmesgedanken dabei, und wie er dabei die Lippen preßte und dann laut den Rauch entließ, wie er das Rohr zwischen den Lippen hin und her drehte — bei alle dem hätte ein feiner Menschenkenner sehen können, was in Peter vorging, und selbst

das, daß ihm die Pfeife immer ausging und er zu einer einzigen ein Dutzend Zündhölzchen verbrauchte, war auch nicht ohne Bedeutung.

Peter hatte nichts zu thun, weßhalb er ausging, er hätte den ganzen Tag in seiner Stube bleiben können; aber das Warten ist peinlich, und er wollte sich bei den Wirthsleuten das Ansehen geben, als wenn er wunder was auswärts zu thun habe. Er ging daher oft aus und schlenderte in den Straßen umher. Wenn er heim kam, fragte er immer: „Ist nichts dagewesen? Ist Niemand gekommen? Hat Niemand nach mir gefragt?“ In der Regel erhielt er verneinenden Bescheid. Mitunter hatte auch der Bureaumann geschickt, es bot sich eine Stelle, es war ein Mann da, der einen Knecht dingen wollte. Dabei war ihm besonders zuwider, wie er da dem neuen Herrn vorgestellt wurde. Da ist ein Mann, vor zwei Minuten habt ihr nichts von einander gewußt, und jetzt sollt ihr auf einmal mit einander leben und arbeiten. Es ist doch ganz anders, wenn man zu Einem in Dienst tritt, mit dem man schon bekannt ist. Und wie ihn der fremde Mann von Kopf bis Fuß betrachtete und musterte! Peter kam sich fast vor wie ein Pferd, das verkauft werden sollte, und mußte an sich halten, um nicht auszuschlagen. Wie er dann ausgefragt wurde, was er Alles verstünde oder eigentlich verstehen sollte, wurde er immer stockiger. Es war nur gut, daß das Siegelmännchen für ihn antwortete; es war nicht blos Bescheidenheit, daß er selber schwieg, er war eigentlich trotzig, die Stellen waren ihm nicht nur zu gering, die Leute sollten ihm auch gute Worte geben, sie sollten ihn dafür entschädigen, daß sie ihn so unverzeihlich lang hatten warten und sich fast zu Tode kränken lassen, den Pflughelden. Wie Peter nun so still saß und wartete und immer auf die Welt zornig war, wo Jeder seines Weges geht und nicht daran denkt, daß da Einer sitzt, dem sie Ehre und Verdienst schuldig sind, so wuchs mit seinem Zorn auf die Welt auch immer mehr die Einbildung seines hohen Verdienstes. Fast erwartete er, daß man komme und ihm ein Gut schenke, damit er's bewirthschafte zum Muster für die ganze Welt. Thun das aber die Menschen nicht, so wird's Gott thun. Richtig! Jetzt hat er's. Es geschehen keine Wunder mehr, aber es gibt noch schöne Anstalten, wo Einem Gott helfen kann. Jetzt ist's gefunden . . . Peter setzte in die Lotterie . . .

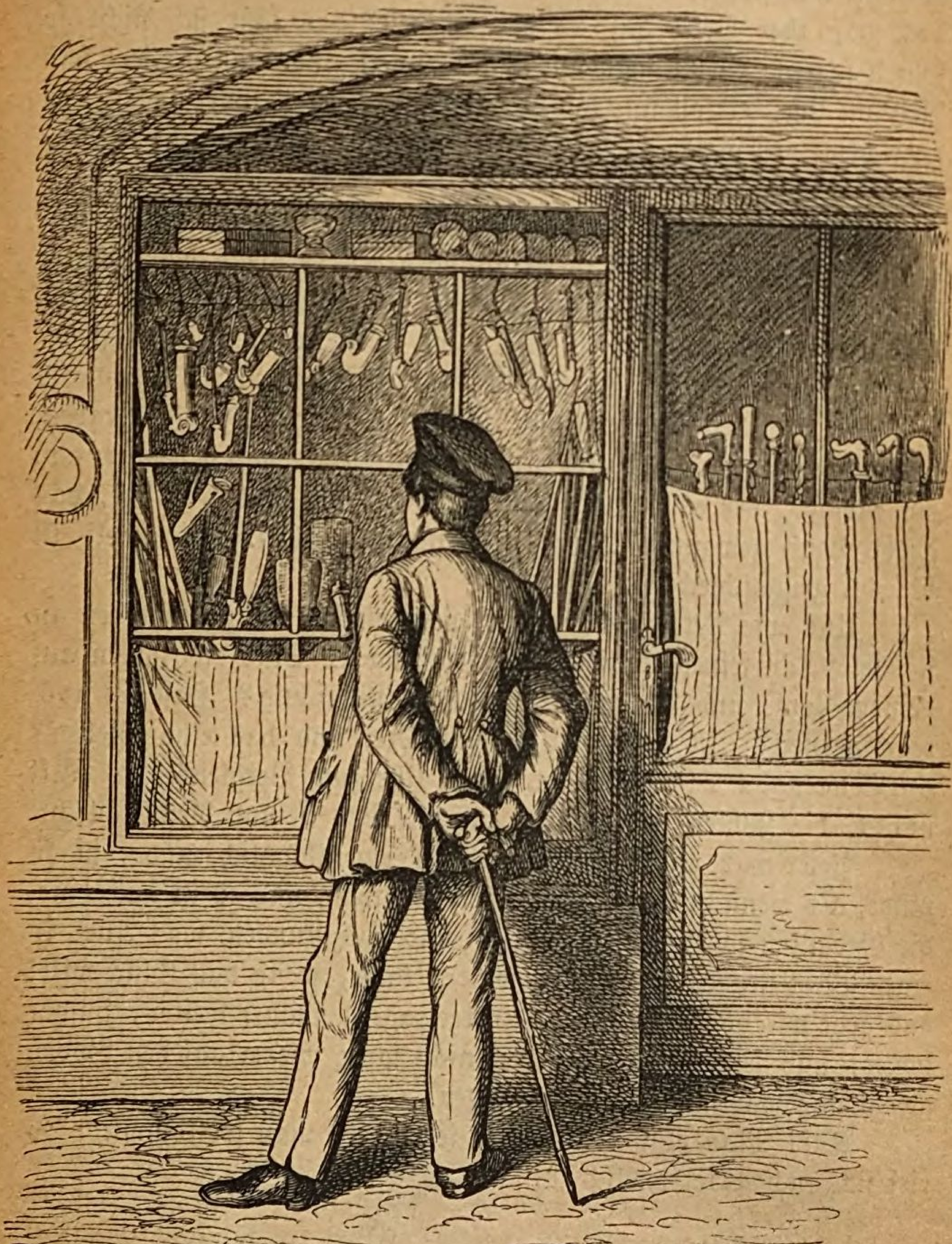
Wenn Jemand Peter gesagt hätte, daß das auch Kartenspiel am hellen Tag sei, er hätte ihn ausgelacht, und allerdings, in Einem hat er Recht, mit Karten wird dabei nicht gespielt. Nun hatte Peter doch etwas Bestimmtes zu erwarten. Er betrachtete stundenlang den Ziehungsplan und war bereits so bescheiden, daß er sich manchmal sagte: „Nein, den höchsten Gewinnst verlangst du nicht, ich gönne ihn einem Andern; aber der zweite, der ist für mich, oder auch der dritte. Aber warum soll's nicht der erste sein? Ich sehe nicht ein, warum?“ — Eine Hauptaufgabe seines Denkens war: wie er sich in der Minute benehmen solle, wo er erfahren würde, daß er den großen Treffer gewonnen. Er spürt schon jetzt einen Stich im Leib, wenn er daran denkt . . . ja, so wird's sein, aber halt dich nur fest, daß du gesund bleibst und dich die Freude nicht tödtet. Wenn nur gleich ein Mensch da wäre, dem ich um den Hals fallen könnte; aber ich reise gleich ab zur Cläre und Anne-Lise.

Peter ging oft nach dem Postgebäude und besah sich halb im Scherz — aber es war auch viel Ernst dabei — die Wagen und wählte sich einen, den er als Extrapost nehmen will, und der Postillon muß blasen, wenn er in den Hof seines Herrn fährt.

Viel Ueberlegens gab es, wo er sich mit dem vielen Gelde ankaufen wolle. Er nimmt sich vor, recht brav zu sein, fleißig und ordentlich, wenn er, wie gewiß ist, das Gut gewinnt. Und die Anne-Lise heirathet er auch. Nein, man soll ihm nicht nachsagen, daß er in einem solchen Punkt ungetreu sei, und er wird zeigen, daß er nicht neidisch ist, er wird seine Knechte so pflügen lehren, daß einer von ihnen jedes Jahr den Preis gewinnen muß. — Ein guter und fröhlicher Zeitvertreib bestand auch darin, daß Peter an allen Schaufenstern der Kaufläden stand und die tausend prächtigen Dinge betrachtete, die er sich anschaffen wollte; besonders die Meerschaumpfeifen sind sehr einladend, aber auch die Reitpeitschen mit vergoldetem Griff werden sich gut regieren lassen. Ja, die Welt ist prächtig, da ist Alles hergerichtet, Schränke, Tische, Kleider, silberne Geschirre, Alles; in einer Stunde kann man sich einrichten wie ein König. — Aber nein, du gehst nicht über das Maß, du thust Gutes von deinem Reichthum — und schon jetzt schenkte Peter unaufgefordert den Bettlern, die ihn anstierten, erkleckliche Gaben. Da sieht ja Gott, wie

er's halten wird, und so wird's bleiben und noch viel mehr geschehen.'

Die Ziehung kam und Peter war in der That glücklich. Er



gewann sein eingesetztes Geld wieder. Mit einem innern Fluch blickte er auf das Geld, den ungetreuen Boten, den er ausgeschickt hatte, und der wieder mit leeren Händen zurückkam; aber er behielt es doch und schickte es nicht zum Zweitenmal fort. Bös, grimmig bös war aber Peter auf — ja auf wen? das läßt sich nicht so schnell sagen. Wenn man mit Einem spielt und man verliert sein Geld an ihn, er soll nur lachen, nur ein schiefes Wort sagen, da weiß der Zorn gleich, gegen wen er los soll; aber wo ist der Mitspieler in der Lotterie?

Unser Peter war so gescheit wie alle Anderen, denen ihre leeren Erwartungen nicht in Erfüllung gehen; er war böse auf die ganze Welt, die nichtsnutzige. Es ist so, ich hab's immer nicht glauben wollen, aber es ist wahr: wo ist die wahre Gerechtigkeit? Warum kommt ein Mensch wie ich, der es so gut meint und nichts will als das Rechtschaffene, ja, nichts als Ehrliches und Braves, warum kommt der nicht zum großen Loos? Hat man je gehört, daß ein Mensch, der es brauchte und der nichts als Gutes vorhat, das große Loos gewann? Nein, grad im Gegentheil. Die Welt ist schlecht, grundschlecht.

Und wie Peter an der Welt verzweifelte, so zweifelte er an sich selbst, an seinen eigenen leiblichen Augen. Sind die Zahlen auf deinem Loose und die in der Ziehungsliste richtig? Hast du auch recht gelesen? Ist das wirklich eine Drei und das eine Sieben? — Peter nahm das Zifferblatt seiner Uhr zum Vergleich. Es hilft nichts, die Zahlen sind richtig und die Welt ist und bleibt schlecht.

Peter war nach dem Lotteriespiel eigenthümlich müde, ja so müde, als wenn er eine schwere Arbeit gethan, und es ist auch eine, die Gedanken so hinauf zu spannen und auszukunden, was Alles in einer Viertelstunde aus Einem werden kann, wenn das Glück will; das geht wie vom Wirbelwind fortgetragen, immer weiter, immer höher, und jetzt war Peter eben nicht sanft wieder auf den Boden gesetzt und war müde und zerschlagen.

Auf! Man muß doch wieder sehen, wie man fortkommt. So rief sich auch Peter endlich zu.

Zehntes Kapitel.

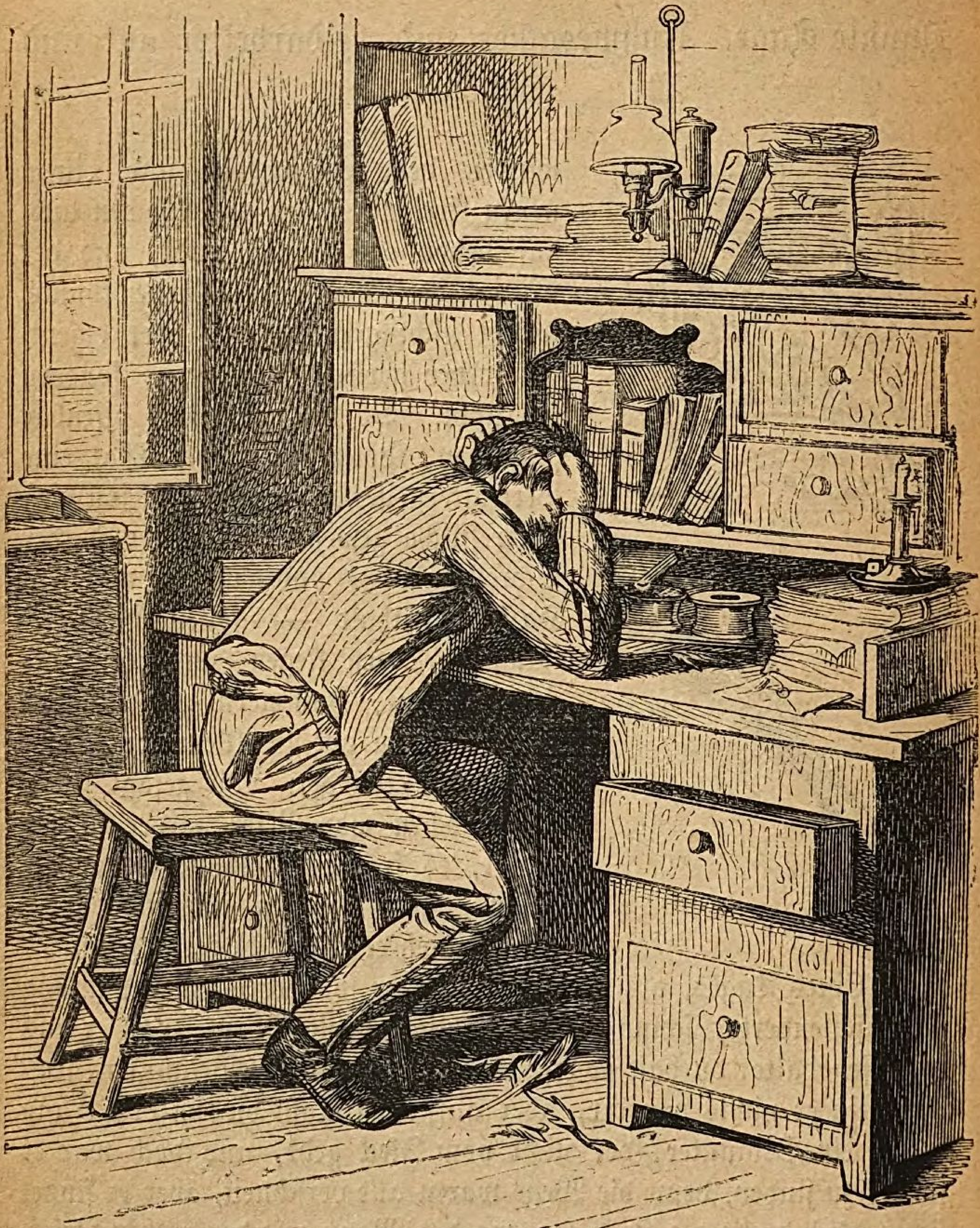
Dunkle Tage. Ruhmesacker und Feldarbeiter auf und davon.



Zwischen dem Lotteriespiel und einem neuen Ereigniß fallen drei Wochen aus, auf denen ein Dunkel ruht, und der Einzige, der das Dunkel aufhellen könnte, spricht nicht gern davon, oder eigentlich weder gern noch ungern, sondern gar nicht. So viel ist jedoch offenbar geworden, Peter hat in der That eine Verwalterstelle bekommen, es soll eine vortreffliche gewesen sein, aber in der Schreibstube — und das war nun sein Hauptaufenthalt — sollen viel zerstampfte Federn liegen, und sich in die Haare fassen, Jammern und Klagen: Anna-Lise, du bist an Allem schuld, das ging durch einander. Wie gesagt, nach drei Wochen war Peter wieder in der Stadt, es fragte Niemand, wo er gewesen, und bei dem Dienstbotenvermiether ließ er sich nicht mehr sehen.

Eines Tages, als nun Peter wieder so verdrossen und müßig umherschlenderte, schlug er sich plötzlich an die Stirne, daß er das vergessen hatte: du hast ja hier einen ganz genauen Bekannten, freilich weiß er nichts von dir, aber aufsuchen mußt du ihn doch, und es ist ein Bekannter, der nicht vom Fleck geht, und doch war er schwer zu finden, denn die Wege waren alle verschneit, aber er findet sich endlich doch; die Hecke, da, wo der Mann mit der rothen Brieftasche gesessen, die zeigt's an. Peter stand an dem Acker, wo er den Preis gewonnen. Das Beet, das er umgepflügt, ließ sich freilich nicht mehr erkennen; es ist Alles mit Schnee zugedeckt.

Peter that seine Uhr heraus, öffnete den eingegrabenen Ehrenschild, wie wenn er dem Acker zeigen könne, was er von ihm habe.



Wenn nur jetzt ein Mensch käme, der mich fragen möchte: Was machst du da? Da gäbe dann ein Wort das andere und vielleicht bekäme ich den rechten Platz. Es ist aber Niemand da als ein Raben=

paar; der eine Rabe steht auf dem Markstein, der andere unten, und sie schauen einander still an und schütteln die Köpfe, wie wenn sie sagen wollten: wie kommt denn da ein Mensch daher, jetzt, wo wir allein sind, und er steht wie festgewachsen?

In der That, Peter kann nicht fort und mehrere Tage nach einander geht er immer wieder dahin, er tritt fast in seine Fußtapfen von gestern, denn Niemand außer ihm kommt des Weges, und wenn er am Acker steht, ist ihm immer, als wenn aus ihm heraus noch etwas für ihn kommen müßte, er weiß nicht was und doch ist ihm wohl. Der Kamerad in ihm, der in Alles drein redet, sagt ihm ehrlich: „Das ist kindisch, was hast du da zu thun?" aber der alte Peter weiß das besser. Es macht ihm kein Mensch Freude, Keiner gedenkt seiner Ehre, warum soll er sich nicht selber Freude machen und sich die Zeugnisse seiner Ehre zurückrufen? Wem schadet's denn was?

Ich möchte den Acker erst recht umpflügen und dann ansäen, sagte Peter eines Tages, als er von seinem gewohnten Gang wieder nach der Stadt zurückkehrte, und auf einmal ging's ihm auf: Halt, das kannst du, und da kommt ja das Beste; wie ist es nur möglich, daß dir das erst jetzt einfällt? Um die Stadt herum sind ja auch Aecker, die gehören ja auch Jemand. Hier mußt du einen Platz finden, und sie sollen nur kommen und sollen mir zusehen im Feld arbeiten, die tausend und abertausend Menschen da drin; ich will ihnen zeigen, was eine regelrechte Furche ist. Normal! Normal! Ich hab' mir's besser erklären lassen, was das heißt.

Es gelang Peter zu erkunden, wem der Preisacker gehöre. Es war ein großer Gutsbesitzer in der Stadt; Peter ging gerades Wegs zu ihm.

Wenn sich Peter die Anrede bestellt hätte, sie hätte nicht besser sein können, da ihn der Stadtgutsherr mit den Worten begrüßte:

„Ah, sind Sie nicht der Peter Gretsch, der den Preis gewonnen hat?"

Ein Wonneschauer durchrieselte Peter und er sagte:

„Allerdings."

„Wollen Sie vielleicht bei mir als Arbeiter einteten?"

Arbeiter? Was ist das? In der Stadt ist das gewiß der vornehmere Titel für Knecht.

Peter nickte wiederum, und wenn einmal etwas angefangen hat, glatt zu gehen, da sind alle Räder wie gesalbt. Nach einer Viertelstunde war Peter eingetreten. Er wollte seinem neuen Herrn die Hand reichen; das ist ein guter Brauch bei Antritt eines Dienstes, es ist fast, als wenn man damit sagen wollte: unsere Hände sollen nun gemeinsam thätig sein — aber der Stadtgutsbesitzer schien das nicht zu bemerken und erklärte nur noch Peter, daß er keine Kost im Hause habe, daß aber ein Speisehaus in der Nähe sei, wo er essen könne.

Peter fand sich in Alles; die Welt ist eben nicht überall einerlei, man muß sich drein schicken.

Der Stadtgutsbesitzer war viel zutraulicher und sprach viel mehr als der Hauptmann; er war offenbar ein wohlwollender Mann, das zeigte sich, als er Peter durch die Felder führte und beim Preisacker ihm auf die Schulter klopfte und sagte: „Da können Sie gleich morgen anfangen." Und als Peter andern Tages den Preisacker umbrach, kam der Herr mit noch drei anderen Männern, und der Eine hatte sogar ein Ordensband im Knopfloch. Sie schauten Peter lange zu und Peter hörte ganz deutlich, wie sein neuer Herr den Männern sagte: „Das ist der Wettpflüger, der vergangenen Herbst den Preis gewonnen."

So ist's recht! Jetzt ist doch Peter endlich anerkannt und drin in der Stadt wird's jetzt von Mund zu Munde gehen und Alles wird herauskommen und Alles ihn anstaunen, und Anne-Lise hat Recht gehabt: wo er sich zeigt, werden sich die Finger heben und da wird's heißen: Da geht er! Das ist er! Ich hab' ihn jetzt gesehen ... Und ich auch ...

Mit seinen Nebenknechten hatte Peter wenig Gemeinschaft und meist aß er ganz allein. Das Essen war besser als beim Hauptmann, aber es schmeckt doch nicht so gut, als wenn rings um den Tisch herum lauter hungrige Menschen sitzen und man hört manchmal einen Spaß und manchmal eine Neckerei.

Zum Dableiben war das doch kein Platz, und Peter dachte nur immer daran, wie er nun bald auf einen Hof kommen müsse, wo er — nein, Verwalter will er nicht mehr werden, es muß für ihn eine besondere Stelle geben — erster Pflüger wird; jetzt kann's

nicht fehlen, zur Stadt reiten und fahren die großen Gutsherren und holen sich Alles, was man braucht. Jetzt ist was Neues zu bekommen: Der beste Pflüger!

Peter wurmte es, daß er gegen seinen neuen Herrn nicht ganz ehrlich war; denn das ist nicht ehrlich, daß er nicht immer bei ihm bleiben will, nein, das ist falsch. Das mußt du vom Herzen haben. Und so sagte er einmal seinem Herrn geradezu, daß er's nicht übel nehmen solle, wenn er bei schicklicher Gelegenheit eine andere Stelle annehme. Der Herr erwiderte lächelnd:

„Meine Arbeiter sind nicht an mich gebunden, die Frühlingssaat werden Sie aber bestellen helfen."

Jetzt war's doch deutlich, Arbeiter ist etwas Anderes als Knecht, vielleicht sogar weniger. Peter wurde eine eigene Unruhe nicht los, er spürte es, wenn auch nicht klar, daß wer den Acker bebaut, auch ihm treu bleiben soll, nicht so bald ihn verlassen darf. Aber das ist in der Stadt eben anders, wo man auf dem Acker heuer Getreide und Futter, und übers Jahr — ein Haus baut.

Nun, da es immer mehr Frühling wurde, ward Peter auch immer fröhlicher bei der Arbeit. Das ist doch ganz anders als draußen auf dem Hof. Er pflügte an der Landstraße, er pflügte an den Spaziergängen, und da gingen so viele Menschen, froh drein blickend; manchmal blieben sie bei Peter stehen und sahen ihm zu, und er dachte: Ja, sehet mir nur Alle zu, besser, regelrechter kann kein Mensch auf der Welt die Furche ziehen. Ich bin Peter Gretsch, der Pflugheld.

Oft verdroß es ihn, daß kein Mensch ihm zurief, Keiner ihn lobte. Sie sehen doch Alle, daß du die beste Arbeit machst, was könnte es ihnen schaden, wenn sie dir das zu erkennen gäben? Aber still, die meisten Städter verstehen ja nichts davon. Es werden schon die Gutsherren kommen und die werden anders aufschauen. Peter wünschte, wenn er nur auf seinen Pflug eine Fahne stecken dürfte, und darauf sollte mit goldenen Buchstaben stehen: Peter Gretsch, der Pflugheld! Es ist doch gar einfältig, daß Einen die Welt gleich auslachen würde, wenn man ehrlich zeigen wollte, was man ist. Was ist denn da Böses dabei? Wem nimmt man was damit?

Ein Stück aus dem Saale in dem Schlesischen Hof spielte sich

wieder ab. Der alte Herr, der damals die Rede gehalten und ihn geküßt hatte, blieb mehrmals bei Peter stehen und lobte ihn, aber bald ging er an Peter vorüber und grüßte ihn kaum mehr. — Wenn der Regenbogen lange steht, sieht man nicht mehr auf ihn, und haben die guten Menschen ein Auge auf das, was man thut, so haben's die bösen und spöttischen auch, und wie man sagt, noch viel schärfer. Der Bombardier, der mehrere Tage in der Stadt war und Morgens seine ledigen Pferde spazieren ritt, hatte Peter auch bald herausgefunden, und nun hielt er bei Peter an und neckte ihn mit allerlei Stichelreden, und wenn er's satt hatte, ritt er lustig dahin mit seinen beiden ledigen Pferden, wie wenn er sagen wollte: „Schau! Ich habe nichts zu thun als spazieren zu reiten und zu fahren, und du armer Kerl bringst's dein Lebtag zu nichts."

Eines Tages ritt der Prinz, der sich eine Zeitlang in der Kreisstadt aufhielt, an Peter vorüber. Peter hielt an, grüßte soldatisch. Der Prinz dankte. Der Prinz versteht doch gewiß, was gerechtes Pflügen ist, er muß doch Alles lernen, Alles verstehen. O, wenn du ihm nur zurufen dürftest: „Ich bin's," aber fort ist er, und Peter vollführt verdrossen seine Arbeit. Deines Bleibens ist nicht hier und doch kommt Niemand und holt dich.

Die Sommersaat war bestellt, der Preisacker grünte hell und Peter wartete noch immer vergebens. Da, eines Tages arbeitet er am Wege auf einem Felde, auf das man Runkelrüben einsetzen will. — Er schaut auf. Ja, er ist's! Sein Herr reitet an ihm vorüber nach der Stadt. Er hat dich gewiß nicht erkannt, es ist sonst nicht denkbar, daß er dich nicht angerufen. Peter arbeitet weiter, aber für dieses Pflügen hätte er den Preis nicht bekommen. Plötzlich hält er an, bindet seine Pferde an einen Baum in der Allee, eilt nach der Stadt, er weiß, wo sein Herr einkehrt, ja, im Schlesischen Hof, und auf dem Wege sagt er immer: „Er sucht dich gewiß und kann dich nicht finden." Kaum aber hat er das Stadtthor erreicht, als er wieder umkehrt. Nein, das geht nicht, hier ist's nicht wie auf dem einsamen Hof, da kann man nicht Pferd und Geschirr draußen im Feld lassen. Es gehen tausend Menschen vorüber und da nimmt Einer deine Pferde und reitet mit fort. So kehrte Peter wieder um, und es war boshaft, sehr boshaft von dem Bombardier, als

er den in Ueberlegung bald vor-, bald rückwärts gehenden Peter anrief:

„Was machst du denn? Du gehst ja herum wie ein Hund, der seinen Herrn verloren?"

Peter würdigte ihn keiner Antwort. Er war nur froh, daß er noch Pferde und Geschirr vorfand, und er arbeitete weiter und — gut ist's, daß du nicht in der Stadt bist, wenn dein Herr dich sucht, so kann er ein bischen warten, du hast auch lange warten müssen.

Auf eine Stunde kommt's nicht an. Peter machte um eine Stunde früher Feierabend und eilte sogleich in den Schlesischen Hof. Zu spät! Der Hauptmann war allerdings dagewesen, aber bereits wieder abgereist.

Peter war seit seiner Krönung nicht wieder in dem Hause gewesen, jetzt ging er fast unwillkürlich die Treppe hinauf, wo er damals wie getragen von Trompetenschall hinaufgestiegen war. Da stand der Saal offen, in dem er einst so Hohes erfahren, aber wie sah er jetzt aus! Dunkel, öde, kalt; die Stühle waren auf einander gethürmt, die langen Tische, einst so prangend, waren nichts als nackte Bretter. Peter sah sich jetzt wieder in dem großen Spiegel, aber er ging rasch vorüber, die Gestalt gefiel ihm nicht und er schüttelte den Kopf, als wollte er sagen: das bin ich gar nicht. Aber es war doch gut, dßß er jetzt da war; hier kehrten alle die Gutsbesitzer ein, die ihm damals die Hand gereicht. Er ging zu dem Wirth und sagte ihm, daß er auf kurze Zeit in der Stadt sei, und wenn einer der Herren vom landwirthschaftlichen Fest nach ihm frage, möge er ihm die Liebe thun und nach ihm schicken. Der Wirth sah den ziemlich verwahrlost aussehenden Menschen betroffen an, sagte: „Ja wohl," und ließ ihn stehen. Dennoch hatte Peter jetzt wieder neue Hoffnungen.

Sie sollten bald in Erfüllung gehen, denn am Samstag Abend rief ihn sein Herr in die Stube und sagte:

„Du warst bei meinem Vetter im Schlesischen Hof und wünschest eine neue Stelle? Ich will dich nicht hindern, du kannst morgen gehen."

Also nochmals aufgekündigt und wieder so ungeschickt, daß du's selbst hättest thun können, und pfiffig ist's auch von deinem

neuen Herrn. Jetzt gibt's bis zur Ernte wenig zu thun, jetzt fort, Feldarbeiter! Zur Ernte hole ich andere.

Die Menschen gingen am Sonntagmorgen fröhlich spazieren, als Peter dahin wanderte, und wieder mußte der verteufelte Bombardier mit seinen ledigen Pferden daher reiten, aber Peter war glücklich, der Bombardier sah ihn nicht. Weiter ging's in die Lande hinein und der grade Weg führte nach dem Hofe seines Herrn.

Peter wanderte fort, wie wenn er unwillkürlich der Spur folgen müsse, wo sein Herr geritten war. Aber nein, ich bin kein Hund, ich will nicht. Plötzlich schwenkte er seitab.

Er kehrte abermals um und ging den Weg nach dem Gute. Warum sollst du dir nicht wenigstens das anthun, daß du wieder einmal ein paar Stunden vergnügt mit der Anne-Lise bist? Wieder einmal aus voller Seele einander lieb haben, das erfrischt mehr als Alles. Du hast es jetzt nöthig.

Es war gegen Abend, als Peter in dem Wirthshaus ankam, wo er einst an jenem Sonntag so glückselig mit Cläre und Anne-Lise gewesen war. Er schickte sogleich einen Boten zu diesen Beiden, sie sollten am Abend ins Wirthshaus kommen; hinauf auf den Hof will er nicht, er will sich nicht vor dem Herrn und den Knechten zeigen und über die Achsel ansehen lassen, und dann ist's auch besser, man hört erst, wie es oben steht. Während er nun so wartete, fragte ihn die Wirthin:

„Wo bist du denn jetzt, Peter? Heirathest du bald? Dein Herr ist schon seit acht Tagen verreist, er ist auch Bräutigam; ich glaube, er heirathet im Herbst, die Hochzeit wird aber nicht hier gefeiert."

„So?" Das war Peters ganze Antwort. Er hat nicht nöthig, eine längere zu geben.

Es dauerte nicht lange, da kam Cläre, und die erste Frage Peters war:

„Wo ist Anne-Lise?"

„Zuerst bin Ich da. Zuerst kannst du mir Willkommen sagen," schalt Cläre. „Was willst du denn? Was bist du?"

„Komm mit ins Freie, ich will dir's sagen."

Draußen berichtete nun Peter in Kurzem, was er erlebt, und statt daß er einen Trost bekam, sagte Cläre:

„Die Anne-Lise hat doch Recht gehabt, sie hat immer gesagt, daß du es zu nichts bringst. Ich kann ihr nicht verübeln, daß sie dich aufgegeben hat."

„Aufgegeben? Was heißt das?"

„Ja, sie ist so viel als Braut mit dem Schullehrer auf dem Gute ihres Oheims.

Peter war lange still, sehr lange. Er knickte nur einen schönen Zweig ab vom Zaun, an dem sie standen, warf ihn aber wieder weg, und endlich sagte er:

„Ich gehe mit dir auf den Hof."

„Was willst du da? Du änderst nichts mehr und thust dir nur Herzeleid an."

„Das bringt mich nicht um. Ich will's."

Er ging mit. Niemand auf dem Hof kannte ihn als die Hunde. Der Jagdhund sprang an ihm hinauf und der Kettenhund wollte sich fast von der Kette losreißen vor Freude. Es waren lauter fremde Leute auf dem Hof und es sah auch sonst fremd aus; denn es war neu gebaut worden, ein schöner Anbau mit einem Erker für die junge Frau, die bald hier einziehen sollte.

Anne-Lise, die Peter von ferne gesehen haben mußte, war nirgends zu finden; man konnte suchen, wo man wollte, sie war nicht da. Peter ließ ihr nur sagen, sie würde es noch bereuen, er werde ihr noch zeigen, was er sei, aber für sie sei's zu spät. Cläre gab Peter noch schnell das Geld, das er ihr zur Aufbewahrung gegeben; er solle nicht später, wenn er ganz verkommen sei, sich dadurch an sie hängen und ihr noch ihre eigene Ersparniß entreißen können.

Mit schwerem Herzen trennte sich Peter zum Zweitenmal von dem Hofe, wo ihm Alles ungetreu geworden war. Und warum denn? Was hat er denn begangen?

Er wanderte fort, er weiß nicht wohin, die ganze Nacht hindurch, und als es morgen ward und die Leute auf den Feldern am Wege arbeiteten, da wurde es ihm erst recht schwer, daß er war wie ein Vogel, der in der Irre umherfliegt. Wohin? Wohin? Ja, es gibt noch ein Ziel!

Dort drüben auf den Bergen, wo die langhalsigen Schorn-

steine Rauch und Dampf in die Luft blasen, dort wohnt ja deine ältere Schwester, die an einen Häuer verheirathet ist; sie war immer klug und gut, und bei ihr ruhst du dich eine Weile aus und siehst auch nach, wie's ihr geht, du bist ja ihr einziger Bruder und ihr habt immer so gut mit einander gelebt.

Am heißen Mittag legte sich Peter nieder an einem kühlen Platze, und als er erwachte, war es Abend geworden. Und wieder wanderte er die ganze Nacht hindurch, das ersparte nicht nur das Nachtlager, es ließ ihm auch sonst keine Ruhe. Sein innerstes Herz lechzte nach Liebe, nach Ehre bei Menschen, die noch was auf ihn halten.

Elftes Kapitel.

Im Schwesterhaus, und was von außen an einen Menschen gekommen, läßt sich abwaschen.



Es war früh am Morgen, als Peter bei seiner Schwester ankam, aber sie stand schon am Herde, und heller leuchtete die Flamme nicht, als ihr Antlitz leuchtete, da sie den Bruder sah. Und wie immer, das ist ihr gutes Herz, sie gönnt sich nichts Gutes allein. Gleich nachdem sie die Willkommshand gereicht, rief sie laut: „Mann, Kinder, kommt heraus! Unser Peter ist da!"

Es war ein schöner Früh-Sommermorgen, und Peter war's doch, als käme er aus Eis und Frost plötzlich heim in eine warme Behausung, wie ihn nun so viele Angehörige umstanden und

sich seiner freuten. Ja, Blutsverwandte, die sind doch die Einzigen, bei denen es Einem von Grund der Seele aus warm und wohl ist; in der fremden Welt hat man immer zu kämpfen und immer nachzuschüren, Das und Jenes zu thun, daß sie Einen nicht vergißt, daß sie Einen nur leben läßt, geschweige daß sie Einem mit Freude entgegenkomme. Das spürte Peter, da er hier begrüßt wurde wie ein Glücksspender. Schon daß er da war spendete Glück. Jetzt kam noch dazu, daß ihm sein alter, fast welk gewordener Ruhm hier frisch eingeschenkt wurde, und hier war noch kein bitterer Tropfen hineingefallen. Schwester und Schwager hatten ihn noch nicht gesehen, seitdem er mit dem Preise gekrönt worden, und sie sprachen davon, als ob das erst vor einer Stunde geschehen wäre, und er hörte es — o, wie wohl that das! — er war der Stolz und Ruhm der Familie. Es wollte ihn zwar bedrücken, daß noch nichts weiter daraus geworden, daß er nicht eine höhere Stelle bekommen, ein reicher Mann geworden, um diese treu-eigenen Menschen auf Einmal in Glanz und Wohlstand zu setzen; aber das wird sich Alles schon finden, vorerst ist hier Freude und Glückseligkeit, und das um seinetwillen ganz allein. Er hatte Niemand ein Geschenk mitgebracht, und doch war's, als ob er vom Größten bis zum Kleinsten Alle gesättigt und getränkt hätte.

Es war bald Zeit, daß der Häuer einfahren mußte; er sah blaß und kränklich aus und klagte über Brustschmerzen. In seinem ganzen Wesen war etwas Stillergebenes, das drückte sich jetzt besonders aus, wie er mit der gesammten Familie vor der Morgensuppe betete.

Der Häuer sprach die Hoffnung aus, den Schwager Abends noch zu finden, und ging mit dem ältesten Knaben, der ebenfalls schon im Bergwerk arbeitete, davon; der jüngere, er hieß auch Peter, diente in der Nähe als Schäfer. Er hütete die Schafe oben auf dem Berge, wo Vater und Bruder in der Teufe arbeiteten.

Nun war Peter mit der Schwester allein, die beiden Mädchen gingen in die Schule. Wie er so wieder bei der Schwester saß, war es ihnen Beiden, als wären die langen Jahre gar nicht dagewesen und sie wären wieder wie Kinder daheim auf der Schäferei; die Häuerin spann und Peter erzählte ihr. Mit dieser Schwester war Peter immer traulicher als mit Cläre, sie verstand ihn immer und

war gescheit und gutherzig zugleich. Es bedurfte keiner langen Aufforderung, daß Peter sein ganzes Herz ausschütten möge. Er erzählte Alles und die Schwester merkte bald, wo eigentlich die Grundwurzel bei Peter festsaß. Sie hatte nicht nöthig zu lügen, ihm zu schmeicheln, sie sah in der That den Preis, den er gewonnen, als einen Ruhmesglanz ohne Gleichen an; sie war selber stolz darauf und zeigte ihm, daß sie sich ebenfalls das Blatt verschafft hatte, worin sein Ruhm für ewige Zeit fest stand, und ihre Kinder hatten das Blatt auch gelesen und hatten von dem fernen Ohm gefabelt und geträumt wie von einem König, der stets mit der Krone auf dem Kopf herumgeht. Der Mann, der in demselben Blatte mit Steckbriefen verfolgt wurde, hatte ehemals um die Häuerin gefreit; sie hatte aber schon damals erkannt, daß er nichts nütze sei. Immer wieder kam sie auf den Ruhm Peters, auf seine Tüchtigkeit und seine gerechten Ansprüche auf höhere Anerkennung zurück und — mit Einem Wort, sie war eben so eitel als er; aber sie war auch klug dabei und merkte bald, daß Peter schon vollkommen befriedigt war, wenn nur ein einziger Mensch von Grund aus erkannte, welch ein überaus vortrefflicher Mensch er sei. Als Peter die Uhr mit der eingegrabenen Ehrenschrift zeigte, sagte sie:

„Das ist prächtig, o prächtig! Aber zeig' das Niemand als mir und meinem Mann; wir verstehen, was das zu bedeuten hat, aber die andere Welt? Du guter Mensch meinst, sie freut sich damit? Im Gegentheil, Jeder ist dir bös, wenn er sieht, daß du was Besseres bist als er." Sie ließ dann nicht ohne Geschick einfließen, daß Anne-Lise nicht die rechte Frau für ihn sei; die sei, wie sie sich habe erzählen lassen, eine solche, die für Alles, was sie thue, gleich eine Lobespredigt haben wolle: „Nein, so stopft keine Frau in der Welt einen Strumpf wie du, so kocht keine eine Suppe wie du."

Peter nickte, der Schlag traf auch ihn. Die Häuerin fuhr fort, Anne-Lise als eine solche zu schildern, die wenigstens alle Jahre einmal so eine Art Hochzeit haben möchte, daß alle Welt auf sie schaue; der Ehestand sei aber was ganz Anderes, da müsse man still fortleben und den Mann in Ehren halten, auch wenn die ganze Welt nichts von ihm wissen wolle. — Peter wurde tief gerührt, da die Schwester ihm auslegte, wie es ihr sei, wenn sie so oben im Lichte umhergehe,

zeigte,

während ihr Mann und ihr ältester Sohn unter der Erde wären, stündlicher Todesgefahr ausgesetzt, und sie verhehle sich's nicht, ihr Mann lebe nicht mehr lang.

Peter faßte die Hand der Schwester und sagte, es werde sich schon eine Arbeit für ihn finden, wenigstens bis zum Manöver.

Das war nun ganz nach der Art der Häuerin. Sie sagte:

„Das ist recht, du bist dein Leben lang das beste Herz gewesen und jetzt bist du auch gewitzigt worden. Es ist gut, daß du dich einmal in der Welt umthust. Du bist uns eine Ehre und Freude, aber Ehre ist wie Salz, und Freude ist wie Butter, man kann sie nicht allein genießen. Wenn du bei uns bleibst, sollst du sie immer haben, aber du sollst sie erst recht schmecken in der Arbeit. Wenn du mir folgst, suchst du dir gleich heute eine Arbeit."

Noch ehe man zum Mittagsmahl ging, war die Häuerin mit ihrem Bruder bei dem Verwalter gewesen und Peter hatte ein Kohlenfuhrwerk mit zwei Pferden übernommen.

Am Abend war der heimgekehrte Häuer ganz glücklich, daß der Schwager bei ihm bliebe, und als Peter die Springuhr mit der Ehrenschrift zeigte, fiel ihm jetzt erst ein, daß er noch eine zweite Uhr habe; er schenkte diese seinem Schwager. Von Tag zu Tag verstand die Häuerin, dem Bruder vorzuhalten, daß er die scheinbar niedere Bedienstung ablegen könne, wie er sich den Ruß vom Gesicht abwasche. Sie verstand es, ihm in Alles, was er that, Ruhm einzubrocken, und Ehre und Freude wie Salz und Butter an Alles zu thun.

Peter hatte fast gar keine Sehnsucht mehr nach einer hohen Stellung, denn die Häuerin übte es meisterlich, seiner Eitelkeit das nöthige Futter zu geben. Sie hatte ihn gebeten, die Ehrenuhr in der Stube aufzuhängen. Peter hatte wohl gemerkt, wozu sie sie braucht; aber er that, als ob er nichts merke, daß die Häuerin die Uhr allen Gefreundeten zeige, und sie hatte gute Freunde genug, die es ihr zuliebe thaten, und den Peter bei allen Gelegenheiten lobten und ihm sagten, daß sie wohl wüßten, er sei der Mann, der den Preis gewonnen und der eine hohe Stellung haben könne. Je mehr Peter gelobt wurde, um so freudiger war er und that Jedem, was er ihm an den Augen absehen konnte.

Wenn Peter gegen die Häuerin seine Freude kundgab, daß die

Leute ihn lobten, da sagte die kluge Frau oft: „Peter, ein Mann wie du, der so in der Welt dasteht, muß sich aus Lob und Spott nichts machen.“ Oder auch: „Peter, du bist der bravste Mensch“ — und wenn sie das vorausgeschickt hatte, dann durfte sie drauf setzen, was sie wollte; er hörte es geduldig und nahm es sich zu Herzen. — „Ja, Peter, du bist der bravste Mensch auf der ganzen Welt; aber du bist reich gewesen und bist arm geworden. Versteh mich recht, du bist reich gewesen, ehe du berühmt geworden; du hast nur nicht gewußt, wie reich du bist. Jetzt, ja, jetzt bist du oft fast bettelarm; du bettelst fast bei Jedem um ein bischen Lob. Du hast es aber gut, du kannst jede Minute wieder reich sein, wenn du nur willst. Frag' nichts nach der ganzen Welt, und du bist mehr als der König.“

Peter that diese Zurede anfangs weh, aber sie ging ihm doch ein.

Es war auch Fröhlichkeit ohne Ende in der Häuerswohnung, denn Peter gab seinen ganzen Verdienst zum Familienunterhalt her, und die Familie hatte nun vierfache Ernährer.

Der Häuer war ein stiller und bedächtiger Mann, und mehr als alle Erfahrungen, die er bisher gemacht, ja sogar mehr als die weisen Reden der Schwester, schien das bescheidene, genügsame Wesen des Schwagers auf Peter einzuwirken. Peter war vordem ein einfacher oder auch einfältiger braver Knecht gewesen; er hatte sich nicht viel drauf eingebildet — wenn man sich überhaupt was drauf einbilden kann — ja, er hatte es nicht einmal gewußt, daß er ein in seiner Art achtungswerther Mensch sei. — Der Preis, das Hoch mit Pauken und Trompeten hatte ihn aus dem Schlaf geweckt, und wie gesagt, ein Mensch ist schneller geweckt als wieder in den Schlaf gebracht, und zu dem alten Schlaf kam Peter überhaupt nicht wieder. Er war ehedem in sich still und genügsam gewesen, jetzt mußte er die Einbildung überwinden lernen und bescheiden werden. Nicht so, wie es in der Regel ist, daß gerade die, welche sich über Alle erheben, mit Worten gar demüthig thun; er mußte jetzt wissen, daß er nichts Besonderes war. Da ist der Schwager, er arbeitet sein Leben lang im Finstern und nicht einmal die Sonne sieht sein Thun, und doch ist er in sich zufrieden, will nicht neben aus, nichts Anderes. Als ihn Peter einst fragte, ob er nie nach etwas Höherm und Anderm

getrachtet habe, da sagte der Schwager: „Nein, ich ernähre, so lang es Gott gefällt, mich und meine Kinder; wir leben unser Leben, und mehr braucht man nicht.“ Als Peter einst erzählte, daß ihn Cläre und Anne-Lise so angestachelt hätten, da sagte der Häuer: „Ja, ja, die Weiber, die haben den ärgsten Ehrenstolz; sie wissen nicht, was man dafür einsetzen muß, um es zu etwas zu bringen, sie bekommen den Verdienst und die Ehre, die der Mann erwirbt, ins Haus getragen, und da heißt es immer: Bring' noch mehr, bring' noch mehr so, der und der ist noch viel höher als du; du wirst doch nicht hinter ihm zurückbleiben wollen? Ich hab' schon gesehen, daß Menschen, ganz brave Menschen dadurch Diebe und sonst schlechte Menschen geworden sind.“

Am Sonntag, bevor es zu den Herbstmanövern ging, hatte Peter eine große Freude. An diesem Tage war sein Geburtstag, und die Schwester hatte es nicht vergessen. Sie backte ihm zu Ehren einen Rahmkuchen; sie hatte auch nicht vergessen, daß das in der Jugend sein liebster Leckerbissen gewesen, und keine Frau auf Erden wußte den Kuchen so gut zu backen wie die Schwester. Der Mann und die Kinder beglückwünschten Peter, als er in die Stube trat, und der Rahmkuchen duftete seinen Glückwunsch. Peter war glückselig. So, ja, so ist man doch ein Mensch, so gilt man doch etwas. Als Peter mit seiner Schwester zur Kirche ging, da sagte er: Er habe fast vergessen, wann er geboren sei; seit der Kindheit habe Niemand etwas darauf gehalten, und er sei's auch eigentlich gar nicht werth.

„O!“ widersprach die Schwester, „ein Mann wie du, der so in der Welt dasteht, der darf das nicht sagen. Aber weißt du, wie dir's gegangen ist? Du hast, seitdem du den Ehrenpreis bekommen, fast jeden Tag einen Geburtstag gehabt, jetzt fast dreihundert. O, du bist schon alt. Jeden Morgen, wenn du aufgestanden bist, hast du gemeint — wenn du dir's auch nicht deutlich gemacht hast — heute ist ein wichtiger Tag! Heute bin ich auf die Welt gekommen, und was für ein Mensch! Und da wird man kommen und mir Glück wünschen und was bringen, was man schon längst für mich in Bereitschaft hat; ich will gewiß dankbar sein. — O, lieber Bruder, es hat Jedes an sich zu denken.“

„Red' nichts mehr! Gar nichts mehr! Kein Wort mehr!" so unterbrach Peter die Schwester. Alle seine Gesichtsmuskeln zuckten, sein Athem ging rasch, und schnell verließ er die Häuerin und ging allein voraus in die Kirche. Er hatte aber seine Predigt allein und im Voraus bekommen, und wie ihn Cläre und Anne-Lise auf-



gestachelt und aufgehetzt hatten, so hatte ihm jetzt die Häuerin wieder Alles abgenommen, was von außen an ihn gekommen war. Er war zum Erstenmal wieder frei, wieder leicht; er feierte wirklich seinen Geburtstag, aber anders als Jemand wußte. Nur die Sehnsucht konnte er nicht los werden: wenn er nur jetzt wieder auf einem Hofe wäre, er müßte beim Wettpflügen nochmals den Preis gewinnen, und dann, ja dann sollte das „Hoch" wahr werden; er wollte auf

der Stelle einen bessern Platz erringen. Die Häuerin, der er das erklärte, gab ihm auch hierin Recht, und sie sagte nur, wenn die Herbstmanöver vorüber und er im zweiten Aufgebot sei, würde er leichter die Stelle bekommen, die ihm gebühre.

Die Herbstmanöver! Peter bangte davor und freute sich darauf; sein Bangen und seine Freude sammelten sich auf Einen Punkt, und das war sein Herr, der Hauptmann.

Als Peter in die Garnison zog, gab ihm die Häuerin ein Stück Weges das Geleite, und die wußte anders zu sprechen als Cläre.

„Wenn es dir möglich ist," sagte sie, „söhne dich mit deinem Herrn aus. Fang' du an, der Gescheite gibt nach!"

„Ich bin nicht der Gescheite."

„Man sagt auch nur so im Sprüchwort. Schau, das Sprüchwort ist auch gescheit. Es sollte eigentlich heißen: Der Gute gibt nach; aber die Menschen bilden sich viel mehr darauf ein, gescheit zu sein als gut, darum sagt das Sprüchwort pfiffig: wer nachgibt, ist der Gescheite. Aber du hast Recht, der Gute gibt nach, und du bist gut."

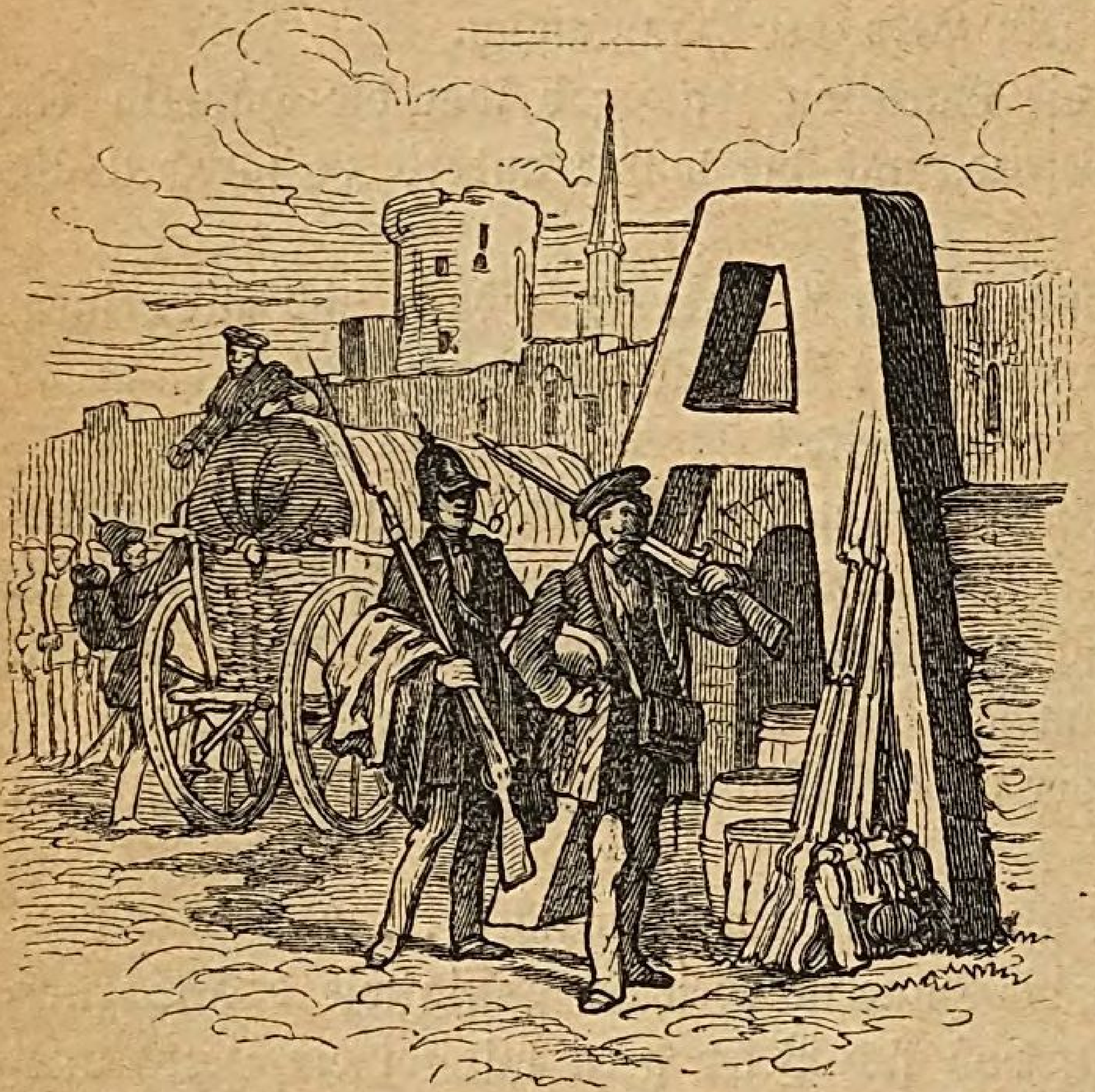
„Das nutzt mir aber nichts, im Gegentheil . . ."

Nun war aber die Häuerin eben so pfiffig wie das Sprüchwort, sie merkte wohl, daß sich Peter gern mit seinem Herrn aussöhnen möchte, aber sein Stolz stand ihm entgegen; sie bat nun, es ihr zuliebe zu thun, sie werde es ihm nie vergessen, wenn er ihr folge, und es sei auch klug, wenn er sich nochmals mit seinem Herrn aussöhne; nicht, um bei ihm zu bleiben, nein, von einem festen Platz aus bekäme man viel eher eine höhere Stelle, als wenn man unstät und flüchtig in der Welt umher taumle.

Peter reichte der Schwester die Hand, und wie er ihre Hand lange stumm festhielt, sagte der Druck Alles; es gab nichts mehr zu reden.

Zwölftes Kapitel.

Weltliche Wallfahrt und jüngstes Gericht. Manöver und glücklicher Rückzug.



Aus Werkstätten, Kaufmannsläden und Studirstuben, vom Pfluge hinweg und aus Fabriken und Bergwerken kommen junge Männer und wandern einem Ziele zu. Das ist ein Wandern auf Waldwegen und gebahnten Straßen, ein Reiten und Fahren und Alles hat nur ein Ziel; und doch hat Jeder sein eigen Herz im Leib, sein eigenes Sinnen und Hoffen, bis sie in geschlossenen Reihen nach Einem Willen, nach Einem Wort sich bewegen. Es ist fast wie eine Wallfahrt nach der sichtbar erscheinenden Zusammengehörigkeit der Vaterlandsgenossen. Noch sind es nicht alle Deutschen, die einem gemeinsamen Gedanken gehorchen, und noch erscheint dieser Gedanke nur unter den Waffen. Aber wir hoffen die Zeit, wo alle Diejenigen, die die gleiche Sprache reden, auch dem gleichen Einen Willen gehorchen, und wo die reine Größe und Einheit des Vaterlandes sich in friedlicher, freudiger Gemeinschaft zeigen wird.

In diesen schönen Herbsttagen wanderten von allen Ecken und Enden, aus allen Berufsarten die jungen Männer zusammen, um sich in der Kriegskunst zu üben. Manchmal einzeln, manch-

mal in Trupps kommen sie daher, bis sie sich sammeln zu einem Strom; und ist der Einzelne auch nur ein Tropfen — der Strom und das Meer bestehen nur aus Tropfen, sie werden erst, was sie sind, durch die Sammlung zur Einheit.

Vielleicht gibt es Manche, die den einsam dahinwandelnden Peter für etwas weniger als einen Tropfen halten. Wir kennen ihn besser und geleiten ihn gern; er kommt wohl doch noch zu einem Ziele, wo er sich bewähren wird.

Peter war stundenlang einsam gewandert, er hatte eigentlich gar keine Gedanken mehr, und dem großen Commando gegenüber, das an ihn erging, hatte er nur das Wort: „Zu Befehl". Peter konnte indeß nicht lange einsam dahin wandern; ein fröhlicher Kamerad, es war der Hornist, gesellte sich zu ihm. Dem Hornisten war es gut ergangen während des Sommers. Er war Mitglied einer Bademusik in einem vielbesuchten Gebirgsbade gewesen, und er wußte nicht genug zu rühmen, wie fröhlich das Leben sei und auch einträglich; denn Morgen- und Abendständchen wurden gut bezahlt, und bald im Walde, bald auf Wasserfahrten wurde lustig aufgespielt. Der Hornist war eine sorglose, übermüthige Natur. Peter kam sich ganz trübselig neben ihm vor, und doch hätte er das Recht gehabt, lustiger zu sein als der Hornist. Hatte der je eine solche Ehre erfahren, wie sie Peter mit sich herum trug? Ja, aber die Lustigkeit läßt sich nicht geben; aus Ueberlegung gewiß nicht. Der Hornist kürzte Peter in doppelter Weise den Weg, denn erstlich war er unterhaltsam und wußte viel zu erzählen, und dann — Peter war immer den graden langen Fahrweg gegangen — schnitten sie jetzt überall ein gut Stück Weges ab; denn der Hornist kannte alle Fußwege hinter den Dörfern herum, durch die Wiesen und Felder, die jetzt im Herbste gangbar waren, und wo ein Mädchen in einem Garten Wäsche aufhing, wo eines auf der Wiese den Flachs ausbreitete, da hatte er Scherze und Neckereien genug, und Peter sah immer lächelnd zu, er konnte nicht mitthun. Der Hornist hatte nicht Unrecht, wenn er ihm sagte: „Du trägst schwer an deiner Ehre, ich möchte sie nicht haben." Manchmal blies auch der Hornist auf seiner Klappentrompete, die er umgeschnallt hatte, lustige Stücklein, so daß die Ackerer auf den Feldern

und die Leute in den Dörfern ihm zujauchzten, und er sagte dann, daß ihm diese Bezahlung fast so lieb sei, als die im Badeorte.

Bei einem Uebergang von der Wiese auf die Landstraße standen die beiden Kameraden plötzlich still und grüßten soldatisch; auch der Officier, der des Weges daher ritt, grüßte, hielt einen Augenblick an, dann gab er seinem Pferd die Sporen.

„War das nicht dein Herr, der Hauptmann?" fragte der Hornist.

„Ja wohl, er hat mich, wie es scheint, nicht kennen wollen; aber mein Brauner, der hat mich gekannt und hat still gehalten. Der Hauptmann hat ihm die Sporen gegeben, da kann er natürlich nicht mehr stehen bleiben, und schau! schau! wie er ausschlägt, wie er ihn spornt und haut! Er muß es büßen, daß er mich noch gekannt hat."

„Was hast du denn eigentlich mit deinem Herrn gehabt?" fragte der Hornist.

Peter fing mit Klagen und Vorwürfen an zu erzählen, aber je weiter er erzählte, um so mehr ging er mit Vorwürfen gegen sich selber los. Wenn die Häuerin hätte zuhören können, sie hätte ihre Freude daran gehabt, wie Peter jetzt Alles ganz anders und wahrscheinlich viel richtiger ansah. Er redete in den Hornisten hinein, wie wenn er der Hauptmann wäre. Es half nichts, aber es erleichterte ihm doch das Herz. Und als er jetzt dem Hornisten sagte: er möchte dem Hauptmann Alles berichten, bejahte dieser lächelnd.

Immer mehr Kameraden sammelten sich, auch der Kellner war dabei und trug jetzt mit Recht seinen Schnurrbart, gehörte aber doch nur zur Infanterie. Man sang hell, auch Peter sang mit, anfangs nur, weil Alles zusammen gehörte, aber bald wurde er in der That fröhlich, und jetzt im Lager konnte sich Keiner mehr von dem heitern Tummeln ausschließen.

Mitten in der Fröhlichkeit — es waren noch zwei Tage bis zum wirklichen Beginn des Manövers — that sich eine Art besondern Weltgerichtes auf. Wie wenn sich die im Leben zerstreuten Menschen in einem Jenseits sammelten, und: was bist du? Wo-

zu hast du's gebracht? hieß es hin und her. Für Klagen über verfehlte Hoffnungen, über mißlungene Unternehmungen gab es hier gar kein Mitleid, man wurde nur tüchtig ausgelacht; das war die einzige Höllenstrafe, und die hatte der alte Oberfeuerwerker dictirt, denn er hatte ein für allemal erklärt, und das galt wie ein Tagesbefehl: „Ein gesunder, lediger Mensch, dem es schlecht geht, der verdient's nicht besser; warum hilft er sich nicht?"

Peter hatte es allerdings zu nichts Besonderm gebracht, aber er hatte doch Ehre, und das ist eigentlich das Beste. Da sind die Zeugnisse davon, und da ist der Hornist und da der Bombardier, sie können's bezeugen, wie man „Hoch" über ihn ausgerufen und ihn gekrönt hat. Aber der vermaledeite Bombardier gab den Spitznamen „Preisels-Peter" — den er doch nur gehört hatte — als seine eigene Erfindung aus und ließ sich darüber berühmen. Wo nun Peter auf heuchlerisches Zureden seine Springuhr und das Zeitungsblatt zeigte, da hieß es: „Ah, darum heißt du der Preisels-Peter?" und das Lachen über ihn war wohlfeil. Selbst der Hornist, dem Peter so gut kameradschaftlich that, und der ihm doch Dank schuldig war — wer hat ihn denn damals mit Ehren an sich gezogen und die Zeche bezahlt mit dem Kellner? — sogar der Hornist fiel jetzt von ihm ab und stellte sich auf Seite des Bombardiers und der Spötter; das ist lustiger und man gilt mehr dabei.

Es war nur gut, daß während des Manövers, wo es heiß herging, die Gelegenheit zu Spöttereien abgeschnitten wurde. Glücklicherweise ward der Bombardier mit seiner Geschützabtheilung, die sein Hauptanhang war, dem Feinde zugetheilt. Peter, der als Stangenreiter beim Geschütz war, hätte manchmal gern geholfen scharf laden, wenn er nur gewußt hätte, daß er drüben den Bombardier und die Seinen trifft.

Der Hauptmann sprach während des ganzen Manövers kein überflüssiges Wort mit Peter. Er mußte ihm bei den Uebungen, beim Schanzenbau in der Nacht, oft etwas sagen, und das war schon fremd genug, daß er ihn nie beim Vornamen, sondern immer Gretsch rief, und ihm nur sagte, was zur Sache gehörte, weiter nichts. Von einer Frage: was er jetzt sei, wie's ihm jetzt gehe, gar nicht zu reden.

Es war am Abend, als die Herbstübungen geschlossen wurden. Peter hatte seinen Abschied aus der Linie erhalten, der Hauptmann hatte ihn selbst übergeben und gegen Peter nicht anders gethan als gegen die Uebrigen. Als Peter vortrat und den Abschied empfing, und mit der Rechten eine Bewegung machte, als ob er sie dem Hauptmann darreichen wollte, hatte dieser gethan, als ob er's nicht sähe. — Und, Rechtsumkehrt, Marsch! Aus ist's und vorbei.

Peter war frei, jetzt konnte auch die hohe Stelle kommen; aber das Benehmen des Hauptmanns hatte ihn so kleinmüthig gemacht, daß er sich wie verstoßen vorkam von der ganzen Welt, und trotzdem der Herr ihn so hart behandelte, war es im Grunde des Herzens doch sein einziger Wunsch, daß er ihn wieder mitnehme; meinetwegen wieder als Knecht wie früher; aber anbieten kannst du dich nicht, ja, wenn er dich auffordert, wieder mitzugehen — davon ist aber keine Rede. Nein, nein, was er mir sagt, das thu' ich. Peter nahm seinen letzten Laib Commißbrod und ging damit nach dem Stall; der Braune soll's wenigstens nicht entgelten, daß sein Herr so hartherzig und neidisch ist, er und Peter waren stets gute Freunde, und sie bleiben's. So saß nun Peter im Stall, schnitt dem Braunen sein Brod vor und aß von Zeit zu Zeit selber mit, grade wie damals nach dem Pflugpreis. O, wie lange ist das schon her, und doch ist's, als wär's erst vor einer Stunde gewesen, und was dazwischen liegt, ist nur wie ein Traum und Alles nicht wahr. An den Braunen gelehnt, sagt Peter halblaut: „Du alter Kamerad. Wenn du's ihm nur sagen könntest, er soll nur ein gut Wort, ein einzig gut Wort sagen: komm mit, Peter — aber Peter muß er sagen, und nicht Gretsch — und da will ich besser rennen als du, und will ihn nicht fragen, was ich sein soll; du fragst ja auch nicht, ob man dich an den Pflug oder an den Wagen spannen oder satteln will. Sei nur ruhig, ich bin nicht verrückt. O, ich bin arg in der Welt herumgestoßen, der Teufel soll den Preis holen; nein, das nicht, aber heim möcht' ich mit dir . . ."

Plötzlich rief eine Stimme, es ist die Stimme des Hauptmanns: „Peter!"

„Befehlen, Herr Hauptmann."

„Was machst du da?"

„Ich füttere meinen Braunen."

„Was soll das?"

„Ich weiß nicht."

„Was willst du?"

„Ich möchte wieder mit dem Braunen da."

„Gut, komm mit."

Komm mit! ja, der Herr hat selber das Wort gesagt: komm mit! Das Wort, das Peter von ihm verlangt hat. Komm mit! o, da liegt Alles drin.

„Du kannst den Braunen reiten, sattle mir den Rappen."

Der Hauptmann selber mochte gerührt sein, da er das Angesicht Peters sah, und Peter sah gar nichts mehr von der Welt. Komm mit! Komm mit! ruft und deutet Alles; das Pferd, der Herr, die ganze Welt schwamm in den Thränen, die ihm aus den Augen quollen. Aber fort! Vorbei! Jetzt ist keine Zeit zum traurig sein. Jetzt ist die ganze Welt lustig. Peter kommt zu Pferde wieder heim. Da werden sie aufschauen, und der Hornist, ich bezahl's ihm, er muß mit und muß den ganzen Weg und mitten im Hof blasen und trompeten, daß Alles zusammen läuft und staunt.

„Du hast Schweres durchgemacht," begann der Herr wieder.

„Befehlen, aber ich meine . . ."

„Ich weiß, ich weiß, und will dir etwas sagen. Von jenem Tag an, als du den Preis gewonnen, hast du keine Arbeit mehr thun wollen, wo man nicht Hoch dabei ausruft. Das muß vorbei sein. Ist's vorbei?"

Wie wenn ihn eine Kugel getroffen hätte, stand Peter da. Das war ja mit einem Wort Alles, Alles, warum er so unglücklich geworden, in die Welt hinaus gelaufen war und immer gewartet hatte, daß man ihn mit Pauken und Trompeten einholen würde.

„Das ist, das ist, Herr Hauptmann," stotterte Peter.

„Und es ist nun vorbei?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann. Jetzt seh' ich, ich bin doch ein elender Deserteur gewesen."

Der Hauptmann sprach kein Wort mehr und er ritt heim und hinter ihm drein Peter mit dem andern Knechte; jetzt, da Peter wieder auf seinem Braunen saß, war's ihm, als läge er daheim in seinem alten Bett. Erst nach einer Stunde Weges rief der Hauptmann:

„Peter, komm hierher."

Peter ritt links an seine Seite und hielt sich um eine Pferdkopfslänge zurück.

„Also, Peter," begann der Hauptmann wieder, „du schlägst dir das Hochrufen aus dem Kopf. Sei brav für dich, und frage nicht darnach, was die Welt dazu sagt. Thue recht und schau auf Niemand."

„Danke, Herr Hauptmann. Das Wort behalte ich mein Leben lang. Ich will's beweisen."

„Nun gut, du bist mir gefolgt, ohne zu fragen; jetzt will ich dir sagen, was du werden sollst. Der alte Hüfner auf dem Sattelberger Vorwerk kann der Sache nicht mehr vorstehen, du sollst an seine Stelle treten; da oben auf der Höhe, wo dich Niemand sieht, da kannst du grundmäßig deine Arbeit thun, rechtschaffen wie früher, ohne auf Ruhm und Lob zu warten."

„Da ist Gott mein Zeuge, daß das so sein soll!" rief Peter. Jetzt reichte ihm der Hauptmann selber die Hand, und glückseliger, rechtschaffener war Peter nie gewesen als jetzt, da er seine Hand in die des Hauptmanns legte.

„Herr Hauptmann, darf ich was erzählen?" fragte Peter nach einer Weile.

„Es hat Zeit, wenn wir daheim sind, in Ruhe."

„Nein, erlauben Sie mir das Eine; es ist nicht viel."

„Nun, was ist es denn?"

„Sie werden lachen, Herr Hauptmann, aber es ist doch so. In der Nacht, wie ich den Preis bekommen habe, hat es mir ganz deutlich geträumt, daß wir so mit einander reiten, und der Herr Hauptmann haben ganz brüderlich mit mir gesprochen, und wie Sie mir eben Ihre eigene Mütze auf den Kopf setzen wollen, bin ich aufgewacht."

„Ich würde dir meinetwegen gern die Mütze schenken, aber

ich fürchte, du glaubst mir dann immer an Träume; drum lassen wir's gut sein. Jetzt kurzer Galopp!" schloß der Hauptmann, und das ist ein lustiges Reiten, und im kurzen Galopp sprengte Peter mit seinem Herrn in den Hof.

Es bliesen keine Trompeten, als Peter wieder auf den Hof kam, es lief nicht Alles zusammen, und doch war er glückselig. Zwar gab es ihm einen Stich ins Herz, als er hörte, daß Anne-Lise sich verheirathet habe, aber er faßte sich bald; denn er schwur hoch und theuer, daß sie es gewesen, die die Eitelkeit und Ruhmbegier in ihm gereizt hatte, und fast wäre er daran zu Grunde gegangen.

Ueberhaupt fand Peter den ganzen Hof verändert. Es waren außer Cläre und einem alten Schäfer Niemand von den früheren Dienstboten mehr da; denn bald, nachdem der Hauptmann Peter so standrechtlich abgeurtheilt und fortgeschickt hatte, zeigte sich an den zurückgebliebenen Dienstboten, daß sie die verübte Ungerechtigkeit und Härte empfanden. Daß der Hauptmann immer barsch war, das wußte man und verlangte es nicht anders von ihm; aber auf seine Gerechtigkeit hatte man stets gebaut. Jetzt war sie schadhaft geworden, und Knechte und Mägde ließen ihn merken, daß sie das wohl verstünden. Selbst Konrad, der doch froh darüber war, daß Peter fort mußte, sagte einst dem Herrn, als er ihn scharf zurecht wies, gradezu: er sei nicht wie Peter, der zu Allem, was man ihm angethan, still geschwiegen habe.

So hatte auch der Hauptmann seine Lehre bekommen, und daß er Peter wieder mitnahm, war Zeugniß genug, daß sie nicht vergebens war. Er hatte lernen müssen, auch die Ehre eines Knechtes achten. Freilich war ihm seine Lehrzeit leichter geworden als Peter, vielleicht aber auch nur äußerlich, und in sich hatte er nicht minder zu kämpfen.

Cläre war wie gesagt auf dem Hofe geblieben, obgleich sie einmal dem Herrn ins Gesicht hinein gesagt: Der Weg, den Peter gegangen, sei auch für sie offen.

Anfangs wollte es Peter fast betrüben, daß nicht seine alten Dienstgenossen jetzt sahen und staunten, wie er wieder zu Ehren

gekommen, und zu viel größeren; aber das war nur noch der letzte Rest seiner Eitelkeit, und wie ein Zauberspruch wirkte das Wort: „Thue recht und schau auf Niemand."

Es kam der Jahrestag des vorjährigen landwirthschaftlichen Festes. Am Abend vorher trat der Herr wieder auf Peter zu, der im Feld gewesen war, und sagte:

„Peter, du gehst morgen wieder mit zum Wettpflügen."

„Zu Befehl, aber . . ."

„Was aber? sprich nur offen."

„Herr Hauptmann, wenn's erlaubt ist, ich möchte daheim bleiben."

„Warum? Fürchtest du, besiegt zu werden?"

„Nein, das nicht, aber . . ."

„Vorwärts! Was gibt's?"

„Ich hab's genug. Ich müßte lügen, wenn ich nicht gestehen wollte, wie es mich so lang ich lebe freuen wird, daß ich den Preis bekommen; aber es sollen ihn jetzt auch Andere haben, und ich wünsche nur, daß der, der ihn jetzt kriegt, ihn nicht so theuer bezahlen muß wie ich."

„Gut; aber dem alten Herrn, der dir das Hoch ausgebracht, darf ich doch einen Gruß von dir sagen?"

„Ja wohl, und sagen Sie ihm, daß ich jetzt auch eine Rede halten könnte über Alles, was ich erlebt habe. Ich hab's ausgerechnet: ich bin neun Monate in der Welt herum gefahren und bin jetzt wie neu geboren."

Der Hauptmann lachte und sagte nach einer Weile: „Ich werde an deiner Stelle eine Rede halten, zum Erstenmal in meinem Leben. Es ist gut und schön, daß man Preise für rechtschaffene Arbeit austheilt; aber Diejenigen, die solche Auszeichnungen erhalten, sollen nur dadurch ermuntert werden, immer besser zu werden in dem, was sie sind. Kannst dich darauf verlassen, daß du und ich unsere Erfahrungen nicht umsonst gemacht haben sollen."

Jetzt wäre Peter doch gern mit zum landwirthschaftlichen Feste, nicht um nochmals den Preis zu gewinnen, sondern um seinen Hauptmann reden zu hören. Der hat die Worte lang

genug bei sich behalten, wenn er sie einmal losläßt, da muß es dreinfahren wie ein Wetter.

Peter wußte indeß seinen Wunsch nicht vorzubringen, und blieb daheim. Ja, daheim! Wenn man in der Fremde gewesen ist, weiß man erst, was daheim zu bedeuten hat.



„Erlauben Sie, Herr Hauptmann," sagte Peter zu seinem Herrn, als dieser schon zu Pferde saß, „ich möchte bitten, wenn Sie erfahren können, wer der Mann ist, der nicht genannt sein will, der noch die drei Dukaten zu dem Ehrenpreis hinzugethan hat, so sagen Sie ihm meinen Dank."

„So? Du kannst dir also gar nicht denken, wer das war?"

Peter schaute betroffen zu seinem Herrn auf. „Ist's denn möglich? Konnte man so einfältig sein und über das Nächste hinüber stolpern?" Der Herr, den er für so geizig und hartherzig hielt, der war's; und wie wäre Alles unnöthig gewesen und ganz anders geworden, wenn er das gleich damals bedacht hätte. Der Blick Peters stierte drein wie der eines Irren, und endlich sagte er:

„Aber Herr Hauptmann, warum haben Sie sich mir nicht zu erkennen gegeben? Ich bin so einfältig gewesen."

„Ich bin auch eigensinnig, so gut wie du," sagte der Hauptmann, und ritt davon. Peter schaute ihm lange nach und segnete ihn und sich selbst, und es war ihm ein großer Triumph, der Cläre zu sagen, daß sie doch nicht Alles verstehe; denn die drei Dukaten von damals seien vom Hauptmann gewesen, der im Geheimen Gutes thue.

Cläre ließ sich aber nicht bekehren, und sie fragte nur: „Hast du denn die Dukaten noch?"

„Nein, ich habe sie aber doch einmal gehabt."

Cläre lachte laut; Peter kümmerte sich aber nichts darum. Daß sein Herr ihm im Geheimen ein schönes Geschenk gemacht und daß er an ihn dachte, mehr als man je glauben konnte, das war ein goldener Schatz, der sich nicht ausgeben ließ und der ewig vorhielt. —

Als der Hauptmann die junge Frau heimführte und Peter mit allen Dienstleuten und dem ganzen Dorfe ihnen entgegen ritt, da zeigte Peter, daß er selber erfahren hatte, wie man „Hoch" ruft und aus voller Seele, und glückseliger als alle die Reden damals, dort, machte es ihn, da der Hauptmann zu seiner jungen Frau sagte: „Das ist der Peter Gretsch, von dem ich dir gesagt." Die junge Frau reichte ihm die Hand — ach! die war feiner als alle dort — und sagte: „Mein Mann hat mir Gutes von Ihnen erzählt."

„Sie ist ein Engel vom Himmel, und jetzt weiß ich's, warum der Hauptmann geschmeidiger geworden ist," sagte Peter oft vor sich hin am Gesindetisch, wo's lustig herging und wo er heute

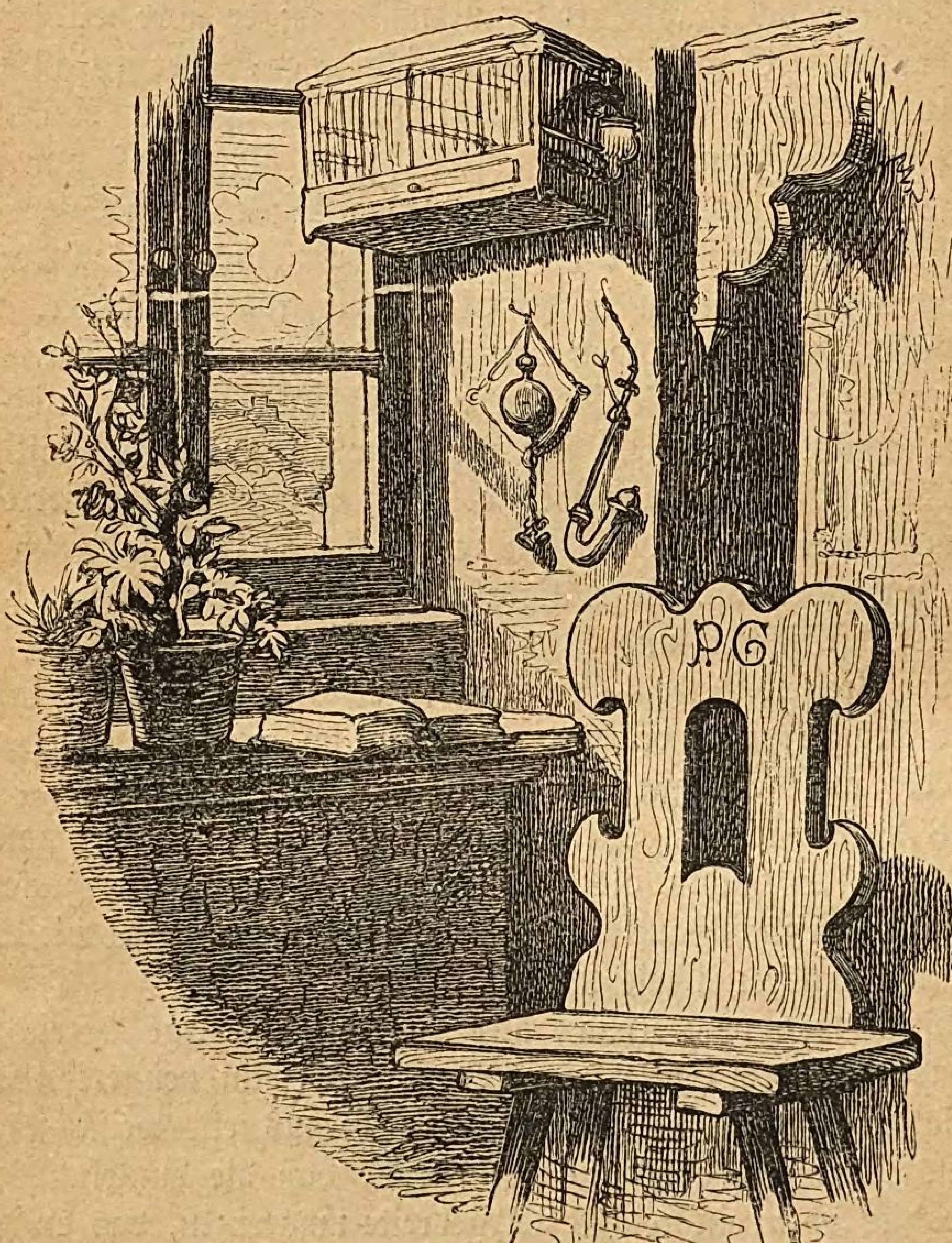
regierte; denn er war ja der Hüfner, der vom Vorwerk herunter gekommen.

Die jungen Eheleute — es soll so die Art Aller sein, daß sie auch Anderen gern zum Heirathen zureden — ermahnten oft Peter, daß er sich nach einer Frau umschaue; er aber will nichts davon wissen. Er gesteht es zwar nicht offen, aber es ist doch leicht zu merken, daß er fest darauf bleibt, Cläre und Anne-Lise seien an seinen traurigen Irrfahrten schuld. Das muß nun das ganze Geschlecht entgelten. Als zu Anfang Winters sein Schwager, der Häuer, starb, nahm er die Schwester und ihre drei Kinder zu sich, und lebt mit ihnen in der Einsamkeit froh und heiter. Die Springuhr hängt am Nagel und hat das Gute, daß sie hier oben, wo man bei Ostwind die Glocken nicht schlagen hört, pünktlich die Stunde angibt. Peter sieht fast nie mehr auf den Deckel mit der Ruhmesschrift. — Anfangs war es Peter schwer, daß er hier oben nicht mehr mit Pferden, sondern mit Ochsen zu Acker fahren sollte. Es ist nicht so lustig. Allmälig aber gewöhnt er sich, wie er sagt, an den Ochsenschritt, und ist vergnügt dabei.

Der Preisels-Peter — denn diesen Spottnamen hat er in der ganzen Gegend, und er hört sich eigentlich gern so nennen, es liegt doch auch ein gut Stück Ruhm in diesem Namen — der Preisels-Peter hat's im Sprüchwort: Ich brauche von der ganzen Welt da unten nichts als Salz und Tabak; und die Häuerin, die ihm vortrefflich Haus hält, meint jetzt: die Ehre sei wie Salz und der Tabaksrauch wie Ruhm.

Wenn man vom Kynast aus das Riesengebirge überschaut, sieht man auf dem Sattel eines Vorberges (man nennt ihn auch den Sattelberg) aus der Waldlichtung heraus ein weißes Haus blinken. Niemand ahnt aus der Ferne, daß die dunkeln Waldbäume hier oben ein reiches Feldgebreite umgrenzen, das an Neuland noch jährlich ein gut Stück zunimmt; denn es ist ein eigener Missionseifer Peters, wie es die witzige Häuerin nennt, „die Haiden zu bekehren", das heißt, aus dem müßigen Haideland arbeitsame, fruchtbare Aecker zu machen. Dabei vergißt er aber die alten Aecker, die schon lange redlich ihr Brod tragen, keineswegs. Das Sattelberger Vorwerk gehört zu den bestbewirthschafteten,

und Niemand weiß und braucht es auch Niemand weiter zu wissen als der Hauptmann und Peter, der Wettpflüger, genannt der Preisels-Peter.



Zwei Schützenbriefe.

Gotha, 12. Juli 1861.

Das war ein Fest der Männer. Wehrhaft, mannhaft, das gilt zu allen Zeiten. Wer nicht die Waffe zu handhaben versteht, ist kein Mann in der vollen Bedeutung des Worts.

Die Turnfeste sind die frohen Tage der Jugendlust und der sich stählenden Kraft des Körpers und des Geistes, die Sängerfeste sind die frohe Kundgebung einer Schönheit, wie sie nur uns Deutschen eigen ist, denn nur wir Deutschen haben den vielstimmigen Gesang schon im Volksliede und bilden ihn aus zur reinen Kunsthöhe. Das Schützenfest ist das Fest der ernsten Mannheit. Wohl dem, der allen dreien angehört: Jugendkraft, Liedeslust und Schützengewandtheit in sich vereint, und es werden Feste kommen, wo Turner, Schützen und Sänger eins sind.

Du hast die Berichte vom ersten deutschen Schützenfeste gewiß in deiner Zeitung gelesen, und ich will dir nur erzählen, was ich selber erschaut und was mir dabei durch die Seele zog.

Mir ist jetzt, da das Schützenfest vorüber, so froh und wohlig zu Muthe, wie am Morgen nach einem Abend, da man mit wackeren, edlen Genossen einen guten, reinen Wein getrunken. Es ist keine Nachsäuerung im Gemüthe und keine im Magen und man beginnt mit frischer Kraft die Weiterführung der gewohnten Lebensaufgabe.

Unser Freund L., der nach zwölfjähriger Verbannung wieder ins Vaterland zurückgekehrt ist und sein volles, warmes Herz heimbrachte, hat mich oft geneckt mit der Frage: Wo finde ich denn das

deutsche Volk mit dem Ausdrucke seiner Lust und seines Leides? Wäre er mit hierher gekommen, er hätte hier ein braves Stück deutsches Volk gesehen mit seinen Tugenden und seinen Fehlern.

Es ist eine Freude, aus der Vereinsamung heraus wieder einmal unterzutauchen in den großen Strom seines Volks, gestärkt und erfrischt geht man wieder daraus hervor und man bedauert nur, daß es jetzt nichts Bestimmtes zu thun gibt, woran man sein volles, hingebendes Herz bethätigen kann.

Man muß sich damit begnügen, im Kleinen und Unscheinbaren den großen Gedanken ins Werk zu setzen.

Hoffentlich finde ich dich auch beim nächsten Feste und du bist hoffentlich Keiner von Denen geworden, die nur gern zusehen und beobachten, was die Anderen treiben. Frisch hinein in den Strom und freue dich, daß du ein Tropfen bist im Strome deines Volks!

Gestern am 11. Juli des Jahres Ein Tausend achthundert und einundsechzig ist ein großes Datum eingezeichnet in die Geschichte des deutschen Volkes, denn an diesem Tage wurde der deutsche Schützenbund gegründet. Wenn die deutschen Schützen sich von nun an alle zwei Jahre in Reih und Glied stellen, als gute Kameraden in gleichem Schritt und Tritt daherschreiten und dann friedlich mit einander ringen, wessen Hand die festeste, wessen Auge das sicherste — sie müssen der freundlichen Stadt Gotha gedenken, wo der Bund zuerst das Licht der Welt erblickte, und sein edler Gevattersmann heißt Ernst.

Wie lange lebt ein Gedanke im Geiste der Menschen und kann keine Ruhe und keine Erlösung finden, aber lebt er wahrhaft in ihnen, so findet er endlich seine Erlösung und wird zur That. Die deutschen Schützengilden fristeten bis jetzt ein halb lächerliches, halb ehrwürdiges Leben; du erinnerst dich gewiß des großen Tages in der kleinen Stadt, wenn sich plötzlich die ehrsamen Bürger mitten im Sommer auf ein paar Tage an einem Fastnachtsspiel ergötzen. Sie verwandeln sich in Soldaten, stecken sich in abgelegte Uniformen, belasten das Haupt mit entlassenen Bärenmützen, reden einander in allem Ernste mit Herr Oberst, Herr Hauptmann, Herr Lieutenant, Herr Schützenkönig u. s. w. an, und der Vetter steht eine Stunde Wache vor dem Hause seines Genossen, bei dem die Fahne auf-

bewahrt wird, und die Kinder sind dann in diesen Tagen die Glücklichsten, die großen und die kleinen. Die Kleinen freuen sich, ihre Väter nun auch einmal in Uniform zu sehen und wie sie Soldatchens spielen, und die Alten stehen in Reih und Glied und zwingen sich, eine gebührend ernste Miene zu machen.

Es wird schon längst allgemein gefühlt, daß dieses ganze Gethue nicht blos lächerlich ist; es steckt etwas darin, daß der Bürger sich noch seiner Wehrhaftigkeit erinnert, aber die Form mit sammt der Uniform ist überlebt, eng und altväterisch; überall erwachte das Bewußtsein, daß das deutsche Schützenwesen einer Erneuerung bedarf, und diese Erneuerung wird nothwendig zu einer Erweiterung. Die deutschen Schützen müssen sich als Einheit fühlen und sich nicht mit altem, abgelebtem Formenwesen schleppen, und nun ist's da: der deutsche Schützenbund ist gegründet.

So wird es mit allen Gedanken gehen, die wahrhaft im Menschen leben; vor Allem mit dem unausrottbaren Gedanken der deutschen Einheit. Mag da und dort noch gezagt werden: der Gedanke wird zur That, und ich wünsche nur mir und dir, daß wir den Tag seines Erstehens erleben mögen und daß er in Frieden sich verwirkliche.

Als wir in der Morgenfrühe das schwarzrothgoldene Banner am Bahnhofe in Gotha flattern sahen, da riefen die Reisegenossen einander an; das war das Erkennungszeichen, in dem Diejenigen, die fremd einander gegenüber saßen, sich erkannten: wir sind Söhne des Einen Vaterlandes und wollen, daß es ein einiges werde. Aller Augen leuchteten hell. Das ist die Fahne, unter der das deutsche Volk siegen wird und muß gegen innere und äußere Feinde. „Seid einig wie wir!" lautete der Widerhall der schweizerischen Eidgenossen vom Schützenfest zu Stans, als ihnen von Gotha aus der Schützengruß durch ein Telegramm zugerufen wurde. Seid einig wie wir!

Wir Deutsche sind so reich an allen Kräften, die das Leben zu einem echten machen; haben wir die Einheit, wo ist ein Volk, das sich mit uns messen mag?

Es war nur ein kleiner Theil aus allen deutschen Gauen hier in Gotha versammelt, aber so oft man wieder hineinschaut in das herzwarme Leben, diese Hingebung, diese Innigkeit, diese unverwüst-

liche Heiterkeit trotz aller Hudeleien, da drängt sich aus innigster Seele der Ruf Huttens hervor: es ist eine Freude zu leben!

Vor Allem erhebend war es zu sehen, daß es an jener Disciplin der Geister nicht fehlt, ohne die nie etwas Ganzes zu Stande gebracht werden kann. Einzelne Absonderlinge oder auch Sonderbündler werden von der gesunden Strömung der Gesammtheit überwältigt. Aber dieses Fest hatte auch seinen tapfern Herzog in der eigentlichen Bedeutung des Worts, einen Mann und Vaterlandsfreund, der mit festem Schritt und freiüberschauendem Geist an der Spitze dieser erst seit heute zusammengestellten Schaar einherzog und sie zu festem, sicherm Ziele leitet. Es werden manche Vornehme die Nase rümpfen, daß ein Fürst ohne äußere Abzeichen sich unter seine Vaterlandsgenossen stellte und einem Jeden das Wort gönnte; aber sie hätten es sehen müssen, daß die innere Würde die eigentliche und wahre Würde ist; vor ihr besteht alles Unwürdige nicht mehr und hat nicht den Muth, sich aufzurichten.

Man findet es schön und löblich, wenn der Führer im Kriege kameradschaftlich mit den Seinen lebt. Ist es nicht löblicher, das im Frieden ins Werk zu setzen? Freilich bedarf es dazu des sichern Scharfblicks, der Ueberlegung und Besonnenheit und der mannhaften Anmuth, die wir in den Tagen des ersten deutschen Schützenfestes lebendig vor uns sahen. Mindere Naturen, die ihre Würde und Bedeutung nur äußeren Anhängseln verdanken, könnten dasselbe nicht wagen, viel weniger so glänzend hinausführen.

Noch fehlt unserm Schützenfeste ein gewisser Pomp, der namentlich die Preisvertheilung festlicher machen würde; es wird bei künftigen Festen eine Erhöhung geben müssen, auf die der Sieger heraustritt, und vor Allem wäre zu wünschen, daß die Siegespreise wesentlich nur in Schmucksachen, besonders in Trinkbechern bestehen. Das gibt einen reichen Festschmuck durch das ganze Volk und man trinkt aus den Bechern edlen Metalls, die sich von Geschlecht zu Geschlecht erhalten, den Genossen in der Ferne zu und Denen, die in der Zeit nach uns kommen werden. Schon jetzt war es anmuthend, die Namen der Sieger ausrufen und mit Hörnerschall begleitet zu hören, und hier ersetzte die Person des preisevertheilenden Herzogs das, was bei künftigen Festen eine gewisse Ceremonie darstellen muß. Der

einzelne Schützenverein kann dabei den Sieger aus seiner Mitte abholen.

Schon bei diesem ersten Schützenfeste stellte sich heraus, daß die Theilnehmer auch hier verschiedenartig sind; es sind solche, die wesentlich nur Schützen sind, die im Scheibenstand verharren, weder an einer Lustbarkeit, noch an einem Ausdruck von vaterländischen Gedanken besonders theilnehmen; sie sammeln ihre ganze Kraft und Aufmerksamkeit auf das Schießen, und es ist einmal so in der Welt, daß man nicht zu gleicher Zeit auf zwei Hochzeiten sein kann. Hoffentlich sind diese Schützen, wenn es einst gilt, fürs Vaterland ins Schwarze zu treffen, ebenso aufmerksam und fleißig und halten ihren Zielpunkt fest im Auge.

Ein Gegensatz und ein Zerrbild des eifrigen Schützen, der um der Ehre willen seine beste Kraft einsetzt, sind die sogenannten Raubschützen, die ich hier erst kennen lernte. Es sind dies listige Gesellen in selbstgeschaffenen eigenthümlichen Trachten, sie haben Niemand, an den sie sich anschließen, sie sind allein gekommen und gehen allein, und ihr ganzes Dichten und Trachten geht darauf aus, recht viele und recht werthvolle Preise zu gewinnen, um die vaterländischen Opfergaben recht bald in klingende Münze zu verwandeln. Es wird eine der schwierigsten Aufgaben der künftigen Schützenordnung sein, den Raubschützen das Handwerk zu beschränken, denn es ihnen ganz zu legen, wird kaum möglich sein.

Die dritte Art von Theilnehmern, oder eigentlich die zweite — denn ich möchte die Raubschützen nicht zählen — das sind eigentlich Diejenigen, deren Zielpunkt der große, vaterländische Gedanke ist und die sich weniger in den Schießständen aufhalten, als beim gemeinschaftlichen Mahle oder auf der Rednerbühne sich einfinden. Ihr Wunsch geht vor Allem dahin, daß beim Schützenmahl so wenig als möglich Musik gemacht werde. Es wird schon so viel gedudelt und gegeigt und geklimpert in Deutschland, die Menschen täuschen sich schon so viel über die welke Abgestandenheit ihres Daseins hinweg durch Musikmachen, daß da, wo sich die Menschen zu Freudenaustausch zusammenfinden, die Musik wohl zurücktreten darf, und der Sinn wird hin und her geworfen durch diese rauschenden Töne, und die Menschenstimme erscheint fast dürftig nach einem vollen Orchester.

Zu wünschen wäre dann, daß nur der das Wort ergreife, welcher wirklich etwas zu sagen hat und es kurz und knapp zusammenfassen kann. Die brennenden, ja bald eiternden Wunden, die dem deutschen Rechtsbewußtsein geschlagen sind — Schleswig-Holstein und Kurhessen — fanden natürlich auch hier laute Klage, und die Worte und Gedanken sind bittere Tropfen in jeden Freudenkelch, den ein Deutscher zum Munde führen will.

Man steht wie über der Erde und schaut und hört weit hinein in die Lande, man vergißt, wo man ist, wenn Stimmen von allen Seiten anrufen und ganze Städte und Länder zu sprechen beginnen. Zur selben Stunde kamen vaterländische Grüße von Nord und Süd mit der Blitzesschnelle des Telegramms bei uns in Gotha an. Es ist eine große, erhebende Zeit, in der es eine Sprache gibt, die Raum und Zeit überwindet, und wie der elektrische Funke zuckt über die Länder, über Berg und Thal, so zuckt der eine und selbe Gedanke in den Herzen Derer, die jetzt weit aus einander gerückt sind.

Der deutsche Schützenbund hat noch schwere Aufgaben zu lösen. Es soll eine gleiche Schußwaffe, eine gleiche Schußart, und eine möglichst gleiche Bekleidung der verschiedenen Schützenvereine hergestellt werden. Es wird gelingen, denn es hat sich gezeigt, daß die Freiheit auch darin besteht, daß man die Fügsamkeit und Zucht kenne, die sich einordne in den Gesammtwillen, der da ist die Freiheit Aller.

Es war eine wundervolle, helle Sommernacht, als ich gestern spät am Abend in das Haus meines Gastfreundes heimkehrte. Zwei Schützen geleiteten mich; sie trugen ihre Stutzen über der Schulter und waren gleicherweise vollbeglückt vom Innewerden vaterländischer Einheit und vom glücklichen Gelingen des nun gegründeten Schützenbundes. Es waren zwei Genossen, wie sie nur die neue Zeit hervorbringt: thätig im bürgerlichen Schaffen, ein jeder sein festes Heimwesen regierend und erhoben von den edelsten Gedanken der Menschheit. Die Sterne leuchteten am Himmel und sie alle überstrahlte der Komet, der so plötzlich erschienen war und dem wir nun seine Bahn nachzumessen haben. Wann wird ein solcher Komet erscheinen am deutschen Himmel, der alle Blicke auf sich zieht? fragte der Eine. Das ganze Firmament, erwiderte der

Andere, ist der Himmel, an ihm wandelt jeder seine gemessene Bahn. Aber die Sonne beherrscht sie alle, lautete die Antwort, und hin und her ging die Wechselrede und wir gedachten Derer, die hinab gegangen waren, bevor die Sonne deutscher Einheit am Himmel erschien, und wir gedachten Derer, die nach uns kommen und sich erquicken werden an ihrem alles durchdringenden Strahle.

Wir reichten einander endlich still die Hand. Es waren feste Hände, die ich erfaßte zum Ersten- vielleicht zum Letztenmale. Möge sie bald kommen die Zeit, da Diejenigen, in deren Herzen der Gedanke des einigen Vaterlandes lebt, einander die Hände reichen zum unauflöslichen Bunde.



Frankfurt a. M., 24. Juli 1862.



Wir Deutschen lassen uns zu viel hoch leben, klagst du; damit brächten wir nichts zu Wege; es gelte Leben zu schaffen. Du sehnst dich fast nach dem alten Polizeibüttel, der der Nation untersagte, sich in Turnfesten, Sängerfesten und Schützenfesten selbstgefällig zu begucken. Du findest, daß unser altes Erbübel, das früher nur in überfeinerten Kreisen grassirte, sich jetzt der großen Masse mittheilt: man begnügt sich damit, schön zu empfinden, statt tapfer zu handeln. Wie die Festgebäude, leicht gezimmert und blendend bemalt, schnell wieder abgebrochen werden und verschwinden, so — meinst du — verflattern auch diese Stimmungen; man habe nicht das Recht, buntbewimpelte Festhallen zu bauen, so lange kein Parlamentshaus in starken Quadern aufgerichtet ist, darin die Besten des Volkes gesetzschaffend tagen.

Etwas von deiner Mißlaune hatte auch mich ergriffen, und ich hatte mir schon die Enthaltsamkeit auferlegt und wollte von dem großen deutschen Schützenfeste wegbleiben. Als aber der 13. Juli herannahte und endlich da war, da wurde mir's, als hörte ich Singen und Klingen in der Luft, als sähe ich die Freundesblicke, die mich suchten; eine Unruhe erfaßte mich, wie es einem Mädchen zu Muthe sein muß, das sich selbst kasteiend, vom fröhlichen Tanze entfernt, im stillen Kämmerlein bleiben will. Ich eilte zum Feste. Freilich hatte ich nun die ersten Tage, den Aufzug und die erste Begrüßung versäumt, und von Jedem, selbst dem gleichmäßig Besonnensten, mußte ich hören, daß eine Stunde erschienen war, wie sie im Leben der einzelnen Menschen und der Völker nur selten ist. Das

war die Wallfahrt eines ganzen Volkes zu einem Heiligthum, und dieses Heiligthum ist kein sichtbares, es ist der tiefe innere Gedanke des einigen Vaterlandes. Man verglich den Anblick mit jenem, als im Jahre 1848 die auserwählten Abgeordneten des gesammten deutschen Volkes durch diese Stadt zogen und hier fühlte man sich noch unmittelbarer ergriffen, denn es war als hätte sich das deutsche Volk selbst versammelt in seinen wehrhaften Männern aus allen Ständen, allen Gauen. Noch nie haben die Volksgenossen selbst einander so ins Auge gesehen, so einander die Hand gedrückt; es war ein Aufzug, wie wir ihn uns denken mögen bei den olympischen Festen im alten Griechenland. Das deutsche Volk, wie nur der Gedanke es aus seiner Zerstreuung sammeln kann, es stand hier in geschlossener Reihe leibhaftig vor unserm Auge.

Es heißt in der Sage: Wenn einst die Menschen nur eine einzige Stunde gleichen Sinnes, dann ist die Erlösung da. Diese Stunde war erschienen. Ist die Erlösung auch nicht äußerlich erwirkt, sie ist innerlich und unzerstörbar da. Die sittliche Ordnung, aller Muth und alle Begeisterung, die in jedem Einzelnen leben, sie flossen hier zusammen; dieser Zug war ein Strom, in dem Jeder nur ein Tropfen, aber rein und hell; es war der Strom des deutschen Volkes in seiner Herrlichkeit und Größe. Das war ein Willkommruf auf der Straße, aus den Häusern, ein tausendfacher Jubelschrei der gestillten Sehnsucht, und die hier in festen Häusern wohnten und die hier durch die Straßen zogen — die Einen waren nicht daheim und die Anderen waren nicht in der Fremde, Alle waren zusammen in der Heimath des deutschen Volksgemüths, und manche Thräne sprach es aus: warum kann es nicht sein, daß dieses Volk, so rein und groß, in friedlicher Willensbethätigung die feste Form seiner Zusammengehörigkeit gewinnt?

So wurde mir der Eindruck des großen ersten Aufzuges geschildert, der herrlich und farbenprächtig war. Die graugrüne Juppe und der breitkrämpige Hut schienen sich von selbst zur Nationaltracht gebildet zu haben. Die Schützen aus allen Gauen zogen dahin, hell leuchtenden Blickes, und bei aller freien Bewegung erhielt sich eine straffe Ordnung. Die Turner, deren Erscheinen schon den Begriff der schlichten bürgerlichen Selbstführung darstellt,

hatten sich fröhlich dem Dienste der Ordnung gewidmet. Kleine Knaben, in langen Schaaren aufgestellt, hielten die weiten Plätze offen, und Niemand durchbrach ihre Reihen, und wie glückselig müssen die Kinder sein, denen sich solche Erinnerungen ins Jugendherz senken! —

Als auf dem großen Platze die Fahne des deutschen Schützenbundes vom Herzog Ernst mit Worten der Weihe übergeben wurde, da zog über Alle einer jener Lichtblicke, die nimmer verlöschen.

Ich hatte also den ersten rauschenden Jubel versäumt, und war nun wie Einer, der aus seiner stillen Stube plötzlich in lautes hocherregtes Festgetümmel versetzt wird. Ich blieb daher unberührt von einer gewissen Steigerung, die sich aus einem mehrtägig fortgesetzten Freudenfeste erzeugt. Streng und klar muß ich dir sagen: es ist ein rein schönes Glück, das mit erlebt zu haben.

Ich spreche nicht davon, daß die Verleumder des Volksgeistes ihre Ueberhebung gern damit rechtfertigen, daß man das Volk sich nicht selbst überlassen, es vielmehr mit den alten Polizeimitteln überwachen und führen müsse. Das beleidigende Lob, daß keinerlei Ungebühr vorgefallen, darf einem mannhaften Volke nicht mehr ins Antlitz hineingesprochen werden.

Die olympischen Feste kannten keine solche ab- und zuwogende Masse, wie sie jetzt die Eisenbahn bringt und nimmt. Wie ein inneres Gesetz hielt sich die Ordnung fest. Die aufopfernde Thätigkeit der Festordner, die ein schönes Zeugniß gibt von der Hingebung unseres freien Bürgerthums, hatte sich nur noch in der Erhöhung des Festgenusses geltend zu machen. Ein Volk ist leicht zu regieren, das sich selbst regiert.

Auf den Scheibenständen war ein geschlossenes, in sich gesammeltes Ringen im Kampfe.

Da standen die Schützen, luden ihre Büchsen, legten an, zielten, und der ganze Mensch stand wie angeschraubt ohne das leiseste Beben eines Muskels; der Schuß knallt, der Schütze setzt ab, und mit demselben Gleichmuth nimmt er den Zettel für einen Kernschuß in Empfang, wie er sich auch einen Fehlschuß melden läßt. Die südlich erweckten Tyroler jauchzen laut auf, wenn der Zeiger einen Kernschuß nennt. Die Schweizer gelten als die Geübtesten, und es

ist ein Ringen von Genossenschaft zu Genossenschaft; Jeder fühlt, es gilt nicht nur seine eigene Ehre, es gilt auch die seiner nächsten Heimat. Auf den Schießständen hört man nur Büchsen knallen, kein übriges Wort. Ich sah einen kleinen untersetzten Schützen vom Niederrhein, der schoß meisterhaft, und den Zettel, den er jedesmal empfing, nahm er zwischen die Zähne wie eine Beute, ging dann mit dem leeren Stutzen an die Ladestätte, lud selber aufs Neue (es waren nur wenig Schützen da, die nicht selber luden, und das ist gut) und erst wenn er wieder vollgerüstet war, nahm er die Zettelbeute aus dem Munde, steckte sie ein und stellte sich wieder mit gleicher Ruhe auf den Anstand.

Es waren schöne und reiche Preise zu gewinnen. Der Gabentempel war in Wahrheit ein Tempel, darin alle deutschen Stämme und die Deutschen in fremden Ländern ihre Opfer für die Kraft und Freude des Vaterlandes niedergelegt hatten. Das sind die Opfer der neuen Welt im Dienste eines reinen Gedankens.

Jetzt erst, nachdem ich dich auf die Schießstätte und in den Gabentempel geführt und du auf dem weiten Festraume sehen kannst, wie hier für Alles vorgesorgt war, wie hier ein Hauswesen im größten Stile ins freie Feld verlegt wurde, mit Badezimmer, Lesezimmer, Post- und Telegraphenamt, Druckerei u. s. w. — erst jetzt führe ich dich zu der in schönem Stile aufgebauten, reichgeschmückten und weiten Festhalle, darin das tägliche Festmahl stattfand. Die Masse von Speise und Trank, die hier verzehrt wurde, zeigt, was der gesunde deutsche Magen beherbergen kann. Aber der Mensch, und vor Allem der deutsche Mensch, lebt nicht vom Brode allein; über das Brod muß der Segen gesprochen werden, damit auch Herz und Geist Nahrung gewinnt.

Auf der Rednerbühne ertönte manches unvergeßliche Wort, wenn auch die Schmerzensfrage: wie es möglich sein soll, Alle deutschen Lande zu Einem deutschen Reiche zu vereinigen, in einem übereilten, den Feinden der wirklichen Einheit willkommenen Ausdrucke berührt und dann begierig ausgebeutet wurde, und wenn auch in der Entgegnung wohlfeiler Ruhm zu erwerben war — diese Frage konnte hier nicht zum Austrage kommen.

Es sammeln sich die Familienglieder, die durch lange Trennung

einander entfremdet, ja sogar von Unheilstiftern feindlich gestimmt wurden, zum Erstenmal wieder an demselben Tisch — da heißt es vor Allem: begrüßt einander herzlich, wisset, daß ihr zusammen gehört und nie von einander lassen könnt. Kommt dann die Frage, ob Ein Haus Alle beherbergen kann, oder ob ein Familienglied anderswo angesiedelt bleiben muß, dann gibt es eine Verständigung in inniger Liebe, unter dem Gesetze der Nothwendigkeit; und kann es nicht anders sein, dann reicht man sich die Bruderhand und sagt: Leb wohl, Bruder, bleib eingedenk, wo du auch bist, daß du mir zugehörst und ich dir, und kommt Gefahr und Noth, wir rufen einander und stehen zusammen.

Der Nationalverein, dessen Programm hier nicht grundmäßig dargelegt werden konnte, hat viele Gegner. Nun denn! wer einen andern, wirklich ausführbaren Plan zur Gestaltung eines sogenannten Groß-Deutschlands weiß (wobei aber nicht in einer unabsehbaren Revolution Oesterreich vorher zertrümmert werden muß), wer einen thatsächlich ausführbaren Plan weiß, durch den Deutschland nach Innen und Außen eine feste und mächtige Einheit werde, der werfe den ersten Stein auf den Nationalverein. Aber wie gesagt, der Austrag dieser schmerzlichen Frage kann nicht auf der Rednerbühne eines Schützenfestes gefunden werden.

Das Schützenfest ist die Verbrüderung der deutschen Männerwelt, und zu herzerhebender Ueberraschung ist auch diese mit den Schweizern in einer Innigkeit, wie sie nur das deutsche Gemüth vermag, und im klaren Ausblick auf die Weltverhältnisse gelungen.

Es wird ein ewiges Sinnbild der Verbrüderung freier Männer bleiben, daß die eine Hand die Waffe, die andere die Freundeshand hält. Selbst ist der Mann, und doppelt in der Freundschaft.

Man muß die schroffe, in sich gehaltene, alles Fremde abwehrende Charakterweise der Schweizer kennen, um zu ermessen, welch eine schöne Eroberung es ist, daß Deutsche und Schweizer nun unentwegt zu einander halten.

Wenn die Schweizer ihr Bundesschießen feiern, so ist das eine frohe Vereinigung Derer, die durch eine selbstgeschaffene und festerhaltene Staatsform vereinigt sind.

Wir Deutschen feierten ein solches Fest erst im Hinblick und

in der Hoffnung auf eine wahrhaft einheitliche Staatsform, und die Völker um uns her müssen es erkennen, daß die sittliche Macht so groß ist, daß ein Volk in Waffen warten und sich beherrschen gelernt. Die Zeit der Krawalle, des jünglinghaft übermüthigen Aufbrausens ist bei uns Deutschen vorüber, und Heil uns, daß sie vorüber. — Die Männer, die die Schule des Lebens kennen, stehen vereint mit der seit 1848 herangereiften begeisterten und besonnenen Jugend, und in ihnen Allen lebt die Zuversicht, daß uns das in der Freiheit gegründete Gesetz und die in der Einheit gegründete Macht werden muß.

Der ruhige, unbeirrte Stand und Blick des Schützen hat sich auch dem Geiste eingeprägt.

Gibt es eine Gewalt auf Erden, die den festen Einheitsgedanken der Nation vernichten kann? — Man kann weiter nichts, als seine Verwirklichung verzögern. Das ist die Siegesfahne, die alle Theilnehmer dieses großen Nationalfestes mit heim nehmen, und kommen wird der Tag, wo sie frei im hellen Sonnenlichte entfaltet wird.

Und jetzt kehre mit mir zurück in die Stadt. Siehe, die ganze Bevölkerung wurde wie zu einem einzigen behäbig ehrenfesten Bürger, dem es in Fleiß und Gemeinsinn wohlergeht, und der sich freut, auch Anderer Wohlergehen vor Augen zu sehen. Der brave Bürger Frankfurt that auf sein Haus und sein Herz — es sieht in beiden wohlgehalten und bequemlich aus — und er ließ seinen Gastfreund darin wohnen, und mehr Freude hatte der Gastfreund nicht, diese reichliche Vorgesorgtheit zu genießen, als der freie, wenig Umstände machende Besitzer darin genoß, dies Alles herzugeben und in dem gestern Fremden heute und für immer einen Freund zu begrüßen.

Die alte Gastfreundschaft ist fast ausgestorben; der rasche und vielfache Verkehr hat die Gasthöfe vermehrt, aber die Gaststuben in den Familienhäusern sind kaum mehr da. Nun aber, bei solch einem Feste, wird eine ganze Stadt zu einem gastfreien Hause. Die alte Tugend der Gastfreundschaft, die in ihrer Vereinzelung todt erschien, lebt groß und neu auf. Das ist die Glorie der neuen Zeit. Man darf nicht klagen über das Verkommen einer schönen Sitte. Gebt

den Menschen nur Gelegenheit, und alles Edle und Reine erhebt sich in einer die alltägliche Lebensgröße hoch überragenden Erscheinung, wie keine Zeit vordem sie kannte.

Es ist ein reicher Schatz von Menschenliebe, Brudersinn und Vaterlandsbegeisterung in unserer Zeit still in den Herzen angesammelt, und das ist in wahrer Bedeutung ein Fest, daß da einmal in seiner Gesammtheit auftritt der gute Geist der ganzen Menschheit. Diejenigen, die überall nur Selbstsucht und Eitelkeit sehen und ihre Freude darin finden, das Menschenherz zu verleumden, und, weil sie selber eitel Schein und Lüge sind, keine Tugend kennen und ihre verborgenen Laster mit dem sogenannten Anstand zudecken — und wiederum diejenigen, die den Ruf nach Einheit und Freiheit des Vaterlandes für eitel Impfung der Zeitungsschreiber halten möchten . . . die Menschenverächter und die Vaterlandsverderber, sie hätten sich hier belehren und bekehren können; aber freilich, sie sind nicht zu belehren und zu bekehren, denn sie sind heute noch wie damals, als von der Schlacht bei Leipzig der Dichter ihnen zurief: „Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht".

Die Kaltherzigen und ewig Verdrossenen mögen sagen: Das verrauscht bald wieder, denn es ist Gemüthsberauschung dabei. Die in strenger Arbeit Stehenden mögen mit größerm Rechte rufen: Aus Umarmungen bildet sich keine geschlossene Einheit, aus Trinksprüchen gründet sich keine Staatsverfassung; die Kränze welken, die Fahnen werden eingezogen.

Wir halten ihnen die in der Geschichte gegründete, weltumwandelnde Macht der Begeisterung entgegen. Nie und nimmer gewinnt ein Mensch, ein Volk die bleibenden Formen der Größe und sittlichen Schönheit, wenn sie nicht der geistigen Glühhitze fähig sind; und siehe, dieses dein Volk erglüht für seine Freiheit nur, um zu arbeiten an der Hoheit des Menschenthums, für sich und alle Welt, und es will seine Einheit nur, nicht um Andere zu unterjochen, sondern in gedrängter Macht für die höchsten Güter des Lebens einzustehen.

Die Gestalt, in der ein Denkmal für ewige Zeiten dastehen soll, muß mit andächtiger Innigkeit und mit weiser künstlerischer Bedachtsamkeit vorbereitet werden, jahrelang, in stiller Arbeit; aber

dann muß das Metall in Fluß kommen, es gilt den glücklichen Guß, der alle Kräfte plötzlich aufregt und spannt, und wenn das Werk verkühlt ist, muß aufs Neue mit treuer Sorgfalt daran gearbeitet werden, bis es auf granitnem Grunde errichtet wird und Sonne und Mond und aller Zeiten Wechsel darüber hinziehen mag. Wir Deutschen haben nicht blos ein äußeres Denkmal zu errichten; die höchsten Gedanken für die Menschheit, die die Brust eines jeden Deutschen durchziehen, müssen mit aufgenommen werden in das große Werk.

Diese Schützenfeste sind die heißen Tage, in denen das feste Metall, das in der Tiefe ruhte, sowie die so verschiedenartigen Ausprägungen in glänzenden Fluß versetzt werden. Möge bald ein Meister erstehen, der die rein schöne, feste Form verleiht!

Vom Grüßen.



Es ist eine schöne Sache, daß Menschen, die sich begegnen, einander begrüßen. Wenn sie einander kennen, soll mit dem Grüßen wohl gesagt sein: freut mich, daß du auch noch da und wohlauf bist. Wenn sie einander nicht kennen und vielleicht auf einsamem Wege zusammentreffen, so sagt der Gruß: freut mich überhaupt, daß du da bist; wir sind Lebensgenossen.

Fragt dich aber ein Bekannter: „wie geht's?" so sieh zu, ob er denn wirklich wissen will, wie's dir geht. Hast du ein Leid erfahren oder einen Kummer in der Seele und du sagst ehrlich, wie

dir zu Muthe ist, so kann es leicht kommen, daß der Grüßende dich verwundert oder gar verdrossen ansieht; denn er wollte ja eigentlich nicht wissen, wie's dir geht, das ist nur so eine Redensart. Darum ist das Beste, wenn du auf die Frage wie geht's? die Antwort gibst: „ich danke". Damit bist du fertig und hast nicht nöthig zu lügen, indem du gut antwortest, wenn es dir in der That nicht gut geht. Kannst dich darauf verlassen, der Fragende ist mit der Anwort, „ich danke", in der Regel vollkommen zufrieden.

Es gibt aber auch wohlgemeinte Grüße.

Wenn du am Hause des Hagenmaier vorübergehst und er steht unter der Halbthür und grüßt dich heraus, so darfst du an-





nehmen, er meint's im Ernst; dagegen kannst du dich darauf verlassen, daß der stolze Oberbauer von Windenreuten, wenn du ihm begegnest — zumal wenn er die Staffeln vom Wirthshaus heruntersteigt — und du grüßest ihn, stets die Pfeife im Mund hält und denkt: was will denn der? der will gewiß was von mir, weil er mich grüßt.

Der schönste von allen Grüßen ist und bleibt immer, wie die Mutter ihr Kindchen grüßt, wenn sie es mit schlafgerötheten

Wangen aus dem Bettchen hebt und sich eben freut, daß es frisch gestärkt wieder auflebt und lacht und gedeiht.

Es gibt eben verschiedene Grüße. Es gibt einen Gruß im Flug, der sehr höflich scheint; der Grüßende macht ein gar freund-



liches Gesicht, grinst und zeigt seine Zähne; wer weiß, was er wirklich denkt. Aber was thut's? Man kommt nicht weit in der Welt und trägt schwer am Leben, wenn man sich immer vergegenwärtigen will: was geht in dem Andern vor.



Wie vielerlei Lug und Trug wird in der Welt verbraucht, und das Leben ist doch so kurz; die Station, die zum Aufenthalt gegeben, ist so knapp bemessen.

Da begegnen sich zwei Männer. „Empfehle mich höflichst“, — „Gehorsamer Diener“ heißt es hin und her, und innerlich lachen

sie über einander, verwünschen vielleicht einander und wünschen sich gegenseitig zum Teufel.



Die einfältigste Redensart ist doch „gehorsamer Diener", denn will der, der „gehorsamer Diener" sagt, wirklich das sein? Sage nicht, das sind bloße Redensarten; es kann dich Niemand zu einer hohlen Redensart zwingen, wenn du nicht willst.

Nun sieh dir einmal den Hochmuthsnarren an, der daher stolzirt, als ob er eigentlich ganz allein auf der Welt wäre und die Anderen gar kein Recht hätten, auch da zu sein; er grüßt nur, indem er mit seinem Augenglase winkt, das ist ihm schon vollständig genug für die Aufdringlichen, die sich anmaßen, auch zu leben. —

Da kommt ein Anderer. Ihn hat ein gutmüthiger Alter freundlich begrüßt und geht an seinem Stocke weiter, der Begrüßte aber macht ein schiefes Maul, wendet sich noch einmal verächtlich zurück: Was thut denn der alte Mann noch auf der Welt, der hätte

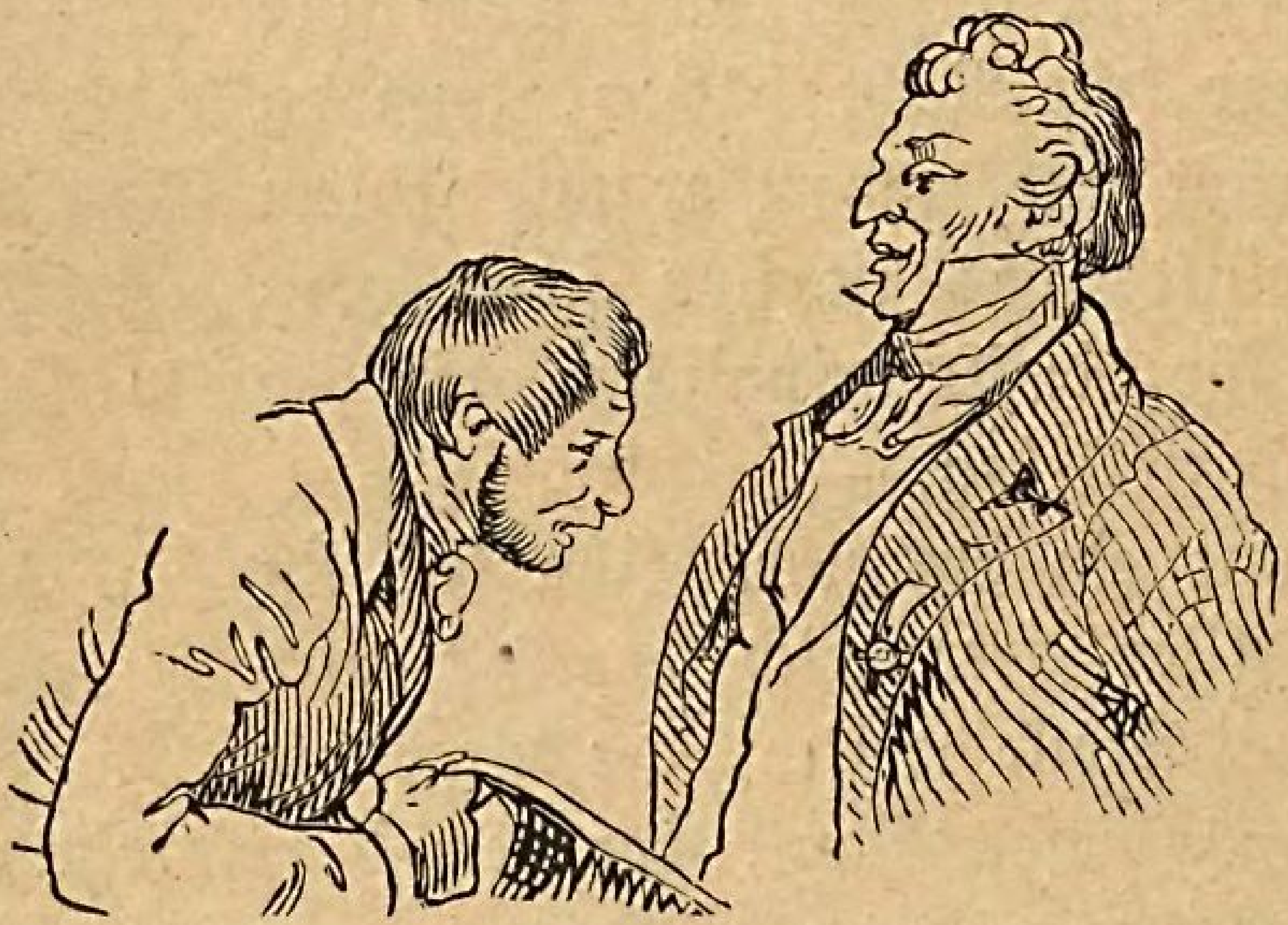


auch schon lange Adje sagen können, und wie kommt der dazu, dich zu grüßen? —

Und wieder ein Anderer wird von einem Bittsteller begrüßt,

gar unterthänig, und er fühlt sich um so erhabener und läßt sich's gefallen, daß ihm der Bittende seinen dringenden Wunsch vorträgt.

Auf Weg und Steg wird man gewahr, in welch närrischer Welt wir leben, wo die Menschen statt einander die kurze Zeit je nach Kräften, und sei es nur mit guten Worten und freundlichen Mienen, das Dasein zu verschönern, aus allerlei Hochmuth und Herzenskälte sich dasselbe verderben. Das Beste ist, man kümmert sich nicht drum, man geht nach Herzenslust seines Weges und thut seine Pflicht.



Eine Stiftung in die lebendige Hand.

Ich war mit einer ehrwürdigen Matrone befreundet, die voll regsamen Geistes trotz ihrer siebzig Jahre eine ständige Theilnahme an allem Guten, Großen und Vaterländischen bethätigte. In ihrem reichen Hause hatte sie ehedem die Besten der Nation gastlich bewirthet, ja selbst Goethe hatte an ihrem Tische gesessen, und sie erzählte gern davon; jedesmal am 28. August bekränzte sie das Bild, das im sogenannten guten Zimmer über dem blauseidenen Sopha hing; im Wohnzimmer aber hatte sie das Bild des Ministers Stein, den sie ebenfalls persönlich gekannt hatte, und das Schleiermachers, den sie mit einer gewissen stolzen Ehrerbietung ihren Freund nannte.

Es thut wohl, solche lebendige Zeugen einer bedeutsamen Vergangenheit sprechen zu hören. Und dabei war die Matrone voll natürlichen freien Geistes, allem Muckerischen, wie sie die neumodische Frömmigkeit nannte, scharf abhold. Sie war dem Grabe nahe und sah mit der Ruhe eines Weisen dem Tode entgegen, ohne sich zu den Bequemlichkeiten des Herkommens zu neigen. In ihrem ganzen Wesen war trotz ihrer gemüthlichen Zutraulichkeit stets eine strenge Haltung. Sie saß, wenn ein Besuch da war, selbst auch ein nahe befreundeter, als welcher ich gelten konnte, immer stramm aufrecht, lehnte sich nie an, dabei war sie äußerst säuberlich, ja fast zierlich gekleidet. Ihre feinen weißen Hände, jetzt noch voll anmuthiger Bewegung, waren an der Wurzel immer

von schönen Manschetten begleitet; das volle graue Haar war an den Schläfen je zu einer großen Locke gedreht. Seit Jahren verließ sie das Haus kaum mehr. Sie sprach von ihrem Manne, der ihr vor zehn Jahren gestorben war, beständig mit einem eben so innigen als ruhigen Gedenken. Ich erinnere mich, daß kein Abend verging, an dem sie nicht seiner erwähnte. Sie gab keine Gesellschaften, aber in ihrem Hause herrschte Geselligkeit; sie lud nie zu Tische oder zu einer sogenannten Tasse Thee, aber man fand stets willkommene Bewirthung bei ihr. Ja, da zeigte sich's, daß Gesellschaften und Geselligkeit zweierlei Dinge geworden sind.

Im Winter versammelten sich am Sonntag stets alle ihre in der Stadt verheiratheten Kinder und die näheren Freunde bei ihr, und wenn man am Abend an dem Hause vorüber ging und droben in der Erkerstube die Fenster erleuchtet sah, hatte man immer ein Gefühl der Wärme und des Heimischen; wenn man die Treppen hinauf ging, konnte man sicher sein, in der wohl durchwärmten Stube die Frau bei einem guten Buche oder in Gesellschaft eines Enkels oder einer Freundin zu finden. Und ihr Geist leuchtete immer so ruhig und mild, wie die große Lampe auf ihrem Tische durch die Milchglasglocke.

Eines Abends, als wir allein waren, sprach sie mit mir von ihrem Testamente. Sie sagte, daß sie die milden Stiftungen, zu denen sie bis jetzt Beiträge gegeben, entsprechend bedacht habe, und fragte mich geradezu, ob ich nicht auch einen besondern Wunsch auf dem Herzen hätte.

Ich erzählte nun von den neu errichteten Pestalozzi-Stiftungen für arme Lehrerwaisen und schilderte ihr, daß es für unsere Zeit gerade besonders geeignet wäre, diese Institute reichlich zu bedenken; Schenkungen, hierher gewendet, gehen nicht in die todte Hand, verwandeln sich nicht im Laufe der Zeit zu Unterstützungen von Dingen und Tendenzen, denen man eigentlich geradezu entgegengesetzt ist. Allerdings — und das ist meine private Ansicht — würde ich die Stiftungen an würdige Personen allen Stiftungen an Institute vorziehen; einem oder mehreren Menschen von Würdigkeit und Bedürftigkeit zur Freiheit und Sorglosigkeit zu verhelfen

und ihrer Gewissenhaftigkeit so zu sagen das Kapital zu leihen mit der Zuversicht, daß sie es bei ihrem Tode an gleich Würdige weiter gäben, das scheint mir weit besser und höher zu sein, als die oft nur aus Bequemlichkeit geschehenen Schenkungen an Institute, so schön und groß auch ihre Zwecke sein mögen; die beste „moralische Person", wie man die Institute nennt, ist der moralisch sichere lebendige Mensch.

Die Matrone nannte diese meine Ansicht, die ich mit allem Feuer meiner damaligen Jugendjahre vertrat, eine Schwärmerei — ich kann sie aber noch heute nicht dafür erkennen. Sie sprach ihre Geneigtheit aus, für die Pestalozzi-Stiftung der Stadt eine namhafte Summe zu testiren, und ich rieth, solches derart zu bewerkstelligen, daß, je nach der Summe, zwei bis drei Kinder auf ihren Namen erzogen werden und am Todestage oder besser am Geburtstage ihrer Wohlthäterin deren Namen feiern sollten. Sie stimmte lächelnd ein und bat mich, ihr recht bald die Statuten der Pestalozzi-Stiftung zu verschaffen.

Voll Glückseligkeit verließ ich die edle Frau und das Haus; denn was gibt es Schöneres, als mitgewirkt zu haben an Feststellung einer guten That!

Hier nun — so oft ich an diesen Punkt denke, gibt es mir einen Stich ins Herz — hier habe ich mich schwer anzuklagen. Ich dachte an die Ewigkeit und vergaß die Zeit. Zwei Tage ließ ich vergehen — überhäufte Arbeit entschuldigt mich nicht vor mir — zwei volle Tage vergingen, ehe ich in jenes Haus mit dem Erker eintrat. Ich hatte die Statuten in der Tasche. Die Fenster, die nach der Straße gingen, waren nicht erleuchtet. Was ist das? Ich eile die Treppe hinauf, da sagt man mir, daß die edle Greisin am letzten Abend von einem Schlagflusse getroffen sei, sie liege ohne Bewußtsein und ringe mit dem Tode.

Am Morgen wurde mir die Kunde, daß sie gestorben sei.

Die Kinder und Enkel dankten mir herzlich für meine tiefe Trauer an ihrem Grabe. Ich sagte ihnen, ich weine auch über mich selber; ich hätte eine That versäumt, welche die Edle noch hatte vollziehen wollen, und bat nun, im Namen der Gestorbenen sollten die Erben die beabsichtigte Stiftung machen. Man gab mir

halben Bescheid, aber bis jetzt haben die reichen Erben Nichts gethan. Ich will hoffen, daß es ihnen noch einfällt. Thun aber auch diese Nichts, so erweckt diese Erinnerung vielleicht andere Menschen.

Wollt ihr eine heilsame und nie verkehrbare Stiftung machen, so denkt an die Pestalozzi-Stiftung, an die Lehrerwaisen!

Die Verlobung auf dem Rigi.

Eine Geschichte von unterwegs.



Laß dir eine lustige Geschichte erzählen. Es gibt ja nichts Besseres, als etwas Fröhliches berichten und den Menschen Freude zu machen. Du hast wohl recht, daß du den Menschen Etwas zumuthest; sie sollen, wenn sie gelesen, was du geschrieben, anders werden, mindestens nachdenklich. Das Zumuthen ist aber gar oft unbequem; weit willkommener ist man, wenn man etwas Anmuthendes bringt, und ich habe Etwas. Ich kann's fast nicht vorbringen vor Lachen, und doch ist's ungeschickt, wenn man erzählt und lacht — wie man sagt — den Rahm davon weg und kommt gar nicht zur Sache. Ich will mich also ernstlich fassen und berichten.

Du kennst den Rigi und kennst auch die Station, genannt „Rigi-Kaltbad". Ist's nicht schön, daß es heutigen Tages keinen schönen Hochpunkt der Erde mehr gibt, wo man nicht bequemlich daheim sein kann, seine Nahrung und sein gutes Bett hat? Freilich kostet's Geld, aber die Luft und der Ausblick wird drein gegeben, und was für eine Luft! und was für ein Ausblick!

Da drunten ist der ganze Qualm der Welt, in der man sich seine siebzig Jährlein abplagt; hier oben athmet man Thau und Friedensstille, und wer nicht im Morgenglanz und Abendroth die Kette der Alpen offenen Auges und stummer Lippe geschaut, der weiß nicht, wie schön unsere Erde ist, und er stirbt davon weg und hat nie gesehen, wo er gewesen ist. Aber, lieber Himmel, was für sonderbare Kostgänger hat unser Herrgott und seine Diener, die Pensionswirthe auf den schönen Aussichten! Wer die Musterkarte eines ganzen Sommers schildern könnte, wer da ein Photographiealbum anzulegen im Stande wäre, der hätte in einem schönen Ausschnitt unsere ganze civilisirte Welt beisammen. Etwas Gutes hat das Wohnen auf den Bergen jedenfalls: die Menschen können nicht mit ihren Equipagen und Livreebedienten prunken. Jene lassen sich hier nicht verwenden und diese wären überaus lächerlich vor den großen Bergen und der Pracht des Sonnenauf- und Niedergangs. Luft und Licht, die schönsten Genüsse des Athmens und Schauens, die sind hier die Hauptsache. Wenn nur die Menschen auch vermöchten, all den Plunder von Kleinlichkeit und Sorge drunten im Thale zu lassen. Aber da . . .

Doch halt! ich will ja nicht philosophiren, ich will ja erzählen. So wisse denn und thue es auch Anderen zu wissen.

Im letzten Sommer erschienen hier zwei englische Schwestern — ich meine nicht Nonnen, sondern wirkliche Engländerinnen — in sehr bescheidenen Schleppen und sehr hochrothen Plaids; die eine war älter, die andere war jünger; ich meine, die eine war so alt, daß man nicht mehr gern nach den Jahren fragt, die andere war eine anmuthige Erscheinung, nicht eigentlich schön; aber ein Gesicht zum Liebhaben, besonders von Augen und Zähnen gar frisch, der Ausdruck still, ein echtes Stahlstichgesicht, aber auch schon von einem Kalender vorigen Jahres. Die beiden Damen benahmen sich durchaus nicht wie Ladies, — die englischen Wichsfabrikantentöchter, die das Festland bereisen, thun gar vornehm, — es waren zwei Waisen, Töchter eines verstorbenen Seekapitäns, und lebten von einer kleinen Pension. Die Beiden waren sich selbst genug. Jeder Engländer ist ja, wie sein Land, eine Insel, und die Beiden waren Schwesterinseln. Sie waren bescheiden gegen Gott und die Menschen. Unter Ersterem

verstehe ich nämlich, daß sie sich nicht anmaßten, die große Alpennatur in ihr Album einzuheimsen; auf dem Känzeli saßen sie oft und lasen und bei Tische dankten sie ihren Nachbarn, wenn sie ihnen Speise und Trank reichten, und was noch am meisten heißen will: sogar am Sonntag waren sie menschenfreundlich. Wunderbarerweise verstand oder sprach wenigstens keiner der anderen Gäste geläufig Englisch.

Da kam eines unschönen Morgens — denn es regnete ergiebig — ein steifbeiniger Engländer an, er hatte viel Gepäck. Die ganze Gesellschaft schaute aus den Fenstern und betrachtete den Ankömmling. Und warum soll man sich nicht im Regen auch für einen Engländer interessiren? Er fragte sogleich den Wirth, ob nicht seine Zeitungen angekommen seien, die er sich voraus hierher hatte schicken lassen. Sie waren da und Briefe auch. Nun zerrann im Regen der Lord — denn das sollte er doch eigentlich sein — in einen sehr reichen bekannten Maschinenfabrikanten. Da Juli im Kalender stand, erschien er bald vom Kopf bis Fuß in gelbem Nanking, eroberte drei Stühle und war in England, d. h. in die „Times", versunken.

Die Futterglocke macht alle Menschen gleich, und so mußte auch der Engländer bei Tisch erscheinen. Ich zweifle, ob er sah, daß auch noch andere Menschen am Tische waren. Am Mittag hellte sich das Wetter auf und der Engländer nickte den Bergen zu, wie wenn er sagen wollte: recht so, daß ihr eure Schuldigkeit thut und euch zeigt!

Ich weiß nicht, wie viel Tage lang Niemand einen Laut von ihm hörte, der Wirth indeß versicherte, daß er nicht stumm sei und sogar etwas Französisch radebrechen könne.

Es thut mir leid, nicht erzählen zu können, wie der Engländer mit seinen Landsmänninnen bekannt wurde. Eines Mittags sah man sie gemeinsam und mit einander sprechend auf die Terrasse kommen. Es mag ein sonderbarer Prozeß gewesen sein, wie der stumme Engländer sein Schweigen gebrochen hat; wer weiß, welches Wort ihn getroffen. Als aber jetzt die Futterglocke läutete, nahm er wie zornig von seinen Landsmänninnen Abschied, setzte sich allein und mehrere Tage sah ihn Niemand mit den Schwesterinseln verkehren.

Es war ein schöner heißer Mittag, da ging die jüngere

Schwester mit einem Buch unter dem Arm, mit Plaid und Schirm bewaffnet, durch den Hausflur. Dort saß die Schweizermagd und stopfte Strümpfe.

„Was machen Sie da?" fragte die Engländerin. Die Magd zeigte pantomimisch und ihr den Strumpf vors Gesicht haltend, was sie arbeite. „Das will ich auch lernen," sagte die Engländerin, legte Buch, Shawl und Schirm ab, erklärte auch durch Zeichen, was sie wollte, und ließ sich von der Magd im Strumpfstopfen unterweisen. Es geht schwer, aber es geht doch. Da kommt unser langer Engländer herbei, die Landsmännin wagt nicht, aufzuschauen. Einen Strumpf vor einem Mannsauge sehen lassen, ist gar unmanierlich; man darf ja nicht einmal davon sprechen. Der gelbe Nanking steht still, nimmt sich einen Stuhl und sitzt wohl eine Stunde lang den beiden Mädchen gegenüber stumm da. Endlich fragt er:

„Was machen Sie da?"

„Das ist eine schöne deutsche Erfindung," erklärt sie.

„Well!" sagt er, bleibt noch eine Stunde stumm sitzen, dann steht er auf, sagt nochmals „well!" und geht davon. Wie es weiter gegangen ist, weiß ich leider wieder nicht, aber das weiß ich, daß der Engländer am andern Tag der Magd den hölzernen Pilz zum Strumpfstopfen abkaufte und ihr ein Goldstück dafür gab.

„Das ist für meine Braut!" sagte er, und er war fast schön, wie er das sagte, um zehn Jahre jünger als sonst; und als das Stahlstichgesicht erschien, waren ihre Wangen mit Farben bekleidet. Alles wurde aufgepackt, zwei Träger trugen die Damen hinab ins Thal, der lange Engländer ging immer neben der jüngern. Das Paar, das sich in Zürich trauen ließ, machte nicht erst die Hochzeitsreise in die Schweiz, es war gleich da.

So, das ist meine Geschichte. Ich weiß nicht, warum ich geglaubt habe, sie wäre so lustig. Es freute mich eben so sehr, daß durch eine kleine Wirthschaftlichkeit, in der sich ein unbefangener Sinn zeigt, ein Glück gegründet wurde. Die Geschichte erscheint mir einfach schön, und ich hoffe, es werden sich auch Andere daran erfreuen, wenn sie auch nicht darüber so herzlich lachen, wie wir Rigigäste lachten, weil wir eben die steifen Persönlichkeiten kannten.

Mumien-Weizen.

Eine Erzählung.

Erstes Kapitel.

Ein Mann in hoher Position.



In seinem Privatkabinet auf dem mit grünem Leder bezogenen hohen Drehstuhle saß der weltbekannte Kaufherr Justinus Weißhaar, alleiniges Haupt des Hauses Christian Weißhaar Söhne. An der Seite des Pultes stand ein alter Mann mit schneeweißen Haaren, er reichte Herrn Justinus Brief auf Brief hin; der Kaufherr las mit großer Schnelligkeit die auszufertigenden Briefe durch und schrieb dann mit einer Gänsefeder — er gewöhnte sich nie an Stahlfedern — seinen Namen darunter, wobei er indeß nie vergaß, einen den ganzen Namen einrahmenden Schnörkel zu machen und drei Punkte in einer bestimmten Ordnung darunter zu setzen. Der Alte erhielt die Briefe zurück, ein neben ihm stehender Diener sandelte. Man hörte nichts als Kritzeln der Feder und Knirschen des Sandes.

„Ist noch keine Antwort auf unser Telegramm nach Riga da?"

fragte Herr Justinus, während er seinen Namen schrieb. Seine Stimme tönte etwas dumpf, denn er hielt die Cigarre zwischen den Lippen.

„Noch nicht."

„Feuer," sagte der Kaufherr kurz, ohne aufzuschauen.

Der Diener brachte ein brennendes Zündhölzchen. Die ausgegangene Cigarre war wieder entzündet und Herr Weißhaar schrieb weiter.

Die Briefe waren unterschrieben, der Alte ging davon. Herr Weißhaar lehnte sich in seinen Stuhl zurück und streichelte seinen etwas ergrauten Bart, der das ganze Untergesicht einnahm, nur die Lippen waren rasirt; Klugheit und Entschlossenheit sprach aus dem ganzen Antlitz.

Ein anderer Commis trat ein, mehrere Telegramme in der Hand haltend, er öffnete die Couverts und reichte den Inhalt dar.

Mit großer Ruhe gab Herr Weißhaar die einzelnen zurück; bei einem sagte er:

„Nach Liverpool! Wird acceptirt. In Warschau so viel Hafer als möglich kaufen. Kommen Sie in zehn Minuten wieder!"

Zwei Telegramme behielt er zurück und las sie nochmals durch, dann begann er die Antwort abzufassen. Er hatte die gute Gewohnheit, die Telegramme in rnnden Sätzen zu schreiben und erst bei der Durchsicht die überflüssigen Worte zu streichen. Eben als er die Feder ansetzte, wurde Herr Konrad Kraft gemeldet.

„Kann eintreten," sagte Herr Weißhaar, ohne vom Papier aufzuschauen.

Ein wohlgestalteter, schwarz gekleideter Jüngling, mit einem rosaroth durchschossenen Antlitze, feinem röthlichblonden Schnurrbarte und vollen, dichten, an der Stirn emporstehenden und kühn rückwärts geworfenen langen blonden Haaren trat ein und verbeugte sich gewandt, wenn auch offenbar etwas beklommen.

„Setz' dich, Konrad! Ich bin bald zu deiner Verfügung."

Der junge Mann setzte sich. Der Kaufherr sah nicht um; die Fassung eines Telegramms schien ihm nicht gelungen. Er legte die Cigarre weg und nahm ein anderes Formular vor Er schrieb bedachtsam.

Der junge Mann hatte Zeit, sich in dem Kabinete umzusehen.

Ueber dem Pulte des Kaufherrn, zu beiden Seiten vom prachtvoll eingerahmten Bilde des Finanzministers mit dessen eigenhändigem



Namenszuge: „Seinem Freunde Justinus Weißhaar gewidmet", hingen die in Oel gemalten Bilder eines Bauern und einer Bäuerin in der Landestracht des Gebirges. Es war bekannt, daß Herr Weißhaar mit großer Beflissenheit daran erinnerte, wie seine Großeltern einfache Müllersleute im Gebirge gewesen waren. Erst sein Vater und sein Oheim hatten das große Getreidegeschäft in der

Handelsstadt gegründet, das im Welthandel einen ehrenvollen Namen hatte. An der Längenwand des Kabinets hing das lebensgroße Bild des Vaters, ein glattrasirtes, feines, vornehmes Gesicht, nicht ohne Schlauheit und Berechnung in den zusammengepreßten, fein geschnittenen Lippen. Der Hintergrund des Bildes zeigte den Hafen der Stadt, und zur Rechten des Mannes stand ein geöffneter Getreidesack, worauf mit großen schwarzen Buchstaben geschrieben stand: Christian Weißhaar Söhne, 1795. Der Mann hatte die eine Hand ausgestreckt vor sich und in der Hand war goldglänzender Weizen. Sein Blick schien den Weizen zu prüfen, aber auch hinauszuschweifen über den Hafen und die unendliche See, auf der er das Erträgniß des Festlandes nach allen Weltgegenden versendete.

An der dritten Wand war eine kleine Bibliothek. Sie enthielt Handelsgesetzbücher, Jahresberichte von den Handelskammern aller Großstädte. Ueber der Bibliothek hing eine große Weltkarte.

Eben als der Kaufherr auf die telegraphische Klingel an seinem Pulte gedrückt hatte und er dem nun Eintretenden die Telegramme mit der Weisung übergab: „Absenden!“ wurde der Finanzminister gemeldet.

Der wartende junge Mann hatte sich erhoben, auch Herr Weißhaar stand auf; er war ein langgestreckter, aber wohlgestalteter haltungsvoller Mann.

„Ah, du wartest? Entschuldige,“ sagte er, und die Redeweise ändernd, setzte er hinzu: „Bitte, gehen Sie auf einige Minuten ins Comptoir, der Minister wird nicht lange bleiben, ich stehe dann sofort zu Ihrer Verfügung.“

Während sich der junge Mann nach der Seite des Comptoirs entfernte, wurde von der andern Seite die Thür geöffnet. Der Minister trat ein.

„Guten Morgen, Excellenz,“ von der einen, „guten Morgen, lieber Freund,“ von der andern Seite, hörte der junge Mann noch; dann wurde die Thür geschlossen und Konrad Kraft stand draußen im Comptoir. Er sah seinen Vater hinter einem Gitter an einem mächtig großen, messingbeschlagenen Buche; der Vater schaute nicht auf. Konrad sah die lange Reihe der Zimmer hinaus, wo die Comptoiristen arbeiteten, hin- und hergingen, fragten, ausriefen.

Hoch oben auf Brettern, die an allen Wänden befestigt waren, standen Kisten mit Bezeichnung der Jahreszahl, viele Jahre zurück. Es war das Archiv des Hauses mit den Dokumenten. Wie viel Hoffnungen, wie viel Erinnerungen und Täuschungen, wie viel bange Erwartungen waren da begraben!

Konrad fuhr sich mit der Hand über die Stirn, es schien ihm schwül zu werden in dieser Umgebung; aber er hatte nicht Zeit, sich dies recht zum Bewußtsein zu bringen, denn er wurde wieder in das Kabinet gerufen, und jetzt kam ihm Herr Weißhaar überaus freundlich entgegen und reichte ihm die Hand, indem er sagte:

„Die Herren vom grünen Tisch werden nie die Handelswelt begreifen. Aber gut! Nun sagen Sie mir," er zog die Uhr heraus und fügte hinzu: „Ich habe eine ganze Viertelstunde Zeit für Sie. Rauchen Sie auch?"

„Nein."

„Um so besser. Nun sagen Sie mir, was bringen Sie gutes Neues?"

„Zuerst möchte ich ein gutes Altes wieder haben," entgegnete der Jüngling gefaßt, „ich möchte, daß Sie mich wieder, wie immer, ‚du' nennen."

„Gut, es bleibt dabei; ich bin ja auch dein Pathe. Also erzähle mir. Was hast du nun vor?"

„Ich glaubte, mein Vater habe es Ihnen bereits mitgetheilt. Hier erlaube ich mir vorerst mein Abiturientenzeugniß vorzulegen."

„Ah, ah, schön, schön; sieh da, — mich freut besonders, daß du in der Mathematik das Prädikat ‚vorzüglich' hast. Nun sag', was hast du nun vor?"

„Ich bin entschlossen, Medicin zu studiren."

„Medicin! Schöner Beruf, menschenfreundlicher Beruf!"

„Ich hoffe nicht zu irren, wenn ich glaube, daß ich zur Naturwissenschaft und speciell zur Botanik Beruf habe. Der Direktor des botanischen Gartens hat mir angeboten, mich als Zögling aufzunehmen, und ich könnte daneben Vorlesungen hören; aber ich glaube, dies ist nicht der rechte Weg, ich möchte vielmehr Medicin studiren, um, wenn ich mich in meinem wissenschaftlichen Berufe geirrt habe, eine feste praktische Basis zu haben."

„Du willst eine Basis? Gut; ich sehe, du denkst praktisch und hast etwas vom Ordnungssinn deines Vaters.“ Herr Weißhaar that wieder seine Uhr hervor und sagte: „Ich habe noch zehn Minuten Zeit für dich. Also Medicin studiren willst du! Ich finde das sehr achtungswerth, es gehört sehr viel Menschenliebe dazu, sich um die Magenbeschwerden aller Häuslersfrauen zu bekümmern. Es ist recht gut, daß es solche Menschen gibt. Aber, lieber Konrad, wie sind die Verhältnisse deines Vaters? Er ist der beste Mensch von der Welt. Aber zu gutmüthig. Er hat an seinen Geschwistern zu viel gethan und sein Bruder in Amerika hat ihn zu viel gekostet, er hätte bälder die Hand von ihm abziehen sollen. Ihr seid allerdings nur noch zwei Kinder, du und deine Schwester. Nicht wahr, sie hat ihr Lehrerin-Examen gemacht? Ich habe etwas mit ihr vor. Aber es wird deinem Vater schwer werden, dich studiren zu lassen.“

„Ich hatte gehofft, daß Sie —“

„Gewiß, gewiß, daran soll's nicht fehlen. Aber wenn du ausstudirt hast, beginnt dann erst die rechte Noth.“

„Ich würde als Arzt auf ein Schiff gehen, um fremde Länder für meine Specialwissenschaft kennen zu lernen, vielleicht —“

„Auch schön, gut, ich sehe, du denkst weiter hinaus. Aber, lieber Konrad, ich bin kein Tyrann, der die Menschen beherrschen und ummodeln will. Wenn ich's bedenke, hätte ich vielleicht mehr von meinem Leben, wenn ich ein gut situirter Landarzt wäre. Ja, mein Großvater, der Müller, hatte von seinem beschränkten Leben mehr als ich von meinem erweiterten. — Ich habe auch studiren wollen, ebenso wie du; aber als ich in Secunda war, nahm mich mein Bruder vom Homer weg ins Magazin und an den Hafen, — da waren ganz andere Schiffslisten. Er brauchte einen verläßigen Menschen. Ein Mensch, auf den man sich verlassen kann, ist sehr viel werth, ist eigentlich gar nicht zu schätzen. Ja, lieber Konrad, ich will dir nicht abrathen, aber will dir nur sagen: Es hat sein Gutes, wenn man etwas Anderes werden wollte und früh sich selbst bezwingen lernt. Du bist ein guter Rechner und schreibst eine schöne Handschrift; du hast wohl auch einen guten Stil. Hast du auch schon Gedichte gemacht?“

Der Jüngling erröthete.

„Gut, sehr gut, das übt den Stil. Meine besten Leute sind immer die, die Gymnasialbildung haben. Man braucht kein Latein zum Comptoir; aber wer Latein gelernt hat, hat Gewandtheit im Ausdruck. — Ich würde es als eine Sünde betrachten, dich von der Wissenschaft abtrünnig zu machen. Wissenschaft ist das Höchste, ist das Schönste. Was sind denn wir? Knechte des Geschäftes. Was haben wir? Eitel Mühe und Sorgen. Und das Resultat? Geld. Ja, wenn man es zu einer gewissen Stellung gebracht hat, handelt es sich gar nicht mehr ums Geldverdienen. Das Geschäft ist ein Dämon, dem man sich verschrieben hat. Ach ja, lieber Konrad, ich will dich gewiß nicht von der Wissenschaft abhalten. Der Gelehrte ist besser dran. Ja, jeder kleine Bauer, der mit dem baaren Gelde in seinem Lederbeutel auf dem leeren Wagen heimfährt, auf welchem er das Getreide zu Markte gebracht, ist besser dran als der Speculant.

Herr Weißhaar wurde in seiner Rede unterbrochen, ein Telegramm wurde ihm gebracht.

„Ah, von Boston," sagte er. Er las rasch, dann befahl er: „Acceptirt. Telegraphiren Sie das einzige Wort."

Er wendete sich wieder zu Konrad und sagte:

„Da siehst du, wir werden immer gestört und unterbrochen. Lieber Konrad, ich will dir nicht abrathen, ich will dir nicht zureden. Besinne dich. Ich weiß, es wird in der ersten Zeit sehr peinlich sein. Du wirst dich nach deinen Classikern sehnen, wirst sie Abends vornehmen. Ich lese manchmal auch noch in meinem Virgil; nicht wahr, man sagt jetzt Vergil? O fortunatos nimium (o die allzuglücklichen Landbewohner!). Du kannst bei mir eintreten, ich brauche Jemand für delikate Dinge. Mein Gott! Die Herren Beamten wollen auch leben, die Gehalte sind der heutigen Theuerung gar nicht mehr angemessen. Du sollst natürlich alsbald eine Beschäftigung haben, die deiner Bildung angemessen, und wie gesagt, ich möchte dich für mich ganz persönlich. Du erhältst sofort ein gutes Gehalt; bedenke, in deinem achtzehnten Jahre. Die Menschen loben jetzt in allen Dingen die Freiheit und halten sie hoch; aber sie hat ihre dunklen Kehrseiten. Selbstbestimmung! Freie Berufswahl in der Jugend! Wie kann ein Mensch im achtzehnten Jahre festsetzen,

was er werden soll? Das wissen Andere viel besser als er, und doch — aber genug, das führt zu weit. Es ist ganz gut, daß du mehr wissenschaftliche Bildung hast als du brauchst, und dein Vater wird sich von Herzen freuen; er ist alt, es wird ihm gut thun, dich sofort versorgt zu wissen, und wer weiß, ob wir ihn nicht bald pensioniren; er hat seine Augen zu sehr angestrengt und trägt die schärfste Nummer. Also, lieber Konrad, ich will dir nicht zurathen, du bist reif genug, um selbst zu überlegen; ich mußte dir nur Alles aus einander setzen. Du sollst mir jetzt keine Entscheidung geben. Komm morgen wieder, komm auf meine Villa um sechs Uhr Nachmittags. Entschuldige . . ., ich sehe dich also morgen."

Er machte eine Verbeugung; auch Konrad verbeugte sich, er wollte gehen. Der Kaufherr sagte noch:

„Du brauchst nicht durch das Comptoir zu gehen, gehe nur hier durch. Noch eins! Kannst du stenographiren?"

„Ich hab's zum Nachschreiben der Collegia gelernt."

„Gut, ganz gut. Also morgen um Sechs; du bist doch präzis? Merke dir, Pünktlichkeit ist das Erste. Nun Adieu!"

Zweites Kapitel.

Ein Aufruf von Oben.

Konrad ging durch das Vorzimmer, wo der Privat-Sekretär arbeitete. Er ging durch einen langen bedeckten Gang nach dem Vorderhause. Er wußte nicht, wie ihm geschah, wo er war. Im Vorderhause unterm Hofthor stand der Wagen angespannt, die Pferde scharrten, der Kutscher auf dem Bocke knallte, um sie zur Ruhe zu ermahnen. Konrad mußte anhalten.

Da kam die Treppe herab das jüngste Kind des Kaufherrn, ein schlankes, hochaufgeschossenes fünfzehnjähriges Mädchen, sommerlich gekleidet, mit aufgelösten langen braunen Haaren, die den Rücken hinabwallten. Neben dem Kinde ging eine große, sich steif haltende Engländerin; es war die Erzieherin des Kindes.

„Ah, guten Morgen, Konrad!“ rief das Kind, „ich gratulire dir.“



„Wozu?“

„Du hast ja dein Examen so gut bestanden. Gehst du nun bald zur Universität? Bis wann bist du Doktor?“

Die Engländerin machte gegen das Kind eine verweisende Miene, aber es schien sich nicht daran zu kehren.

„Du kommst doch noch zu uns, ehe du zur Universität gehst?" fragte das Kind, schon mit einem Fuß auf dem Wagentritt.

„Ich weiß überhaupt noch nicht, ob ich gehe," vermochte Konrad endlich zu erwidern. Er konnte nicht sehen, welchen Eindruck diese Antwort auf das Kind machte. Er konnte nicht hören, ob es vielleicht noch etwas entgegnet habe.

Der Wagen rollte davon.

Konrad ging aus dem Hause durch die Straßen nach der Wohnung seines Vaters. Er wußte nicht, wo er war, wer er war.

Zu Hause stand er lange vor seinem Arbeitspulte und betrachtete seine Schulbücher.

Sollte all der Eifer, den er auf das Studium verwendet, vergebens sein?

Er nahm dies und jenes Buch in die Hand, aber er öffnete keines.

Er wurde von seiner Schwester zu Tische gerufen und ging hinab.

Bei Tische sagte der Vater:

„Herr Weißhaar hat mir von deinem Besuche erzählt; freilich wäre es uns lieb, wenn du hier bliebest, denn deine Schwester geht nächster Tage auf das Gut als Gesellschafterin der Baronin und als Erzieherin der jungen Baronesse."

„Ich an deiner Stelle würde ins Comptoir eintreten," sagte die Schwester.

Heftig erwiderte Konrad:

„Wie kann eine examinirte Lehrerin nur einen solchen Unsinn reden! Du an meiner Stelle —, was heißt das? Das wärst ja dann du und nicht ich."

„Ich glaube, du bist doch zum Gelehrten berufen," sagte der Vater.

„Ich weiß gar nichts mehr," antwortete Konrad.

Und weiter wurde kein Wort mehr gesprochen.

Drittes Kapitel.

Der erste Cylinder.

Wer an diesem Morgen und am darauf folgenden Tage bis gegen Abend den jugendfrischen Konrad Kraft beobachtet, und wer in seiner Seele hätte lesen können, der hätte wohl die Frage erneuert: Hat Herr Weißhaar nicht eigentlich recht? Ist es nicht in der That eine wunderliche Annahme, daß ein Mensch von siebzehn, achtzehn Jahren seinen Lebensberuf bestimmen und über sein ganzes Dasein entscheiden soll? Wär's nicht besser, die reifere Einsicht der urtheilsberechtigten Eltern und Freunde hätte die Entscheidung, oder sie könnten, wie Herr Weißhaar sagt, disponiren?

Wenn es wahr ist, daß wir die Affen zu Vettern haben, — und es scheint fast, wir können uns gegen die Vetterschaft nicht mehr wehren —, so ist nicht Daumen, Gehirnvolumen, Stirnknochen und Kieferbildung das unterscheidende Merkmal; viel wichtiger ist vielleicht noch die Fähigkeit, daß wir von den tausenderlei Thätigkeiten, die auf dieser Erdkugel uns offen liegen, eine herauswählen. Das Thier hat die gleichen Fähigkeiten und gleichen Thätigkeiten wie seine Ahnen. Mit dem Menschenkinde werden die menschlichen Fähigkeiten und Thätigkeiten immer wieder neu geboren und zu Neuem, noch nicht Dagewesenem gebildet, nicht blos in den Genies, sondern auch in den Menschen von alltäglichem Beruf.

Ist aber das, was man als Freiheit der Lebensbestimmung ansieht, nicht vielleicht eine Grausamkeit, und steht das Kastenwesen nicht der Natur näher?

Das Gute und Ausgleichende, das in der Qual der Wahl liegt, besteht auch wesentlich darin, daß im Tiefsten die einzelne Berufsart von minderer Bedeutung ist; denn das, was der Mensch als Mensch ist, kann in jeder Berufsart zur Entfaltung kommen. Es kommt nicht darauf an, was ein Mensch ist, sondern wie er ist, wie er das ist, was er ist. Das Menschenschicksal selber ist ein Kunstwerk, bei dem es nicht darauf ankommt, aus welchem Stoffe es besteht und welche Verwendung es findet. Die innere Harmonie, das

Gleichgewicht des rein Menschlichen, das von keiner besonderen Thätigkeit abhängig ist, das bestimmt seine Höhe und Naturvollendung; das Wie ist entscheidend, nicht das Was.

Von diesen Betrachtungen streiften viele das Denken des Jünglings, der ruhelos in seiner Dachkammer auf- und abwandelte. Aus der Ferne brauste das Getriebe der Menschen; nichts Einzelnes ließ sich unterscheiden, aber da arbeitete Alles, ein Jeder in seiner Weise. — Wo wirst du einst sein, wo sollst du sein?

Konrad wußte, daß am Abend die zur Universität ziehenden Kameraden sich in einer Gartenwirthschaft vor dem Thore versammelten. Er hatte auch zugesagt, daß er komme; aber er glaubte seines Versprechens sich ledig betrachten zu dürfen, denn er konnte den Kameraden noch nichts Entschiedenes mittheilen.

Als es beinahe Nacht geworden, wandelte Konrad hin und her durch die Straßen, endlich vor das Thor. Er sah in dem Garten die Lichter blinken, er hörte seine Kameraden jodeln und singen, er schlich vorbei, ruhelos. —

Er ging nach dem botanischen Garten und sah dort die jungen Zöglinge arbeiten. Die Gartenknechte kannten ihn alle, sie hatten ihn lieb. Er ging nach dem Treibhause. Auf dem obern Geländer saß er lange unter hochragenden Palmen und träumte ins Endlose hinein. Wie oft hatte er hier gesessen! Bei neuen Anordnungen, oder wenn ein kranker Baum in Behandlung genommen wurde, war er gekommen, und wie oft hatte er geträumt, selber einst da zu wandeln und vielleicht selbst solch einem Garten vorzustehen. Jetzt war alles das wieder verschwunden. Geisterhaft tropfte der Wasserdampf, der das ganze Gebäude durchzog, von den Blättern, und das tönte so wundersam. Der Garteninspektor kam, erzählte von neuen Ereignissen, die sich in seiner Pflanzenwelt zutrugen. Konrad hörte ihn kaum; er sagte, daß er nun lange nicht mehr kommen werde, überhaupt dieser Liebhaberei entsagen müsse. Der Inspektor fragte nicht näher, theilnahmlos ging er weiter; er hatte wohl nicht gehört, was Konrad ihm mitgetheilt, oder hatte es nicht verstanden.

Konrad sah eine wohlgediehene Pflanzung von Mumien-Weizen, die in die Halme schoß. Er freute sich dessen, und der Inspektor sagte, daß diese Getreideart nun auch ein sehr bedeutender Handels-

artikel geworden; diese Pflanzung sei aber unmittelbar aus solchen Körnern entstanden, die der Professor der Botanik aus Aegypten habe kommen lassen; man habe wohlbedacht Schlamm unter die



Erde gemischt, weil solcher im Heimatlande der Pflanze wohl auch im Grunde war.

Konrad ging davon. Er vergaß fast sich selbst, indem er über die wundersame Erscheinung nachdachte, daß die Keimkraft noch nach Jahrtausenden zum Leben sich erwecken lasse.

Wieder aber wurde es ihm schwer zu Muthe, da ihm die Entscheidung seines Schicksals einfiel.

Er kam am Turnplatz vorüber, er ging hinein; er war einer der besten Turner, er freute sich oft, wenn seine Geschicklichkeit erkannt wurde. Jetzt machte er die kühnsten Bewegungen, einsam in der Nacht, und Niemand sah ihn als der Mond, der manchmal aus dahinjagenden Wolken hervorblickte. Aber die körperliche Abmüdung that ihm wohl und versenkte ihn bald in den gesunden Schlaf der Jugend.

Am andern Morgen, als er erwachte, wußte er es nicht zu erklären, aber es war ihm, als hätte im Traume seine Bestimmung sich gebildet; er war entschlossen, Kaufmann zu werden. Er that die Bücher in eine Schublade des Schrankes, als müßte er diese mahnenden Zeugen zuerst zur Ruhe bringen und verbergen. Er wollte wählen, ob er nicht einige zu ständigem Gebrauche zur Hand behalten sollte; aber die Wahl wurde ihm schwer, er verbarg alle.

Beim Frühstück traf er den Vater und die Schwester, diese bereits zum Ausgehen angekleidet; sie erzählte, daß sie schon heute mit der Baronin auf das Landgut ziehen werde.

„Ich meine,“ sagte Konrad, und seine Stimme hatte seit gestern einen ganz andern Ton; „ich meine, du hättest dir's noch überlegen sollen.“

„Was meinst du?“

„Du hattest ja eine gute Aussicht auf eine Stelle in Schottland, die dir der Geschäftsfreund des Hauses Weißhaar verschaffen wollte. Wärest du ein oder zwei Jahre in England gewesen, so hättest du viel mehr Ansehen bei der Baronin.“

„Schau, schau, wie klug,“ erwiderte die Schwester.

Der Vater sah Konrad groß an, während das Mädchen berichtete, daß sie dem Andrängen der Baronin nicht habe widerstehen können; auch seien sie ja Alle der Familie Weißhaar verpflichtet, und es sei selbstverständlich, daß man sich ihr zur Verfügung stelle.

Der Vater nickte bei diesen Worten, und die Tochter fuhr fort: Allerdings habe die zutrauliche Freundlichkeit der Baronin etwas Erschreckendes für sie gehabt, sie wisse nicht, worin das bestehe, aber sie könne sich dieser Empfindung und dieses Eindrucks nicht erwehren,

und es sei ein sonderbares Gemisch gewesen, da die Baronin zu ihr sagte: „Eigentlich solltest du, wie früher, da wir noch Gespielen waren, ‚Du‘ zu mir sagen, wie vordem; aber in der Welt — nicht wahr, du verstehst das? — ist es für uns Beide besser, wir nennen uns gegenseitig ‚Sie‘. In dem Kreise, in dem ich nun einmal lebe, ist das angemessener und führt nicht zu Unzuträglichkeiten; glaub' mir das, du wirst es später selber einsehen.“

Die Schwester fügte nochmals hinzu, daß sie eigentlich nur mit einem innern Widerstreben zugesagt habe. Sie hatte ein Gefühl, daß, wo ein gewisses Unnennbares widerspricht, man eigentlich nicht bejahen sollte; aber es bleibe doch albern, da, wo kein faßbarer Vernunftgrund sich darbiete, einer unbestimmten Empfindung zu folgen.

Und nun fragte sie zuletzt:

„Wie hast du dich entschieden?“

Eine Pause trat ein, in der Vater und Schwester auf Konrad schauten. Dieser fühlte, daß jetzt ein Wort über seine Lippen komme, das nie mehr zurückgenommen werden könne.

Es war nur eine kurze Beklemmung, die ihm die Brust preßte; dann aber sagte er:

„Ich . . . ich werde Kaufmann. Ich habe mich geprüft und finde, daß in meinem Verlangen nach dem Studium auch viel Eitelkeit ist, Herr Doktor zu heißen, vielleicht gar einmal Professor; das lockte mich, und dann . . . es ist vielleicht muthiger und kräftiger, seine Neigung zu bezwingen, als ihr nachzugeben, und Herr Weißhaar ist ein großartiger Mann; er hat etwas Weltbeherrschendes. Es gibt auch in der Kaufmannswelt Charaktere wie Cäsar, Alexander, denen man gerne dient.“ —

„Dient,“ nahm der Vater auf; „es ist recht, daß du das Wort sagst; es ist, wenn man's recht nimmt, kein harter Dienst, aber doch Dienst. Behalte das Wort und merke dir, daß du es heute gesagt, zu dir, zu deiner Schwester und zu deinem Vater; merke dir's, wenn ich auch nicht mehr auf der Welt bin. Ich diene dem Hause jetzt 33 Jahre, mein Vater hat ihm 37 gedient; ich hoffe, es auch so weit zu bringen, wenn nicht noch weiter. Ich bin nichts Besonderes geworden, aber ich bin zufrieden und deine Mutter war's auch; sie war

Erzieherin bei der verstorbenen Schwester unseres Chefs. — Nun aber muß ich dir, Konrad, was Besonderes sagen."

Er stand auf und legte die Hand auf die Schulter seines Sohnes.

„Es ist schön und gut, was du da von Herrn Weißhaar gesagt hast. Es ist recht, daß du so denkst, und ist auch die Wahrheit. Er ist ein großartiger Mann und findet sich in alle neuen Verhältnisse und beherrscht sie sofort. Ja, lieber Sohn, Herr Weißhaar ist ein großartiger Mann; aber eins merke dir: jeder Kaufmann hat zwei Seelen, eine Comptoirseele und eine Hausseele. Wenn Herr Weißhaar dich in seinem Hause zutraulich und deiner besseren Bildung gemäß behandelt und auch einmal sagt, daß er dein Pathe sei, — schön, nimm das ruhig hin, es ist auch ganz wahr bei ihm. Aber sobald er ins Comptoir eintritt, kommt Etwas über ihn, das ich den feuerfesten Schrank nenne; der besteht aus doppelten Eisenplatten, und zwischen diesen Eisenplatten liegt, wie ich mir habe erklären lassen, Holzasche, die kein Wärmeleiter ist. Doppelte eiserne Platten — das ist's, das ist die Comptoirseele, und glaub' mir, es muß so sein. Du kannst als Mensch tausend Gulden herschenken, als Kaufmann mußt du den halben Kreuzer berechnen. Debet und Credit müssen stimmen. Wenn du von großem Gewinne hörst, laß dir's nicht einfallen, daß auch die Mitarbeiter daran Theil haben könnten; wäre das, so gäbe es ja keinen großen Gewinn mehr. — Du wirst schon Alles lernen, und wenn du's richtig lernst, wirst du glücklich sein. Du mußt es weiter bringen als ich."

Ein Wagen fuhr vor, ein Diener der Baronin, in brauner Livree mit Wappenknöpfen, trat ein und bat Fräulein Hermine, zur Baronin zu kommen, die unten warte. Hermine war schnell bereit. Der Vater ging auf das Comptoir, Konrad war allein. Er blieb es nicht lange, denn zwei Kameraden kamen und schalten, daß er gestern den Commers versäumt. Sie erklärten lärmend, in welche Verbindungen sie einspringen werden und was für Hunde sie sich anschaffen wollen. Sie hatten auch einen Gymnasiasten mitgebracht, dem Konrad seine überflüssigen Schulbücher verkaufen sollte. Konrad war anfangs gesonnen, keine herzugeben; er wollte sie zu stetem Andenken aufbewahren. Aber jetzt sagte er, wie sich selbst besiegend:

„Ich werde Kaufmann, ich gebe alle meine Bücher her.“ Und innerlich mit Wehmuth, aber äußerlich in freiem Entschlusse und strenger Berechnung, verkaufte er den größten Theil seiner Bücher. Er sah sie forttragen und schalt die Anhänglichkeit an äußerliche Dinge „Sentimentalität“; — die darf der Kaufmann nicht haben, Alles ist Werthgegenstand, hat kein pretium affectionis (Anhänglichkeitspreis). Er fühlte sich sehr stolz, seine erste Bewährung als Kaufmann darzuthun, ja er übertrieb sie noch in gewaltsamer Weise vor seinen Kameraden; diese blieben noch eine Weile und erzählten vom gestrigen Schmaus und von zukünftigen Studentenfahrten. Sie wollten doch nicht sofort mit dem „Schwung“ brechen; aber auf der Treppe sagten Beide wie aus einem Munde: „transeat cum ceteris!“ (vorbei mit Anderem!).

Der Verkehr mit Konrad war vorbei.

Konrad ging nach dem Comptoir. Er wäre am liebsten jetzt gleich eingetreten; aber „Pünktlichkeit, Präcision!“ hat Herr Weißhaar gesagt. Vor dem Hause kehrte er wieder um.

Der Vater hatte ihm Geld gegeben, um sich einen Cylinderhut zu kaufen. An vielen Hutmacherläden ging er vorbei und betrachtete die ausgestellten Kopfbedeckungen; endlich entschloß er sich rasch, kaufte einen Hut, und als er sich im Spiegel betrachtete, sagte er lächelnd:

„So, jetzt ist der Philister fertig!“

Viertes Kapitel.

Sei wach!

Zur guten Zeit vor sechs Uhr war Konrad Kraft auf der Villa. Vor derselben standen mehrere Wagen, ein Kutscher in Hoflivree war nicht zu übersehen.

Konrad meldete sich beim Pförtner; es wurde ihm gesagt, er möge im Garten warten. Er kannte den Gärtner der Villa, er kannte

die Pflanzen, die jetzt im Freien standen; er war ja so oft auch hier im Gewächshause gewesen; aber er bannte Blick und Gedanken von dem weg, was ihm ehedem so ganz die Seele eingenommen hatte. Er war entschlossen, Kaufmann zu werden, und ein Lächeln zog über seine Mienen, da ihn der Gedanke streifte: Vielleicht bringst du's auch einmal so weit und schaffst dir deine Villa mit eigenem Treibhause an.

Er ging nicht zu dem Gärtner.

Der Finanzminister, ein Polizeidirektor, ein Direktor einer auswärtigen Bank, mehrere Vorsteher berühmter Handelshäuser und verschiedene Ministerialräthe speisten heute bei Herrn Weishaar.

Unter einer schattigen Hängeesche, von wo man die Freitreppe der Villa überschauen konnte, wartete Konrad. Jetzt wurden die Flügelthüren geöffnet, mehrere Frauen traten heraus, blumengeschmückten Hauptes und entblößten Nackens; unter ihnen auch die Tochter des Hauses, die stattliche Baronin Haldenwang, die sich hastig Kühlung zufächelte. Den Frauen folgten Männer in Uniformen, im schwarzen Frack, mit Orden geschmückt, die Cigarren im Munde. Konrad verhielt sich ruhig. Da hörte er neben sich ein Geräusch. Er sah Fritze, die jüngere Tochter des Hauses, mit einer Freundin nicht weit von ihm unter einem Pomeranzenbaume stehen.

„Denke dir," sagte Fritze, „gestern ist mir's gelungen, meine Miß gründlich zu ärgern." Sie lachte übermüthig, und wenn sie lachte, drückte sie immer die Augen zu, so daß man gar nichts mehr von ihrem Augapfel sah, sondern nur noch die geschlossenen Wimpern. „Wir fuhren aus," erzählte sie weiter, „nach der Eisenbahn, um meine Schwester Alexandrine abzuholen. Ich weiß, die Miß kann's nicht leiden, darum habe ich besonders freundlich mit dem Sohne unseres Buchhalters, mit dem Konrad Kraft, gesprochen. Er ist ein ganz hübscher Bursche geworden und hat schon ein kleines Schnurrbärtchen. Wie ich ihn ansehe, wird er feuerroth und weiß kein Wort zu erwidern; aber die Miß habe ich doch geärgert. Freilich, wenn ich gewußt hätte, daß er auch ein Comptoirgeselle wird, ich hätte nicht mit ihm gesprochen; schade — er hat mir so gut gefallen."

Konrad erbebte, er hätte aufschreien mögen. Die Mädchen gingen vorüber, sie schauten noch einmal zurück. Wer weiß, ob sie ihn nicht jetzt bemerkt und ob Fritze nicht bereut, was sie gesagt hatte!

Aber sie schüttelte die langen Haare und rannte wie ein Reh davon. Sie trug noch ein kurzes Kleid und hatte wunderhübsche braune Stiefeletten.

Konrad hielt die Hand aufs Herz. Noch ist nichts entschieden,



noch hat er sich nicht gegen Herrn Weißhaar selber ausgesprochen. Wie hat Herr Weißhaar ein Recht, das zu sagen, und woher anders konnte es Fritze wissen? Daß seine Schwester es der Baronin mitgetheilt, daß diese es dem Vater und Fritze gesagt, das fiel ihm nicht ein. Er wollte kühn vor Herrn Weißhaar hintreten und sagen: Sie

irren sich, wenn Sie glauben, Sie könnten über die Menschen nach Ihrem Willen verfügen. Ich danke für Ihre Stelle im Comptoir und bleibe beim Studium ... Hei, wie wird dann Fritze aufschauen, dann wird sie nimmer bereuen, — sie wird sich schämen.

Herr Weißhaar kam die Terrasse herab, Konrad trat in den Weg und, den Cylinder in der Hand, machte er eine Verbeugung.

„Ah, schön, schön, daß du da bist, komm in einer Viertelstunde wieder."

Er ging vorüber.

Konrad wußte nicht, wohin er gehen sollte; er war so müde und glaubte, die Kniee trügen ihn nimmer.

Er setzt sich wieder unter die Esche; er läßt sich nicht so fortschicken, er wartet hier. Oder soll er sich ganz davon machen, soll er nach Hause gehen und Herrn Weißhaar einen Brief schreiben? Er fürchtet, daß er persönlich grob werden kann, und er darf um des Vaters willen sich nichts zu Schulden kommen lassen. Aber er bleibt und im Trotz gegen sich selbst und gegen die Welt beharrt er bei seinem Entschlusse, dennoch Kaufmann zu werden.

Herr Weißhaar geleitete den Minister bis an das Thor des Gartens, er ging noch mehrmals hin und her, zuletzt geleitete er eine Dame bis an den Wagen, dann kam er zurück.

Konrad sah auch einen Stadtbekannten, den Polizeidirektor, mit dem Herr Weißhaar Arm in Arm durch den Garten ging, bis an die Grenze der Straße, wo der Polizeidirektor dann zu Pferde stieg und, von einem Landjäger gefolgt, heimritt.

Jetzt stand Konrad wieder am Wege, Herr Weißhaar ging auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte:

„Entschuldige, daß ich dich warten ließ."

Der große Mann, der den Finanzminister geleitet, der mit dem Polizeidirektor Arm in Arm ging, der Cäsar, der Alexander, der so viele Orden trug, dieser bittet Konrad um Entschuldigung! Verflogen war der Aerger, daß er so hin und her geschoben wurde, verflogen der Trotz gegen den kleinen Backfisch, — das Alles darf den Mann nicht bestimmen.

Was drängte sich nicht Alles in diesem Augenblick zusammen! Es war eine eigenthümliche Art, wie Konrad die Hand des Herrn

Weißhaar drückte, länger drückte als eigentlich gebührlich, und nicht ohne verspüren zu lassen, daß er der erste Vorturner.

Herr Weißhaar lächelte etwas sauersüß darüber; er war in bester Laune.

Der Wein hatte moussirt und die Menschen hatten moussirt, Alles war in bester Ordnung vor sich gegangen. Die Unterhaltung war lebhaft gewesen, die Gäste hatten nicht gelogen, wenn sie beim Abschied sagten, daß sie überaus vergnügt gewesen wären. Und es gibt wenig angenehmere Gefühle als das des Hausherrn, dem ein Gastmahl, eine Gesellschaft vollkommen gelungen. Da fahren sie hin, die beglückten Menschen, Jeder seines Weges, und der Hausherr träumt ihnen nach, begleitet sie eine Weile mit seinen Gedanken; etwas von der Künstlerfreude am Geschaffenen beseligt den Hausherrn und beseligte nun Herrn Weißhaar.

„Nun, junger Freund," fuhr er fort. „Du hast dich entschieden?"

Junger Freund! Wie wohl das thut!

„Ja," antwortete Konrad einfach, ohne einen Zusatz, aber es lag eine gedrängte Fülle von Empfindung darin.

„Und zu meinen Gunsten?"

Zu meinen Gunsten! Wie freundlich!

„Ja, ich nehme Ihr Anerbieten dankbar an und will —"

„Schon gut, schon gut."

Herr Weißhaar legte seine Hand auf die heiße Stirn Konrads. Diesem war's, als sollte er einen Segen empfangen, aber Herr Weißhaar sagte lächelnd:

„Diese Studentenmähne lässest du kürzen, das paßt nicht; gegen Schnurrbart habe ich nichts. Also, du meldest dich morgen früh punkt 9 Uhr bei Herrn Greif; er wird dir deinen Platz anweisen. Wie gesagt, ich will dich später für mich behalten zu meiner persönlichen Verfügung. — Laß dir noch Eines sagen und behalte es, und wir werden gute Freunde sein. Also," — Herr Weißhaar setzte den einen Fuß vor, richtete sich hoch auf und schaute drein, als stünde er auf der Tribüne, — „merke dir: Vergessen und Versäumen, das sind zwei Worte, die ich durchaus nicht gelten lasse. Ich hab's vergessen — das heißt bei mir in meiner Sprache: ich bin ein gedankenloser,

unaufmerksamer, schlafseliger Schwächling. Ich hab's versäumt — das heißt bei mir: ich bin unzuverlässig und nicht wach. Lieber Konrad! Ich habe mich in meinem ganzen Leben" — Herr Weißhaar streichelte seinen Bart — „nie wecken lassen. Ich war zu jeder Stunde, zu der ich auf sein wollte, immer wach. Man kann seine Natur daran gewöhnen. Ich habe mich nie an Etwas erinnern lassen. Ich vertraue dir, du siehst mir darnach aus, daß du mir nie mit erbarmungswürdiger Miene sagen wirst: ich hab's vergessen oder versäumt. Wachet und arbeitet, hatte mein Großvater, der Müller, immer im Sprüchwort."

Herr Weißhaar schien mit sich zufrieden, er strich sich durch den Bart rechts und links, und schloß:

„Willst du nicht nach dem Treibhause gehen? Ich habe neue Sämereien und Pflanzen bekommen und meine Volkamerien duften olympisch. Ja, das wollt' ich dir noch sagen: vernachlässige deine Kenntnisse in der Botanik nicht, pflege sie weiter, vielleicht, wer weiß —. Nun, leb' wohl, grüße deinen Vater!"

Herr Weißhaar ging weiter; er reichte keine Hand mehr; Konrad verließ die Villa. Als er eben das Gartenthor hinter sich zuschlug, es klirrte lang, — wurde er angerufen. Eine helle Frauenstimme rief: „Komm, Konrad!" Er zitterte. Wie? Wird ihn Fritze, der neckische Backfisch, anrufen und ihm sagen, daß —. Er sah hin und her, er sah nichts. Da kam seine Schwester; sie freute sich, daß sie nochmals mit einander heimkehren könnten.

Konrad war still.

Fünftes Kapitel.

Das Haus Weißhaar im Innern.

Das Haus Weißhaar wurde als eines der glücklichsten angesehen und war es gewissermaßen auch. Ehre und Ansehen in der Stadt, im Staate, bis hinauf zum Fürsten, war ihm in vollem Maße geworden. Stets sichere Erfolge in der Handelswelt und ein Name von gewichtiger Geltung.

Auch das Familienleben erschien als ein vollbeglücktes, dem nichts als ein Sohn fehlte, der der Träger des Namens und der Erbe der großen Firma hätte werden sollen.

Frau Weißhaar war eine stille Frau von geringer geistiger Regsamkeit, sie sprach sehr wenig, sie hatte immer eine Ruhe, einen wohlwollenden und begütigenden Ausdruck, so daß jeder Freund des Hauses ihr mit besonderer Ehrerbietung begegnete; sie war stets einfach gekleidet, aber es lag eine stillbehäbige, ehrenfeste Art in ihrer ganzen Erscheinung; sie glänzte nicht, aber sie hatte eine besondere Auszeichnung, sie war eine streng kirchliche Frau, sehr thätig in den Missionsgesellschaften und im Vorstande der meisten mit dem Kirchenthum in Beziehung stehenden Wohlthätigkeitsvereine. Bei allen feststehenden Vereinen, deren Ehrenpräsidentin die Fürstin war, sowie bei allen zeitweise in Nothständen sich bildenden Comités, die sich hoher Protektion erfreuten, war Frau Weißhaar unfehlbar in der Liste des Vorstandes unter dem Namen des höchsten Adels. Sie wurde selbstverständlich als Repräsentantin des Bürgerthums angesehen. In den Sitzungen war sie unbefangen, sie kannte keinen Standesunterschied. Die Frauen, die sich mit ihr vereinigt hatten, galten ihr nur als Mitarbeiterinnen am Liebeswerke. Sie waren ihr gleich. — Es gibt, zumal in den rechtgläubigen Kreisen, eine Gemeinschaft, die man kurzweg den Religionsadel nennen darf. Die Genossen und Genossinnen betrachten sich gegenseitig als die Auserwählten, als den Ehrenhofkreis des Himmelsregenten, die sehr mitleidig und sehr wohlwollend auf die armen Plebejer, Hintersassen und Heimatlosen in der Religion niederschauen.

Es gab in diesem Kreise Manche, die sich freuten und stolz darauf waren, daß Namen des höchsten weltlichen Adels dazu gehörten. Für Frau Weißhaar war das gleichgiltig, sie fühlte sich im Vollbesitze des Religionsadels, prunkte aber nicht damit, war vielmehr dankbar und bescheiden, daß ihr das geworden.

Von jenen Vereinen aus hatte sich auch eine Beziehung zu dem Buchhalter Kraft gebildet; denn Herr Kraft war theils Kassier, theils Kassenrevisor in denselben. Er brachte seine freien Stunden damit zu, die Bücher der Vereine ordnungsmäßig zu führen. Frau Weißhaar war vielleicht die Einzige, die es erkannte, daß Herr Kraft

größere Opfer brachte als Diejenigen, die mit großen Summen verzeichnet waren: er opferte seine freie Zeit. Zwischen Frau Weißhaar und dem Buchhalter Kraft bestand eine eigenthümliche Huldigung, natürlich in der reinsten Weise; aber doch sagten Manche: Diese beiden Menschen sollten eigentlich ein Paar sein; aber freilich, sie besäßen dann Beide nichts. Herr Kraft war tolerant gegen Frau Weißhaar; er sagte: Ihre kirchliche Frömmigkeit ist gut, weil sie so viel Gutes dabei thut. Sie dagegen sagte: Die Freidenkerei des Herrn Kraft — und er war ein starker Freidenker — kann nicht so schlimm sein, denn er thut viel Gutes dabei.

Herr Weißhaar hatte seine besondere Freude an der Ehrenstellung seiner Frau. Mit ihrer Kirchlichkeit war sie ihm freilich bisweilen lästig, aber er fand es doch schön, daß sie am Positiven hing; das gab ihr große Sicherheit und Bestimmtheit im Leben, und daneben war es auch bequem; es erhielten sich dadurch nicht nur Beziehungen zu einer mächtigen Partei im Lande und am Hofe, — Frau Weißhaar machte auch gar keine Ansprüche in der Unterhaltung: ihr Mann konnte ruhig in den Club gehen und überhaupt seinen Neigungen leben.

Es war volle Wahrheit, wenn Herr Weißhaar merken ließ, daß er sich eigentlich nichts aus dem Gelde mache; was konnte ihm auch daran liegen? Eine Vermehrung um Hunderttausende, ja um eine Million änderte nichts an seiner Stellung. Er hatte den Zustand der Sättigung nach dieser Seite hin vollkommen erreicht. Er ließ deutlich erkennen, daß er eigentlich nur um der Ehre willen auf seinem Posten stehe. Und Ehre scheint ein Element, in dem es keinen Zustand der Sättigung gibt. Nachdem er den ersten Orden erhalten, waren ihm alle anderen gleichgiltig, und sie drängten sich ihm wahrhaft auf die Brust.

Herr Weißhaar war Mitglied des Herrenhauses, in welchem er sich zur gemäßigt liberalen Partei hielt. Er lehnte bescheiden ab, hörte es aber doch gern, wenn man ihm sagte, er sei der Finanzminister der Zukunft. Er sagte dann jedesmal: „Ich habe nicht studirt, ich habe vom Magazinier auf gedient." Er konnte aber nicht verleugnen, daß er viel studirt und eine Autorität im Handelsrechte war. Schon zweimal war er Referent des Budgetberichtes gewesen.

Herr Weißhaar war ehrenfest und tüchtig, nur wollte er in

Kreisen gelten, die ihm blos eine Art Gnadengeschenk der Ehre zukommen ließen. Er hatte in sich den Stolz des Bürgerthums, aber dieser Stolz war kein in sich gehaltener, er trug ihn gern nach außen und in andere Regionen hinein. Er sagte sich: Wir Bürger sind nun tonangebend und herrschend in der Welt, und die abgeschlossenen



Kreise dürfen für uns nicht mehr da sein; wir müssen diese Schranken durchbrechen. — Der Adel und die Hofgesellschaft sah aber darin doch vielleicht nicht mit Unrecht ein gewisses Andrängen. — Man nannte Herrn Weißhaar und seinen Anhang den Adelsschwanz. Im letzten Carneval war in dem Kreise, der sich oft ausschließlich die Gesellschaft nennt, ein hierauf bezüglicher Scherz gemacht worden, der indeß Herrn Weißhaar nicht zu Ohren kam.

Herr Weißhaar hatte auch eine Zeitung, in der er seine Ansichten vertreten ließ, aber natürlich so, daß er hinter den Coulissen verblieb.

Mit den beiden Töchtern stand die Mutter nur in einer losen Beziehung. Sie hatte versucht, sie in gleicher Richtung mit ihr zu bringen, und als es nicht gelang, ließ sie dieselben gewähren.

Alexandrine, die ältere Tochter, zeigte bald das sichere, frei über andere Menschen und über die Verhältnisse verfügende Wesen des Vaters; nur darin war sie ganz andern Sinnes, daß sie die Kaufmannswelt geringschätzte. Dennoch hatte sie sich bereden lassen, sich mit dem Sohne eines Geschäftsfreundes aus England zu verloben. Der junge Mann, von guter Bildung, arbeitete im Comptoir des Herrn Weißhaar, aber eine Veranstaltung der Mutter löste ganz gegen ihren Willen das eingegangene Verhältniß. Zur Abhülfe für eine durch Wassersnoth schwer heimgesuchte Gemeinde wurde ein sogenannter Wohlthätigkeits-Bazar errichtet. Alexandrine wurde eine der Verkäuferinnen. Sie ragte durch Stattlichkeit ihrer Erscheinung und durch große Gewandtheit vor allen Anderen hervor. Ihre Bude war von der vornehmen Welt beständig umlagert, ihre Tageseinnahmen waren stets die höchsten. Ein junger Gardeofficier, der als einer der lustigsten Cavaliere galt, scherzte tagtäglich, kaufte allerlei Nichtigkeiten. Ohne Weiteres sagte Alexandrine am Abend, als sie nach Schluß des Bazars heimgekehrt war, ihrem Bräutigam, daß ihr Verhältniß aufgelöst sei; und zum Vater gewendet, erklärte sie entschieden, daß sie den Baron Haldenwang heirathe und Niemand anders. Der junge Engländer reiste alsbald ab, und nach einigen Tagen schweren Kampfes wurde die Verlobung gefeiert. — Alexandrine hatte einen besondern Beistand in der Mutter gefunden, denn eine Schwester des Barons gehörte zu den eifrigsten Mitarbeiterinnen in den Missionsthätigkeiten, Mägdeherbergen u. s. w.

Baron Haldenwang nahm seinen Abschied und zog sich auf seine Güter zurück.

Alexandrine war oft leidend; sie mußte jedes Jahr eine Badekur gebrauchen. Der Vater tröstete sie, daß dies nichts zu bedeuten habe; sein Großvater, der Müller, habe das gleiche Leiden gehabt und sei dabei steinalt geworden.

„So, der Urahn Müller?"

Sie lächelte, die Baronin —.

„Wenn man doch einmal das Unglück hat, von einem Müller abzustammen, so hatte der Mann aus dem Volke doch die Pflicht, urgesund zu sein. Es schickt sich gar nicht für einen Müller — es ist ganz ohne Pietät — gewisse Krankheitsarten noch auf Enkel zu vererben."

Hätte Alexandrine den Urahn vor sich gehabt, sie hätte ihm den Staub gründlich aus den Kleidern geklopft.

Nach zwei Jahren einer glücklichen Ehe, in der ein Kind geboren wurde, befiel den Baron Haldenwang eine Lähmung, und die Aerzte erklärten sein Leiden für unheilbar. Alexandrine erwies sich als gute Pflegerin, sie war sehr aufmerksam gegen ihren kranken Gatten, der manchmal im Rollstuhl in den Park geführt werden konnte. Innerlich aber war sie empört über ihr Schicksal.

Fritze, ihre jüngere Schwester, war ein übermüthiger Wildfang, und jetzt, da sie noch nicht eigentlich in die Gesellschaft durfte und ihr das beständig ernste Wesen der Mutter langweilig war, hatte sie den einzigen Wunsch, mit zwei ihrer Freundinnen auf ein Jahr in ein Institut nach Brüssel gebracht zu werden, um dann bei der Heimkehr fest und sicher in die Gesellschaft einzutreten.

Herr Weißhaar war dem eigentlich nicht entgegen, denn er fürchtete, daß auch Fritze, die ab und zu auf dem Gute der Schwester war und dort mit dem benachbarten Adel verkehrte, ebenfalls eine Neigung zu einem Adeligen gewinnen könne, und er hegte den tiefsten Wunsch, daß Fritze sich mit einem Manne von bürgerlicher Herkunft verbinde; dazu wünschte er natürlich auch einen Eidam, der das große Geschäft übernähme.

An dem Tage bevor Konrad Kraft sich gemeldet hatte, war am Familientische von dessen Schwester Hermine die Rede, die am tauglichsten erschien, als Gesellschafterin Alexandrinens und als Erzieherin der Enkelin auf das Gut zu ziehen. Es wurde auch davon gesprochen, daß der Sohn des Buchhalters so talentvoll sei und nun die Universität beziehen wolle.

Da sagte Fritze unbefangen:

„Der Konrad Kraft ist ein prächtiger Mensch, ich habe ihn

gestern im botanischen Garten gesehen; Hermine muß doch sehr glücklich sein, solch einen Bruder zu haben."

In den Mienen des Herrn Weißhaar zuckte es und sein Auge leuchtete. — Warum nicht? sagte er sich, warum soll sich das nicht vorbereiten und anlegen lassen? Ein talentvoller, wohlgestalteter junger Mensch, den ich mir zum Vertrauten, zum Eidam erziehe, — warum sollte man darüber nicht mit Bedacht disponiren können?

„Vater, warum lächelst du, was hast du? Sag's doch. Was ist dir jetzt durch den Sinn gegangen?" fragte Fritze plötzlich.

„Kind, es geht Einem viel durch den Sinn, was man nicht so sagen kann."

Am Nachmittage sagte Herr Weißhaar leichthin zu seinem Buchhalter:

„Schicken Sie mir morgen früh um halb zehn Uhr Ihren Sohn!"

So war geschehen, was wir miterlebt haben. Konrad war auf dem Comptoir, er hatte keine Ahnung, welch hohe Bestimmung ihm gestellt war.

Der Halm wächst draußen in freiem Felde und gedeiht der Reife entgegen. Wer weiß, wohin das Korn geführt wird, wem es zur Speise werden soll? Der Freiverfügende beherrscht das Wachsthum des Feldes, das am Boden haftet, wie die Menschen, die sich frei bewegen. —

Sechstes Kapitel.

Die Geschwister in Condition.

Am andern Morgen ging der Vater Kraft mit seinen beiden Kindern nach dem Hause des Herrn Weißhaar. Unter dem Hofthor trennten sie sich; Hermine ging die Treppe hinauf zur Baronin, Konrad mit seinem Vater nach dem Comptoir. Der Vater zeigte ihm, wo man den bessern Rock ablegt und einen geringern anzieht. Konrad blieb heute noch in seinem Gewande, zu morgen aber sollte er sich einen Comptoirrock bereit halten. Er wurde dem Bureauchef

vorgestellt. Der junge Mann reichte ihm die Hand und ließ ihn an seinem Pulte Platz einnehmen. Er erhielt sofort eine größere Berechnung zum Ausarbeiten; sie wurde ihm schwer, er war nicht gewohnt, unter Geräusch, unter Hin- und Hergehen, Fragen und Ant-



worten eine Ausarbeitung zu machen. Er irrte sich mehrmals und dachte, daß er in seiner Dachkammer schnell und ohne Hinderniß damit fertig geworden wäre. —

Durch die ganze lange Reihe der Comptoirzimmer gab es großes Aufsehen, Alles wendete sich von den Pulten ab; denn Fritze ging mit ihrer kleinen Nichte, einem aufgeputzten Lockenköpfchen von

neun Jahren, durch alle Zimmer bis zum Trésor (dem feuersichern Gewölbe), um dem neugierigen Kinde Alles zu zeigen. Niemand konnte sich erinnern, daß Fritze je im Comptoir gewesen wäre, sie schien sich auch um die darin arbeitenden Leute nicht zu kümmern; ja, als auch Konrad nach ihr umschaute, bemerkte sie ihn in der That nicht.

Unterdeß war Hermine im obern Gemach bei der Baronin, die soeben aufgestanden war. Die Baronin sagte ganz freundlich: „Es ist sehr schön, daß du so pünktlich bist. Hab' nur Geduld mit mir; ich habe leider gar keine Geduld. Es wird mir gut thun, wenn du mich auch etwas erziehst; nur bitte ich dich, sei nicht zu streng!"

Das war ein sehr liebenswürdiger Anfang. Hermine lächelte und gab eine sehr bescheidene Antwort, wobei sie aber doch wahrheitsgemäß einfließen ließ, daß wir nie mit unserer Ausbildung fertig werden und auch nie fertig werden sollen.

Die Baronin hatte vielleicht ein Ablehnen erwartet und daß Hermine entgegnen werde, es sei nichts mehr an ihr zu vervollkommnen. Eine Sekunde — aber nur eine flüchtige Sekunde — zog etwas über ihre Mienen, wie wenn sie sagen wollte: Pedantin! — Schnell aber wendete sie sich und sagte:

„Ja, sei nur immer recht wahr gegen mich, schone mich nicht; ich bedarf eines Menschen, der mir die Wahrheit sagt, und wenn ich einmal ärgerlich werde, so bitte ich dich zum Voraus um Verzeihung. Verlaß dich drauf, daß ich's eine Minute, oder eine Stunde darauf, vielleicht auch erst am andern Tage einsehe; aber daß ich's einsehe, ist gewiß. Ich sollte es dir nicht sagen, aber ich sage dir's doch. Du kannst dir nicht vorstellen, welch ein Glück du für mich bist. Ich sehe jetzt, daß ich eigentlich ohne dich gar nicht hätte weiterleben können. Ach, liebe Hermine, ich habe ein schweres Schicksal; ich kann es nicht allein tragen, du mußt mir helfen. Bitte, gib mir meine Haube dort her, nicht diese, die mit den blauen Bändern. Nicht wahr, liebe Hermine, du nimmst es nicht übel, wenn ich dich um solch kleine Dinge bitte? Das soll dir an deiner Stellung nichts nehmen, und Freunde können ja einander Alles leisten; ich werde mit Vergnügen auch dir helfen. Aber jetzt fällt mir ein, ich möchte dich bitten, — aber nein, es ist zu viel . . ."

„Es wird mir eine Freude sein, Ihre Bitte erfüllen zu können," sagte Hermine, indem sie der Baronin die Haube aufsetzte.

„Es ist zu viel. Du sollst mir aber gar nichts darauf antworten, laß mich's nur sagen. Wenn ich etwas habe, das ich aussprechen möchte und doch vielleicht bei mir behalten soll, ist mir's immer, als hätte ich eine vollgestopfte Tasche an meinem Kleide, die mich genirt. — Ich wollte dich also bitten, daß du in den nächsten fünf Jahren nicht heirathest; glaube mir . . . aber, wie gesagt, ich habe es jetzt nur ausgesprochen; ich danke, daß du mir's erlaubtest; Antwort brauchst du mir nicht zu geben."

„Ich kann Antwort geben: Ich heirathe nie."

„Nie? Ach ja, ich habe einmal davon gehört, du hattest ja seiner Zeit eine unglückliche Liebe. Nicht wahr, es war ein junger Geistlicher, der an der Auszehrung gestorben ist? Ach ja, das mußt du mir einmal genau erzählen, wir werden auf dem einsamen Schlosse Zeit genug dazu haben."

In das Antlitz Herminens trat eine zitternde Bewegung. Ihr schweres Schicksal war angerufen und sie fühlte in diesem Augenblicke eine Schwermuth und Verzagtheit, so daß sie der Baronin sagen wollte, sie sei vielleicht doch nicht fähig, ihre tiefe Trauer im steten Umgange zu bewältigen. Sie kämpfte mit sich, aber sie schwieg.

Die Baronin drückte auf eine Klingel, das Kammermädchen trat ein.

„Frau Heinrike soll mit dem Kinde in den Saal kommen. Komm, liebe Hermine. Hast du schon gefrühstückt? Ich stehe leider spät auf. Das mußt du mir auch abgewöhnen."

Sie traten in den Saal. Frau Heinrike, eine kleine, runzelige Alte mit weißer Haube, trat auch ein; ihr voraus sprang das Kind; seine Locken flogen, es stürzte auf die Mutter zu und umhalste sie.

„Gib auch hier meiner Freunde Hermine einen Kuß; sie bleibt bei uns und wird dich viel Gutes lehren."

Das Kind stand still und betrachtete Hermine scharf. Es flüchtete sich zu der alten Frau Heinrike.

Hermine sagte, halb zum Kinde, halb zur Mutter gewendet: sie wollten warten, bis auch sie und das Kind gut Freund werden.

Das Kind sagte nun, sie wolle zu Tante Fritze, sie habe ver-

sprochen, ihm das ganze Comptoir und die Schatzkammer zu zeigen. Die Baronin gestattete es, und als das Kind mit Heinrike davon gegangen war, sagte die Baronin:

„Darf ich fragen, warum du so spröde gegen das Kind gewesen und ihm nicht eine Freundlichkeit erwiesen hast?"



„Es geschah aus guten Gründen. Man darf einem Kinde nichts aufdrängen, vor Allem keinen Menschen. Das Kind kann die Güte und Freundlichkeit, die Sie für mich haben, nicht als Erbe antreten."

„Ich sehe schon, du handelst nach Grundsätzen," sagte die Baronin. Es war unklar, ob sie das in Lob oder in Tadel aussprach.

Die Baronin drängte zu baldiger Abreise. Sie behauptete, daß sie trotz der auf dem Lande oft schwer empfundenen Einsamkeit doch keine Stunde mehr gern in der Residenz sei. Sie erklärte nicht näher, was sie störte.

Bevor die Börsenstunde gekommen war, entstand große Aufregung im Comptoir: der Buchhalter Kraft und sein Sohn wurden nach der Wohnung des Herrn Weißhaar gerufen, um sich bei Hermine zu verabschieden. Konrad sah Fritze hier noch einmal, aber sie schien ihn gar nicht zu bemerken; Konrad hörte nur, wie sie die Schwester bat, doch den Vater zu bestimmen, daß er sie noch ein Jahr in das Pensionat nach Brüssel gebe; die Schwester versprach's.

Zu Hermine sagte die Baronin noch, ehe sie zum bereit stehenden Wagen hinabstiegen:

„Hermine, du versprichst mir, bei mir zu bleiben; du sollst es gut haben, das gelobe ich dir hier vor deinem Vater. Hermine, ich bin nicht undankbar, aber ich bin heftig, ich bin launisch, und die Krankheit meines Mannes hat meine Nerven entsetzlich aufgeregt und ich muß das vor ihm verbergen. Hermine, ich bin heftig; also, wenn ich dich einmal von mir trennen will, gib mir nicht nach, verlaß mich nicht, ich werde dir's ewig danken."

Der Wagen fuhr davon. Das große Gepäck war vorausgeschickt. Die Baronin und Hermine saßen im Fond des Wagens, ihnen gegenüber Heinrike mit dem Kinde, auf dem Bocke beim Kutscher die Kammerjungfer und im hintern Sitz der Bediente.

Konrad ging nach dem Comptoir zurück. Er mußte sich zwingen, seine Gedanken von der Schwester abzulenken.

Wie mochte es ihr zu Muthe sein, jetzt so zum Erstenmal durch die Straßen der Vaterstadt zu fahren!

Konrad konnte aber doch keine Vorstellung davon haben, was zwischen den beiden Frauen vorging, ja, sogar mit dem Kinde; denn die Baronin sagte bald:

„Ach ja, ich habe dich noch gar nicht gefragt, welches dein Lieblingscomponist ist?"

„Mozart!"

„Konnte mir's denken. Also Klassiker, die spielst du am liebsten?"

„Ich spiele gar nicht."

„Nicht?"

„Gar nicht; ich habe absolut kein Talent zur Musik, und als ich das erkannt hatte, gab ich auch jegliche Uebung auf."

Die Baronin legte den Kopf zurück; dann sagte sie mit holdseligem Lächeln:

„Es ist mir eigentlich lieb, daß du nicht Klavier spielst; nun sehe ich doch auch eine Mangelhaftigkeit an dir, du wärest sonst gar zu vollkommen."

Das Kind, das nicht gewohnt schien, den Rücksitz einzunehmen, und Hermine mit großen Augen anstarrte, wand sich mehrmals von der alten Heinrike los, die es festhalten wollte, und rutschte vom Sitze herunter. So oft es wieder hinaufgesetzt wurde, strampelte es mit den Beinen und traf jedesmal das Knie Hermines. Das geschah offenbar nicht ohne tückische Absicht; aber Hermine hielt sich ruhig. — Endlich sagte das Kind:

„Fräulein Kraft, willst du mich nicht neben meine Mutter sitzen lassen? Steh' auf, das ist mein Platz."

Alexandrine fuhr zornig auf, aber Hermine sagte begütigend:

„Liebe Adriane, du wirst gewiß gern Höflichkeit gegen Fremde lernen."

Das Kind erwiderte nichts; es schmerzte Hermine in der Seele, daß sie sofort mit Füßen getreten werde, und von dem Kinde, dem sie ihr Bestes widmen wollte. Aber sie war entschlossen, ihre Aufgabe zu erfüllen.

Beim Aussteigen gab sie dem Kinde ihre kleine Handtasche, um sie aufzubewahren. Das Kind sah sie wieder verwundert an, es ließ die Tasche auf den Boden fallen, hob sie aber doch schnell wieder auf und hielt sie fest.

Der Zug kam an, man stieg rasch ein und fuhr davon.

Unterwegs ließ sich Hermine von dem Kinde, das diese Fahrt schon oft gemacht, Mancherlei erklären; und die Art, wie sie sich von dem Kinde belehren ließ, statt ihm etwas zu geben, machte das Kind zutraulich.

Als man gegen Abend an der Station ankam, wo der Wagen vom Gute wartete, und Hermine ihre Handtasche nehmen wollte, rief das Kind:

„Nein, die trage ich, die hast du mir übergeben!“

Hermine lächelte glückselig, sie wußte, daß sie auf dem rechten Wege war, das Herz des Kindes zu gewinnen.

Siebentes Kapitel.

Die Freundin im Schlosse.

Man fuhr eine Strecke in der Ebene an wohlbebauten Feldern vorbei. Das Schloß, das auf einer kleinen Anhöhe stand, war mit einem Neubau in alterthümlicher Weise wieder hergestellt. Wall und Graben waren noch da.

Man fuhr über eine Brücke, die zwar fest war, aber durch eine herabhängende Kette noch den Anschein einer Zugbrücke gab. Drunten im Graben stand das Wasser, von hohem Schilf eingerahmt, und hatte einen Abfluß nach dem Thale.

Im Hofe war Alles stattlich. Herr Weißhaar hatte seine Tochter reichlich ausgestattet. Ein Schiebsessel von feinster Construktion, der an der Treppe stand, zeigte, daß hier im Hause ein Kranker war, der sich nicht mehr bewegen konnte.

Auf dem Schlosse richtete die Baronin für Hermine ein Zimmer neben dem ihrigen ein. Die Freundin sollte ihr immer nahe sein, das Kind sollte bei Heinrike bleiben, um nicht in eine Gewohnheit zu kommen, sich von Hermine irgendwie bedienen zu lassen.

Die Baronin ging mit ihrem Kinde in die Zimmer ihres kranken Gatten. Sie kam bald zurück und sagte zu Hermine, der Baron freue sich ihrer Ankunft, sei aber heute zu schwach, um einen Besuch empfangen zu können; er sei überhaupt für Fremde nur des Morgens zwischen Neun und Elf zu sprechen.

Nach den ersten Tagen sah Hermine, daß sie dreifache Pflichten

hatte. Sie war Erzieherin des Kindes, Gesellschafterin der Mutter und vielfach auch Pflegerin des Kranken, der bei all seinen Leiden eine gewisse weltmännische Haltung bewahrte, ja sogar galant gegen Hermine war.

Hermine wurde bald ein Mittelpunkt des Hauses. Zu dem Arzte des Städtchens, einem trefflichen, gradsinnigen Manne von ernstem Wesen, das noch eine Beimischung von studentischer Formenfreiheit hatte, kam sie bald in freundliche Beziehung. Sie begriff seine Anordnungen sehr rasch; sie lernte schon nach der ersten Anweisung die Elektrisirmaschine anwenden, und so war sie bald der sogenannte Hülfsdoktor.

Die Baronin hatte sie den benachbarten, meist adeligen Gutsbesitzern, darunter mehrere ehemalige Kameraden des Barons, die ihn treulich besuchten, sowie den Frauen des Kreises vorgestellt. Sie war eine bescheidene, nie sich vordrängende, aber auch willig am Gespräche theilnehmende Gesellschafterin; und bei Allem, was sie sprach, erkannte man ein vorbereitetes Denken, das sich durch Studium und Nachsinnen bereichert und abgeklärt hatte.

Das Kind, das tückisch und anspruchsvoll war, wurde bei der methodischen und nachgiebigen Weise Herminens immer lenksamer. Es lernte schwer, und Hermine hatte viel Mühe, die Mutter zu beschwichtigen, die das vergeßliche Wesen des Kindes für geflissentliche Halsstarrigkeit ansehen wollte.

Die Baronin hatte eigentlich keine Bildung und im Grunde kein Verlangen darnach; sie durchblätterte die Journale, besonders die illustrirten, sie las auch einmal einen Roman; aber nachdenken, Neues gewinnen, sich erhöhen — wozu das?! — Sie war schön, sie war liebenswürdig, sie konnte gut plaudern, sie war Baronin und dazu noch die unglückliche Frau eines Kranken, — wozu sich weiter bilden?!

Es war eine sonderbare Anwandlung gewesen, daß sie Hermine verpflichtete, an ihrer Weiterbildung zu arbeiten und sich um ihr launisches Widerstreben nicht zu kümmern. — Hermine nahm das sehr ernst, und wenn die Baronin einmal in Unmuth fragte: „Aber, Hermine, fürchtest du denn gar nicht, mir lästig, mir langweilig zu werden?" blieb Hermine unverdrossen, sie lächelte in der

Zuversicht, daß der so Wohlbegabten das höhere Glück der Selbstvervollkommnung aufgehen werde.

Im Herbste starb der Baron und zur selben Zeit verlor auch der Arzt seine Frau. Vier Kinder weinten um die Mutter. Der Arzt ging streng seinen Pflichten nach, und sein kernhaftes Wesen und die Haltung, die er bewahrte, wirkten gut auf die Baronin, die mit dem Schicksale haderte, daß gerade ihr ein solches Loos beschieden. Die Baronin und Hermine besuchten das mutterlose Haus des Arztes. Die Kinder waren sehr zutraulich gegen Hermine.

Das Trauerjahr wurde streng gehalten, auch Hermine trug Trauerkleider. Sie begleitete im nächsten Jahre die Baronin und das Kind nach Karlsbad. Als man heimkehrte, sagte die Baronin, es reiche doch nicht mehr aus, daß Adriane den Musikunterricht beim Schullehrer des nahen Dorfes habe. Der Arzt hatte eine Musiklehrerin aus der Stadt empfohlen, die vor Kurzem erst, nachdem sie das Conservatorium der Hauptstadt mit den besten Zeugnissen verlassen, sich in der kleinen Stadt angesiedelt hatte. Die Musiklehrerin kam; sie spielte sehr schön, und die Baronin sagte: „Ach, das Haus ist ganz anders, seitdem solche Musik wieder darin tönt.“ Sie schickte tagtäglich der Musiklehrerin den Wagen und behielt sie dann noch mehrere Stunden bei sich; denn das heitere, ja fast übermüthige und in scharfen Witzworten sich ergehende Wesen der Klavierspielerin war für die Baronin anmuthend und erfrischend. Sie wurde immer nur bei ihrem Vornamen Alice genannt; denn sie hatte den ungefälligen Familiennamen Schnabel.

Als der Winter herannahte, faßte die Baronin einen kühnen Entschluß: sie nahm Fräulein Alice mit hohem Gehalte ganz zu sich ins Haus. Hermine sah ohne Neid den neuen Günstling; aber je sprudelnder Alice war, um so stiller wurde sie. Ja es that ihr fast wohl, nicht mehr beständig in Anspruch genommen zu sein, sondern sich allein leben zu dürfen. Wie mit einer Andacht hegte sie den tiefen Schmerz, der ihr Dasein gebrochen hatte, und wenn sie zur Baronin gerufen wurde, kam sie wie aus einer abgeschiedenen Welt und sah staunend um, wie das lacht und scherzt und sich vergnügt. Auch das Kind schloß sich immer mehr an Alice an. Hermine war viel allein. Wenn sie zu Tische kam oder im Abendkreise sich befand,

hatte sie beständig einen schwermüthigen Ausdruck. Sie schaute oft verloren drein, und wenn sie angesprochen wurde, erwachte sie wie aus einem Traume.

„Hermine, du solltest den Doktor heirathen," sagte die Baronin einmal, und sie sagte es im Beisein von Alice und dem Kinde.

Hermine schossen die Thränen in die Augen, sie konnte kein Wort hervorbringen, schüttelte den Kopf und verließ das Zimmer.

Sie schrieb dem Vater, daß sie im Hause eigentlich überflüssig, daß die Baronin ihrer offenbar überdrüssig sei und sie los sein wolle. Sie wollte heimkehren, aber der Vater ließ durch Konrad antworten — er konnte nicht mehr selber schreiben und man verhehlte dies Herminen —: sie müsse vorübergehende Launen der Baronin tragen und nie vergessen, daß die Familie Kraft der Familie Weißhaar treu anhänglich sein und bleiben müsse. Er erinnerte auch an die Worte der Baronin, wie sie in seinem Beisein sich gebunden und verpflichtet habe, ihrer Laune und einer etwaigen Lösung des Verhältnisses nicht nachzugeben.

Für sich schrieb auch Konrad — er hatte jetzt eine fertigere kaufmännische Handschrift — er bestätigte die Mahnungen und Maßnahmen des Vaters und fügte noch hinzu, daß auch er sich bezwungen habe und immer mehr sehe, wie gut es sei, wenn man sich bezwinge. Er habe sich selber die Disciplin auferlegt, alle seine Geisteskräfte auf seinen Beruf zu richten und der Neigung seiner Phantasie nicht nachzugeben. Es gebe nichts Schlimmeres auf der Welt, als wenn man sich zu der Weichlichkeit verleiten ließe, Mitleid mit sich selbst zu haben. Seine Zukunft und die Herminens sei an das Haus Weißhaar geknüpft.

Hermine trug es still, aber sie wurde immer trübseliger, und als sie die Nachricht von dem plötzlichen Tode ihres Vaters erhielt, traf die schwere Kunde nur ein dumpfes Gemüth; sie trug wiederum Trauerkleider.

Die Baronin zeigte sich anfangs sehr theilnehmend, dann aber sagte sie:

„Es wird dir lieber sein, wenn du in deiner Einsamkeit nicht gestört wirst. Ich habe angeordnet, daß du mit Frau Heinrike und dem Kinde speisest. Es hat so viel Unarten, ihr könnt sie ihm allein

abgewöhnen, und es wird doch auch viel gesprochen, was das Kind nicht zu hören braucht."

Hermine nickte.

Aber das Kind sah sich verbannt und war gewaltthätig und störrisch. Es quälte Herminen, da sie erkannte, daß sie nicht freie Stimmung genug gewinnen konnte, um über äußere und innere



Störungen hinweg ihre Pflicht gegen das Kind zn erfüllen. Sie zwang sich, aber das Kind fühlte das Gezwungene, dem auch die rechte Wirkung mangelte. Auch erschienen dem Kinde die Unterrichtsstunden nebensächlich. Musik galt jetzt allein im Hause, und Adriane machte in der That viel Fortschritte. Sie schien für Musik allein begabt.

Nach einiger Zeit fand die Baronin genehmer, daß das Kind

bei ihr am Tische sei. Sie ließ Hermine mit Heinrike allein speisen; aber das hatte seine Unbequemlichkeiten, und nun wurde auch die alte Heinrike herbeigezogen und Hermine blieb allein. Die gute Alte aß aber beinahe keinen Bissen; sie dachte immer, daß Hermine wie eine Gefangene auf ihrem Zimmer sitze.

Wiederholt schrieb Hermine dem Bruder, daß sie zu ihm zurückkehren, ihm die Haushaltung führen und daneben Unterricht geben wolle. Sie erhielt eine unerwartete Antwort. Konrad schrieb mit großer Freude, daß Herr Weißhaar ihm ein Zimmer in seinem Hause gegeben, und daß er nun am Tische seines Chefs speise. Er fühle sich dem Hause Weißhaar unauflöslich verbunden, und Herr Weißhaar stimme ihm bei, daß Hermine die Baronin nicht verlassen dürfe. Sie solle nur ausharren, es würde sich Alles ausgleichen und freundlich gestalten.

Hermine wurde immer trüber und trüber. Der Arzt redete ihr zu. Er war freundlich und ehrerbietig zugleich; es schien, daß ihm ein Wort auf den Lippen schwebte, das er nicht auszusprechen wagte. Er sagte einmal, daß er Hermine wie eine jungfräuliche Wittwe betrachte, denn er hatte von ihrem Schicksal gehört. Sie sah ihn groß an, erwiderte aber nichts.

Sie war und blieb einsam. Sie fühlte sich vom Bruder verlassen und hatte doch nicht den Muth, eigenwillig zu handeln.

Achtes Kapitel.

Ein junger Mann in gutem Curs.

Unterdeß lebte Konrad bereits im dritten Jahre im Comptoir des Weißhaar'schen Hauses; die Wünsche und Plane des Herrn Weißhaar, die er nicht kannte, schienen sich zu erfüllen; er war thätig, frei überschauend und gewandt. Er wurde der einzige Vertraute des Herrn Weißhaar; er führte dessen Geheimbuch; er verstand nach kurzen Angaben Denkschriften auszuarbeiten und Briefe delikaten Inhalts abzufassen.

Als Herr Weißhaar Konrad zum Erstenmal als Adjutanten zur Börse mitnahm, sagte er zu ihm:

„Wenn du einmal längere Erfahrungen haben wirst, so mache mir nur ohne Scheu Einwendungen. Ich liebe die Menschen, die sagen können: ich hatte unrecht. Diejenigen, die immer unfehlbar sein wollen, sind die eitelsten und gottlosesten Narren. So verstehe ich den Bibelspruch: Im Himmel ist mehr Freude über einen reuigen Sünder, der Buße thut, denn über Tausende, die nie gefehlt. Merke dir das, ich gebe dir damit ein Gutes."

Konrad nahm bald Gelegenheit, Herrn Weißhaar auf die Probe zu stellen, und dieser bestand die Probe. Ja, er fand eine besondere Freude darin, wenn er zu seinem jungen Freunde sagen konnte: Du hast recht, ich hatte mich geirrt.

Die Herren an der Börse behandelten Konrad mit Bevorzugung, sie lobten ihn übermäßig; er aber behielt sein bescheidenes, sich unterordnendes Wesen.

In den ersten zwei Jahren hielt sich Konrad noch getreu zu seinem Lieblingsstudium. Im Sommer verbrachte er die Sonntage auf botanischen Excursionen, im Winter einen großen Theil des Sonntags in den Treibhäusern des botanischen Gartens.

Im dritten Jahre nach dem Tode des Vaters, der ihm noch ans Herz gelegt hatte, unabänderlich getreu dem Hause Weißhaar zu bleiben — vielleicht wußte der Vater etwas vom Plane des Chefs, denn er lächelte so sonderbar dabei — bezwang Konrad auch diese Neigung; nur in den Treibhäusern auf der Villa des Herrn Weißhaar sättigte er manchmal seine Lust an den Pflanzen, im Beobachten ihrer Entwicklung und im Erwerb neuer Arten.

Wenige Monate, nachdem Herr Weißhaar ihn ins Haus genommen, kam auch Fritze zurück. Sie war groß geworden, aber nicht eigentlich schön, und immer wieder war es auffällig, daß sie die Augen schloß, wenn sie lachte; das gab ihr etwas Lauerndes. Sie sprach gerne und viel, sie behandelte Konrad leichthin wie einen alten Bekannten, aber wie einen Untergeordneten.

Im Frühling wurde ein großes Fest im Hause Weißhaar gefeiert: der fünfundsiebzigjährige Bestand des Handlungshauses. Aus Nah und Fern kamen viele Geschäftsfreunde eigens dazu nach der Handels-

stadt. Aus Schottland kam ein Mann, mit dem Herr Weißhaar in lebhaftester Beziehung stand, es war ein geborener Deutscher und Vorsteher eines großen Handlungshauses in Glasgow. Die ersten Männer der Staatsregierung und der Stadt waren zu dem Feste geladen, das auf der Villa gefeiert wurde. Herr Weißhaar hatte aber auch das ganze Geschäftspersonal seines Hauses eingeladen. Konrad erschien fast wie der Sohn des Hauses; er bildete eine Bindung zwischen der höhern Gesellschaft und den jungen Kaufleuten; er sah stattlich aus in seiner Uniform als einjähriger Freiwilliger des Garderegiments zu Fuß.

Die Baronin war nicht zu dem Feste gekommen, sie hatte Unwohlsein vorgeschützt; aber in der That war ihr die Betonung der Müllersabstammung zuwider.

Fritze dagegen hatte ihre Freude an dem Feste.

Der Feuilletonist der Zeitung, bei der Herr Weißhaar besonders betheiligt war, hatte ihr und einem jungen Gardeofficier ein Festspiel mit eingelegten Liedern gedichtet, worin die Geschichte der Mühle im Gebirge heiter dargestellt war, und das zuletzt damit schloß:

Als der Großvater die Großmutter nahm.

Fritze sah reizend aus in der Landestracht des Gebirges; zum Bedauern der ganzen Gesellschaft aber kleidete sie sich um, bevor sie in die Gesellschaft kam.

Konrad war verschwunden. Bald ging der Vorhang wieder in die Höhe. Auf der Bühne saß eine abgehärmte Gestalt, ganz in Grau gekleidet, winselnd und jammernd, und sie klagte: „Ich bin die Hungersnoth“, und gab eine grauenvolle Schilderung des Elends. Sie versank in Schlummer.

Da traten die Genien verschiedener Länder auf als Symbole der Früchte: der Reis, die Baumwolle, die Kartoffel, der Mais; sie weckten die Schlummernde und boten ihr Sättigung und Kleidung.

Die Hungersnoth fragt:

„Wer sendet euch?“

„Dieser da!“ rufen die Genien alle.

Ein Sack bewegt sich auf die Bühne, darauf mit großen schwarzen Buchstaben geschrieben war: Christian Weißhaar Söhne, 1795.

Die Genien umringen den Sack, öffnen den Kreis wieder und

aus dem Sacke hervor springt ein Knabe mit weißen Haaren, ganz gekleidet wie Herr Weißhaar selbst, seine Haltung einnehmend, die linke Hand unter den rechten Westenflügel gesteckt. Der Knabe erklärt, welcher Unsinn es sei, daß man ehedem den Getreidehandel als dem Gemeinwohl schädlich betrachtet habe. In kurzen, treffenden Um-



rissen gab er eine Geschichte des Getreidehandels und erkärte, daß durch denselben ein Ungeheuer, das vordem ein Schrecken der Menschheit war, auf immerdar gebannt ist; — es gibt keine Hungersnoth mehr. Die mangelhafte, ja die ganz zerstörte Ernte eines Landes läßt die Menschen nicht mehr verkommen. Ueber Meere aus fernen Landen wird der Ernteertrag herbeigeschafft. Es gibt kein Lokalbesitzthum mehr, Alles gehört der gesammten Menschenfamilie.

Zuletzt rief der Knabe:

„So komme du, du Urerbauer des Hauses; du, edler Ahne, erscheine!“

Ein Vorhang rollt nieder. Das Bild zeigt sich, wie es im Kabinete des Herrn Weißhaar hängt: im Hintergrunde der Hafen, davor der Mann, der die eine Hand ausgestreckt hält, und in der Hand goldener Weizen; sein Blick ruht auf den Fruchtkörnern, schweift aber auch hinaus über die See. Ein allgemeines „Ah!“ ging durch die Versammlung. Das ist nicht gemalt, das ist ein lebendes Bild! Und in der That wurde Konrad trotz ber Bemalung seines Gesichtes erkannt.

Nach dem ersten Aufschrei der Ueberraschung wurde Ruhe geboten. Das Bild öffnete den Mund, und jetzt sprach es, daß es die Weizenkörner nur in die Hand nehme, um sie auszustreuen in alle Welt, zu segnen und zu sättigen. Und jetzt hob er die Hand und streute die Weizenkörner herab, indem er dabei rief:

„Wie diese wieder aufgehen durch alle Zeiten, so möge auch immerdar neu aufgehen und wachsen das Haus Weißhaar.“

Der Vorhang rollte nieder, Alles war voll Glückseligkeit.

Bald erschien Konrad wieder in der Gesellschaft. Fritze eilte auf ihn zu und sagte:

„Sie sind doch ein prächtiger Mensch. Wie entstehen nur solche Gedanken in Ihnen? Aber hinterhaltig sind sie doch. Warum haben Sie mir nichts von allem dem gesagt?“

„Weil ich auch Sie gern überrasche, wie Sie mich mit Ihrer augenblicklichen Freundlichkeit überraschen.“

Fritze antwortete nicht, warf den Kopf zurück, gab ihrer Freundin den Arm und ging davon.

Herr Weißhaar drückte Konrad lange die Hand, dann sagte er:

„Du kannst gar nicht wissen, wie glücklich du mich machst. Du beweisest mir, daß ich mich in den Menschen nicht täusche. Hast du Alles aufgeschrieben, was da gesprochen wurde?“

„Gewiß!“

„Das mußt du mir zum Andenken geben.“

Am längsten hielt sich der in Glasgow angesiedelte Geschäftsfreund zu Konrad. Er hing sich in seinen Arm und ging mit ihm durch alle Räume.

Nach Mitternacht wurde getanzt, und als Konrad Fritze aufforderte, bedauerte sie, keinen Tanz mehr frei zu haben.

Er ging bald auf sein Zimmer. Hier traf er einen Brief seiner Schwester. Er war ärgerlich, daß sie immer und immer wieder klagte. Er schrieb ihr eine heftige Antwort: sie müsse ausharren, er habe von ihrem Charakter weit mehr Ausdauer erwartet.

Am Morgen, als er den Brief wieder überlas, fand er ihn etwas zu hart. Aber er dachte: Es schadet nichts, wenn man ihr nachdrücklich die Meinung sagt; und so sendete er den Brief ab. Er bekam lange keinen mehr.

Im Hochsommer erst traf wieder ein Schreiben voller Hülferufe ein. Hermine hatte bisher vermieden, das scharfe und bittere, ja das zermalmende Verfahren der Baronin gradaus zu schildern. Konrad zeigte den Brief Herrn Weißhaar; dieser aber sagte:

„Deine Schwester übertreibt."

„Ich will es hoffen," erwiderte Konrad; „denn wenn die Frau Baronin das Alles mit Absicht gethan hätte, — ich weiß nicht, was ich ihr dafür anthäte; ich setzte Leben an Leben."

Das Gesicht Konrads war von Röthe überzogen, sein Auge rollte wild; die heftige, leicht entflammte Natur, die er stets zu beherrschen trachtete, erhob sich in ihm.

Herr Weißhaar sah ihn befremdet an, er legte ihm die Hand auf die Schulter und versprach, der Baronin eindringlich zu schreiben; er notirte sich dies sofort auf seine Porzellantafel.

Neuntes Kapitel.

Verlassen und verloren.

Auf dem Schlosse wurden Vorbereitungen zur Badereise getroffen. Herminen wurde nichts davon mitgetheilt, sie wurde eigentlich als abwesend betrachtet.

Am Morgen, als der Wagen gepackt vor dem Schloßthore stand, ließ die Baronin Hermine rufen und — den einen Fuß auf den Wagentritt gesetzt — sagte sie:

„Hermine, ich liebe nicht lange Erörterungen; ich reise nach Karlsbad. Wenn ich wieder komme, bist du nicht mehr da, der Verwalter wird dir dein Honorar geben; ich hoffe, du wirst zufrieden sein. Adieu!“

Sie stieg in den Wagen, Alice, das Kind und die Kammerjungfer ihr nach. Der Wagen rollte davon, dumpf über die Schloßbrücke hinaus. Aus dem Schloßteiche flogen Wasservögel auf. Hermine sah und hörte das, aber sie starrte drein, als träume sie. Sie ging auf ihr Zimmer, schrieb ihrem Bruder, sie schrieb einem Oheim, dem Bruder ihrer Mutter, der Lehrer in einer Provinzialstadt war. Tage vergingen, es kam Antwort vom Oheim. Er erzählte, daß er in der Hauptstadt gewesen und eben noch in der Stunde angekommen sei, als Konrad nach England abreisen wollte. Konrad habe ihm aufgetragen, der Schwester zu sagen, daß sie unbedingt ausharren müsse; das Verfahren der Baronin sei nichts als Folge ihrer Krankheit, und man dürfe einem Kranken nicht willfahren in Dingen, die Schlimmes nach sich ziehen. Uebrigens habe Herr Weißhaar einen sehr ernsten Brief an seine Tochter geschrieben, daß sie wieder in das richtige Verhältniß zu Herminen eintreten müsse. —

Hermine sann hin und her, was sie thun solle. Sie war selbständig, sie hatte nicht nach Bruder und Onkel zu fragen; — und sie war jetzt selbständiger als je, denn die Baronin hatte ihr eine namhafte Summe anweisen lassen.

Sie packte ihre Habseligkeiten, aber dennoch blieb sie Tag für Tag. Sie konnte zu keinem Entschlusse, noch viel weniger zu einer entschiedenen Ausführung kommen.

Der Arzt kam bisweilen auf das Schloß, er sah das verstörte Wesen Herminens, er erklärte, daß sie krank sei, und wollte sie nach einem nahen Badeorte schicken. Er schien immer etwas auf den Lippen zu haben, ohne es aussprechen zu können. Er sagte nur einmal:

„Bleiben Sie hier, bleiben Sie bei uns, bis ich wieder freien Gemüthes bin. Ich darf, ich kann mich jetzt noch nicht befreien.“

Hermine verstand nicht, was er halbverhüllt kundgab. Ja,

als sie einsam darüber nachdachte, zweifelte sie, daß sie noch bei gesunder Vernunft sei.

Hatte die Baronin mit Recht sich so gegen sie benommen?

Sie las die Dichter, sie las streng wissenschaftliche Werke; sie fand, daß sie noch Alles richtig begriff. Wo aber fehlte es? Was war denn geschehen? —

Sie lebte einsam auf dem Schlosse.

Die Nachricht gelangte an den Verwalter, daß die Baronin in den nächsten Tagen heimkehre. Jetzt wollte Hermine fort. Die Baronin hatte ja gesagt: „Wenn ich wieder komme, bist du nicht mehr da.“ Das war deutlich, da ist nichts mißzuverstehen. Aber sie wollte nicht so herb von der ehemaligen Freundin scheiden, die so Schweres erfahren hatte und gereizten Gemüthes war. Sie schrieb einen Brief an die Baronin, den sie zurücklassen wollte. Sie weinte auf das Papier, sie siegelte es ein — aber sie reiste nicht ab.

Hermine stand am Fenster und sah den Wagen der Heimkehrenden den Berg herauf kommen. Noch war's Zeit, noch konnte sie sich entfernen, am Wege im Dickicht verbergen, die Heimkehrenden unbehelligt lassen und weiter ziehen in die Welt hinaus. Sie nahm das Geld in die Tasche, sie ging die Treppe hinab, aber auf der Treppe setzte sie sich nieder.

Der Wagen rollte über die Brücke, er hielt vor dem Schloßthore. Hermine raffte sich auf, sie ging nach dem Wagen, sie wollte der Baronin sagen, daß sie jetzt in dieser Stunde das Schloß verlasse, sie wollten gute Erinnerungen gegen einander hegen. Sie stand am Wagen. Da rief die Baronin:

„Du noch da? Ach Gott! Das schadet mir. Ich kränke mich. Das verdirbt mir meine ganze Brunnenkur. Warum bist du noch da? Warum starrst du mich so an? Du siehst ja aus, wie wenn du verrückt wärst. Ach, lieber Himmel, sie ist verrückt! Laß mich.“

Ohne ein Wort zu reden, ging Hermine weiter; sie ging über die Schloßbrücke, sie ging nach dem Wall; dort saß sie verborgen, in sich verhüllt.

Da hörte sie den Wagen des Doktors von fern; er kam immer näher. Der Doktor saß in seinem Wagen und dachte dar-

über nach, daß eigentlich Hermine die Einzige sei, die er seinen Kindern zur Mutter wünschen könne; er glaubte auch an ihr bemerkt zu haben, daß sie Wohlgefallen an ihm gefunden, freilich in sehr rücksichtsvoller, kaum erkennbarer Weise. Aber gegen die



Kinder war sie immer so liebreich gewesen und die Kinder sprachen oft von ihr.

Der Wagen kam näher, er ging langsam; an dem Gebüsche, hinter welchem Hermine saß, schien er anhalten zu wollen, und in der That, er hielt an. Der Doktor stieg aus; er sagte zu seinem Kutscher, er möge umkehren und im Dorfe im Thale warten,

er gehe von hier an zu Fuß. Kommt er näher? Hat er Hermine bemerkt? Nein, er geht weiter, er zieht den Hut ab und geht den Berg hinan, den Hut in der Hand. Hermine will aufschreien, den Doktor anrufen: Hilf mir vor mir selbst, vor meinen eigenen entsetzlichen Gedanken; sie hatte den Mund geöffnet, aber kein Laut kam hervor . . .

Da, — es plätschert im Schloßteich. Der Doktor hält an, er horcht auf. Es ist vorbei. War das nicht ein seltsames Plätschern? War das eine Wildente? Eine Wildente, jetzt? — Er ging weiter.

Der Doktor kam auf das Schloß und traf die Baronin sehr aufgeregt. Sie klagte, daß Hermine in ihrer verstockten Bosheit ihr den ganzen Erfolg der Brunnenkur zerstört habe; sie fühle wieder ihre alten Schmerzen mehr als je.

Und weiter erzählte sie:

„Und denken Sie sich die Frechheit! Ich treffe im Bade meinen ehemaligen Bräutigam. Mein Vater hatte mich dazu gezwungen, ich war noch nicht bei Verstand; — ich treffe meinen Bräutigam in Karlsbad, und der Mann hat die Frechheit, mich zu ignoriren, und mir noch täglich vor die Augen zu kommen mit seiner Missis im rothen Shawl."

Der Doktor entgegnete:

„Vielleicht war der Mann zu zaghaft und bescheiden."

„Das glaube ich nicht; aber so ist's wieder: Sie, Doktor, wollen mir Alles nehmen, auch meinen gerechten Zorn."

„Wenn Sie an Ihrem gerechten Zorn Freude haben, so behalten Sie ihn."

Der Doktor fragte nach Fräulein Kraft, aber Niemand wußte, wo sie war. Der Baronin verschrieb er beruhigende Mittel und sagte, daß Hermine noch heute das Schloß verlasse; er werde für dieselbe sorgen.

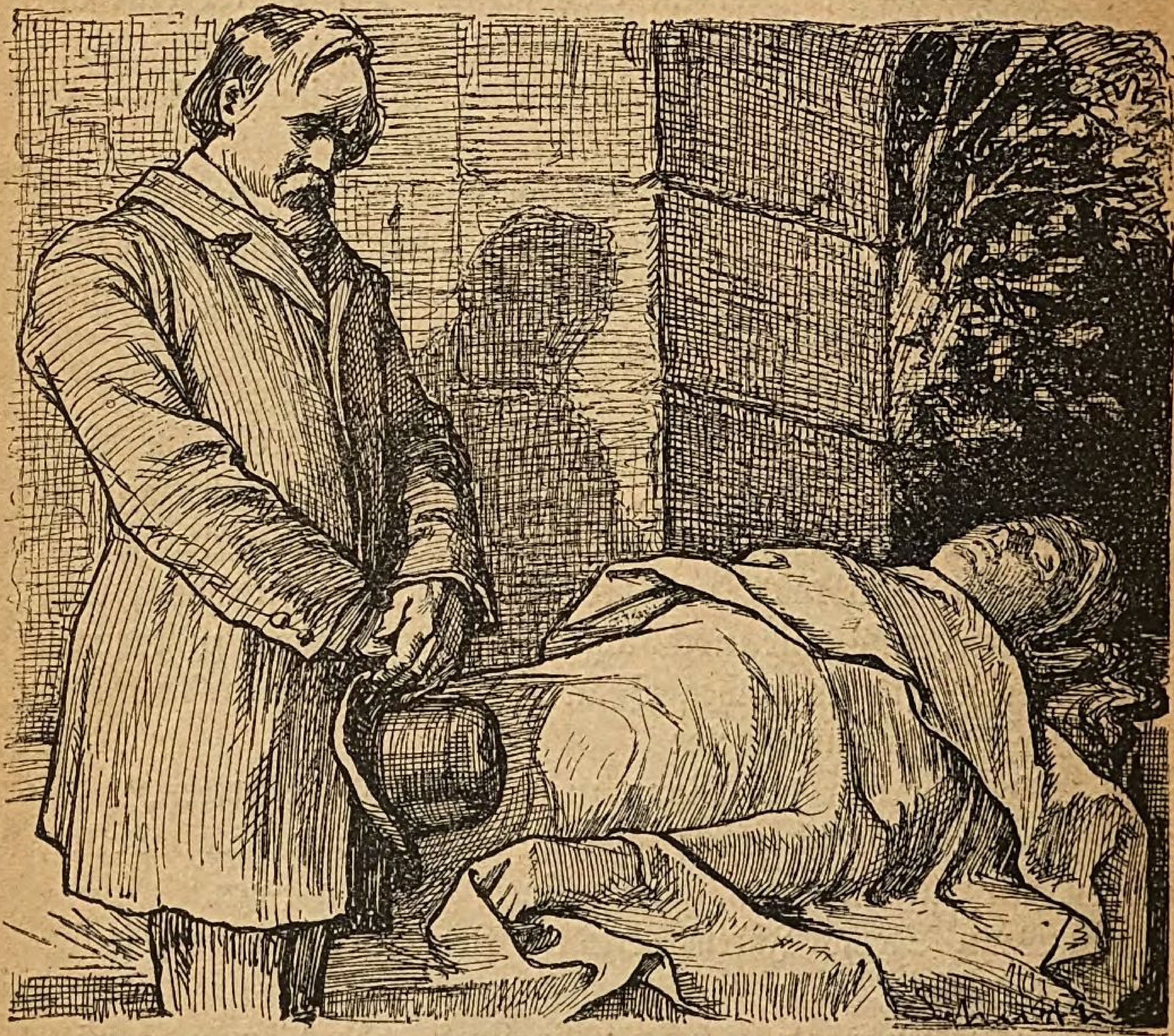
Eben als der Doktor wieder vor dem Schloßthore stand, kam der Knecht athemlos daher und rief:

„Drunten im Schloßteiche liegt eine Ertrunkene . . . es ist Fräulein Kraft."

Der Doktor, der Verwalter und der Knecht eilten hinab. Sie zogen Hermine heraus, sie wurde nach dem Schlosse getragen, es wurden Belebungsversuche gemacht — vergebens.

Düster, abgehärmt stand der Doktor vor der Leiche, — da wurde er zur Baronin gerufen, sie liege in Krämpfen.

Der Doktor eilte zur Baronin.



Die Baronin rief ihm entgegen:

„Das hat die verstockte, boshafte Person mir zu Leide gethan, mich zu kränken. Sie weiß, wie mir das schadet. Schaffen Sie sie nur sofort aus dem Schlosse, ich will sie nicht bei mir haben, todt nicht, lebendig nicht, fort, fort, hinaus!"

Mühsam mit seiner Empörung ringend, rief der Doktor:

„Ich hatte bisher nicht gewußt, daß es Giftseelen gibt, wie Sie."

„Ich weiß schon lang," rief die Baronin, „Sie haben ein Liebesverhältniß mit ihr gehabt. Wer weiß, warum sie sich getödtet hat! Die Scheinheilige, — und Sie, Sie sind schuld."

„Man kann nur staunen, wie reich an Unholden eine zur Niedrigkeit strebende Frauenseele ist," sagte der Doktor und verließ das Zimmer.

Die Baronin schrie ihm nach, er sei der Arzt, er müsse ihr helfen, sie sterbe.

Der Doktor kehrte nicht mehr um.

Zehntes Kapitel.

Eine Reise in bittern Räthseln.

Es war am Abend, geraume Zeit nach den vorangegangenen Ereignissen, als Konrad aus England zurückkehrte. Er war stolz und selbstsicher. Er hatte mit raschem Entschlusse in Gemeinschaft mit dem Geschäftsfreunde in Glasgow ein bedeutsames und erfolgreiches Geschäft abgeschlossen. Herrn Weißhaar traf er nicht zu Hause; derselbe war zu einer großen Hoffestlichkeit in der Sommerresidenz des Fürsten geladen. Unter den eingelaufenen Sendungen war ein Telegramm an Konrad, „privatim" überschrieben. Es lag schon mehrere Tage hier. Er erbrach es, griff an die Stirn und rief:

„Was ist das?"

Das Telegramm war von dem Arzte des dem Schlosse benachbarten Städtchens und lautete:

„Ihre Schwester verunglückt. Kommen Sie sofort."

Herr Weißhaar war nicht herbeizuholen. Konrad ging wie sinnverwirrt in dem Kabinete des Herrn Weißhaar hin und her. Was sollte er beginnen? Was ist geschehen? Es muß ein Arges sein. Warum sind die Menschen so karg im Telegraphiren? Warum hat der Arzt nichts Näheres gesagt? Ist Hermine todt? Wenn's aber doch nicht wäre?! Aber fort, fort, es gilt kein Besinnen.

Während er zusammen suchte, was er für die Reise mit-

nehmen könnte, sah er auf die Porzellantafel; hier stand noch ungelöscht: „Wegen Hermine meiner Tochter schreiben"; darunter war viel Anderes durchstrichen; Herr Weißhaar hatte also dies unterlassen und Hermine wurde zu Tode geplagt.

Auf dem Pulte stand ein Kästchen. Es war offen und enthielt einen geladenen Revolver. Konrad nahm den Revolver zu sich. Mit fliegender Feder schrieb er:

„Meine Schwester ist verunglückt, vielleicht todt. Sie haben Ihrer edlen Tochter nicht geschrieben. Ich reise ab, und wenn das Entsetzliche geschehen ist —" weiter stand nichts da, als ein großer Strich. Er legte das Blatt in das offene Kästchen, in dem der Revolver gewesen war. Er fuhr nach dem Bahnhofe und telegraphirte an den Arzt, daß er komme.

Der Zug ging erst gegen Morgen ab. Konrad wollte einen Extrazug nehmen; es wurde hin und her telegraphirt, die Bahn war belegt. Vor dem Frühzuge konnte kein Extrazug gegeben werden.

Konrad mußte sich gedulden. Sein Herz schlug gewaltig gegen den Revolver, den er in die Brusttasche gesteckt hatte. Als es zu dämmern begann, konnte er endlich in den Wagen sitzen...

Wer je einmal in inneren Seelenmartern, eines sichern Unglücks gewiß, oder ein Ungemach in unbekannter Gestalt erwartend, bang, räthselnd auf der Eisenbahn dahingefahren, — der kann den Seelenzustand Konrads ermessen. Wie ein Traum, wie ein Unfaßliches erschien es ihm, daß da und dort ein Vater, eine Mutter, ein Kind, ein Freund in liebender Umarmung von Angehörigen Abschied nahm, daß man noch winkte, nachrief, Zurückbleibenden und Davoneilenden.

Und wie die Menschen nun von Allerlei sprechen, von allerlei Welthändeln: ob Napoleon in der That krank sei oder nicht, wie lange er leben könne, wie die Papiere steigen, fallen? Und dort in der Ecke die Galanterien eines Mannes gegen eine Frau, die ihm nur widerwillig Antwort gibt. Und jetzt lautes Gelächter über eine zweideutige Anekdote, die ein lustiger Alter erzählt . . . Ist das ganze Leben nicht ein Fastnachtsspiel?

Konrad hatte die Augen geschlossen, er wollte schlafen, wollte

Kraft gewinnen. Er fand den Schlaf nicht. Er hörte, was die Menschen treiben, er konnte nicht theilnehmen, er konnte nicht rufen: „Ich bin auch da." Scheintodt erschien er sich.

Die Morgennebel zogen über die Lande, ein heller Tag brach an. In den Dörfern stieg der Rauch auf. Warum kochen die Menschen? Um noch eine Zeitlang zu leben. Sie müssen doch sterben. Und wer weiß, ob dort nicht auch Elend, unsägliches? Wer weiß, wie Viele den Tag verwünschen, der jetzt anbricht . . .

Zur Wirrniß ballte sich ihm Alles zusammen, was Leben war.

An einer Station stiegen Jäger ein. Sie sagten sofort, daß ihre Flinten nicht geladen seien; sie zeigten die neue sinnreiche Construktion Solchen, die dieselbe nicht kannten. Sie stiegen bald wieder aus und wanderten feldein. Aus den Feldern flogen Rebhühner auf, ein Schuß knallte. Die Rebhühner überschlugen sich und fielen zur Erde. Da hat das Menschenkind wieder einen Leckerbissen, und wenn er verspeist ist, was dann? . . .

Weiter ging's des Weges. Konrad sah die Bauern pflügen und dort erntete man erst den Hafer.

„Ihr pflügt und ihr erntet für uns!"

Konrad hatte noch den Curszettel der Getreidebörse in der Tasche, er las ihn und ließ ihn hinausflattern in ein frisch gepflügtes Feld.

An einer Station stieg ein Mann ein mit zwei Studenten. Sie hatten große Blechtrommeln bei sich und Pflanzenbüschel in den Händen.

Einer der Studenten sagte — nach dem Gebirgsrande deutend, an dem man vorüberfuhr — daß er noch nie die digitalis (Fingerhut) so reich und so üppig gesehen habe wie dieses Jahr; von der Sonne beschienen, habe die rothe Farbe der Dolden etwas anmuthig Leuchtendes, im Schatten stehend aber gewinne das Roth einen tückischen, boshaften Charakter, wie er der Giftpflanze anstehe.

Der Professor lächelte und erklärte dem Jüngling, daß das reichliche Vorkommen der Pflanze theils vom vielen Schnee des vergangenen Winters, der neues Gerölle gebildet habe, theils vom Windbruch, der die Bäume ausgerissen und die tief in der Erde

ruhenden Samen heraufgebracht habe, herrühre; denn der luftdicht verschlossene Same behalte seine Keimfähigkeit. Die Getreidearten aber verlieren dieselbe nach wenigen Jahren, selbst bei völligem Luftabschluß. Er zeigte auf ein Feld, wo man eine neue Weizenart gepflanzt hatte, die man Mumien-Weizen nennt und darüber



das Märchen verbreitete, daß man den Getreidesamen nach tausend Jahren aus Mumiengräbern genommen und neu ausgesäet habe.

Wie ein im Traum gehörtes und wieder vergessenes Wort berührte es Konrad.

Er schaute verwundert auf und bald war er in eifrigem Gespräch mit dem Professor der Botanik.

Jetzt war doch etwas da, was die Theilnahme Konrads festhielt und ihn von seinem eintönigen Grübeln und Brüten erlöste.

Der Professor zeigte ihm Prachtexemplare von seltenen Pflanzen, die er gefunden hatte.

Die Umrodung des Bodens durch die Eisenbahn, die Bildung von kleinen Sümpfen in deren Nähe, und kleine Weiher, wo sonst nie solche waren, boten seltsame Neuheiten.

Der Professor fragte, da Konrad gute Kenntnisse der Pflanzenwelt zeigte, ob er in ihm einen Berufsgenossen habe?

Konrad verneinte.

In der Nähe eines felsigen Seitenthales, wo er Ergiebiges zu finden hoffte, stieg der Professor mit den beiden Studenten wieder aus.

Konrad fühlte sich neu gestärkt. Die Betrachtung der Pflanzen hatte ihn erfrischt und ihn das Elend vergessen lassen, das er im Herzen trug. Jetzt kam es wieder über ihn; er that nochmals das Telegramm heraus, er deutete an jedem Worte, was da stand und was durch die Bedrängniß zur telegraphischen Kürze ausgelassen sein mochte.

Jetzt nur noch zwei Stationen!

Konrad richtete sich auf. Er wollte sich ruhige Haltung geben, auf Alles gefaßt sein.

An der vorletzten Station wurde die Wagenreihe entlang gerufen:

„Wer heißt Konrad Kraft?"

Konrad gab sich zu erkennen.

„Bitte, steigen Sie hier aus, ich bin der Arzt, ich habe Sie hier erwartet. Sie können mit mir fahren, ich habe einen Wagen bei mir."

Konrad stieg rasch aus. Er reichte dem Manne die Hand; er hätte gerne gefragt, was eigentlich geschehen? Aber im Gedränge des Bahnhofes war es nicht möglich, und noch dazu waren zugleich mit ihm mehrere ländliche Gesangvereine, die sich hier zu einem Feste vereinigten, mit fliegenden Fahnen und klingender Musik angekommen und wurden jubelnd begrüßt.

„Im Wagen werde ich Ihnen Alles berichten," sagte der Doktor; „kommen Sie!"

Elftes Kapitel.

Die Gerechtigkeit auf dem Grabe.

Als sie im Wagen saßen, fragte Konrad:

„Todt?"

„Ja," lautete die Antwort.

Konrad bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen. Er bebte und der Revolver in der Brusttasche schlug gegen sein Herz, das ihm fast zerspringen wollte.

„Ich war der Freund Ihrer Schwester, ich hatte sie still zur Meinigen erkoren, ich war zu zaghaft und war nicht berechtigt, ihr und mir es schon jetzt zu sagen. Sie haben viel verloren, junger Freund; aber wer weiß, ob mehr als ich?!"

Das war ein Herzton, der Konrad in die Seele griff. Er faßte die Hand des Doktors und drückte sie und — jetzt konnte er weinen.

„Sie hat sich selbst getödtet?" fragte er nach langer Pause.

Der Doktor nickte still.

„Nein, sie hat sich nicht selbst getödtet, die Baronin hat sie getödtet."

Der Doktor zuckte mit den Achseln.

„Gäbe es Gerechtigkeit, die Baronin müßte aufs Schaffot!" rief Konrad.

Der Doktor konnte nicht umhin, die unergründliche Bosheit, oder eigentlich einen Egoismus, dessen Abgrundtiefe man nicht ermessen kann, zu schildern.

Konrad sah ihn mit funkelnden Augen an.

„Und glauben Sie," fragte er endlich, „daß die Baronin Gewissensbisse hat?"

„Wo nichts ist, kann man nichts beißen," konnte der Doktor nicht umhin, zu erwidern. Er mußte lachen, auch Konrad mußte lächeln; aber es that ihnen Beiden weh, daß sie in diesen Ton verfallen waren.

„Ich werde ihr zeigen, daß es noch Strafe und Sühne gibt," rief Konrad.

Der Arzt suchte ihn zu beruhigen; er sagte:

„Ich habe sie verloren, ich darf sagen, auch durch meine Schuld. Was ist schwerer, ein Unglück tragen, das man selbst verschuldet, oder ein solches, das man nicht verschuldet hat?“

Hätte der Doktor nicht in eigener Herzbewegung, sondern



blos in klugem Bedacht diese Frage hingeworfen, um das Denken Konrads abzulenken — er hätte es nicht klüger machen können; und doch kam es ihm einfach aus dem Herzen.

„Was ist dort, dort am Hügel, die weißen Kreuze? Liegt sie dort?“

„Ja.“

„Bitte, lassen Sie hier halten. Nehmen Sie mein Handgepäcke mit, ich komme nachher zu Ihnen in die Stadt, lassen Sie mich hier eine Weile allein."

Der Doktor nahm Konrad das Wort ab, daß er zu ihm komme; er wollte ihm auch das Wort abnehmen, daß er nichts ohne seine Beihülfe thue; aber dies weigerte Konrad.

Er ging nach dem Kirchhofe, er hatte bald erfragt, wo das Grab seiner Schwester war; dort warf er sich laut schluchzend nieder. Wie lange er da lag, was er dachte, was er sann, — er hat sich nie mehr dessen vollauf erinnern können. Aber noch heute erinnert ihn der Geruch des Thymians an jene Scene; Thymian athmete er ein, — es war wie berauschender Duft, und in ihm ging nur ein schweres Sinnen hin und her: Da ist ein Grab. Wo ist die Gerechtigkeit? Wer richtet Diejenigen, die den Mord begangen?

Plötzlich wurde er von zwei bewaffneten Männern angerufen:

„Heißen Sie Konrad Kraft?"

„Ja."

„Im Namen des Königs: Sie sind verhaftet."

Zwölftes Kapitel.

Ein Nothsignal.

Herr Weißhaar war spät nach Mitternacht von der Sommerresidenz des Fürsten heimgekehrt. Als er die Orden ablegte, — den, welchen er um den Hals trug, behandelte er mit besonderer Sorgfalt und betrachtete ihn nochmals, ehe er ihn in das Kästchen legte, — da sagte der Kammerdiener zu ihm, Herr Kraft sei zurückgekehrt, sei aber wieder an den Bahnhof gegangen.

„Gut, sage ihm, er soll morgen um halb Sieben zu mir kommen."

Herr Weißhaar begab sich zur Ruhe. Er horchte noch einmal hinüber nach dem Zimmer seiner Frau, ob sie noch wache; er hätte ihr gar zu gern noch gesagt, wie unendlich huldreich der

Fürst heute gegen ihn gewesen. Den Schlaf seiner Frau wollte er doch nicht stören, und sie war ja leider gegen Derartiges auch sehr gleichgiltig. Dafür hatte es also auch noch bis morgen früh Zeit.

Am Morgen erhielt er die Nachricht, daß Konrad wieder abgereist sei.

Wieder abgereist? Das Staunen des Herrn Weißhaar dauerte nicht lange; denn bald kam der Bureauchef, der bei wichtigen Telegrammen anzufragen hatte, und nachdem er diese übergeben, überreichte er den Zettel, den man in einem offenen Kästchen auf dem Pulte des Chefs gefunden hatte.

„In einem offenen Kästchen? In welchem?"

„In dem, in welchem sonst der Revolver ist."

„Und der Revolver ist nicht mehr da?"

„Nein, es scheint, Herr Kraft hat ihn mitgenommen."

„Weiß Niemand, wohin er gereist ist?"

„Doch. Ein Kassendiener mußte ihn nach dem Bahnhofe begleiten, er ist zu seiner Schwester gereist."

„Gut, ich komme später; lassen Sie mich jetzt allein."

Der Bureauchef entfernte sich und Herr Weißhaar rief vor sich selber:

„Herr Gott! Was kann das werden? Was will der tolle Mensch?"

Herr Weißhaar schrieb rasch einen Zettel und befahl dem Diener, nach der Polizeidirektion zu fahren und dort zu warten, bis der Polizeidirektor mit ihm käme.

Er vergaß, der Frau zu erzählen, wie gnädig der Fürst gestern gewesen; nur Fritze ließ er rufen und sagte ihr, sie solle sich bereit halten, in einer Stunde mit ihm zur Schwester auf das Gut zu reisen.

Fritze war gern bereit, und nicht lange nachdem sie weggegangen trat der Polizeidirektor ein.

„Was ist, lieber Freund, das Sie so bestürmt?"

Herr Weißhaar sagte, es müsse sofort ein Telegramm nach dem Städtchen * gerichtet werden, um Konrad Kraft zu verhaften.

„Konrad Kraft? Höre ich recht?"

„Ja."

„Was hat er gethan?“

„Er . . . er . . . hat meine Kasse bestohlen, er . . . Genug, lassen Sie ihn auf meine Verantwortung verhaften. Aber bitte, keinen Augenblick zu verlieren; in einer Stunde kommt er an und muß beim Aussteigen verhaftet werden. Bitte, fahren Sie sofort nach dem Telegraphenamt und erwarten Sie Rückantwort. — Kommen Sie wieder zu mir und halten Sie sich bereit, mit mir zu reisen. Nehmen Sie einen gewandten Untergebenen in Civil mit. Ich nehme Alles auf mich. Meine Tochter begleitet uns auch.“

Der Polizeidirektor fuhr davon, er kam rasch wieder. Der Wagen blieb angespannt, und in den nächsten Bahnzug stieg Herr Weißhaar mit seiner Tochter und dem Polizeidirektor, ein gewandter Untergebener stieg in eine andere Wagenklasse. —

In derselben Minute, als das Signal hier pfiff, wurde Konrad auf dem Grabe seiner Schwester verhaftet.

Dreizehntes Kapitel.

Wer muß sühnen?

Der Doktor wartete vergebens auf seinen traurigen Gastfreund. Er ging vor das Thor; da sah er Konrad zwischen zwei Landjägern daher kommen. Er begleitete ihn nach dem Gerichte. Im ganzen Städtchen war großes Aufsehen.

Beim Gerichte erfuhr Konrad, daß er als Kassendieb verhaftet sei.

Er sah wirr um sich. Er wollte den Doktor fragen, ob er noch bei Sinnen sei oder im Fieber träume; aber er lächelte still. Mit ruhiger Stimme verlangte er die Vorzeigung des Haftbefehls. Es wurde ihm das Telegramm gezeigt, das vom Polizeidirektor unterzeichnet war. Da stand's in der That, er war als Kassendieb verhaftet, und sehr liebenswürdig war noch hinzugefügt, man solle ihn streng aber freundlich bewachen, der Polizeidirektor würde bald nachkommen.

Konrad sagte, es müsse hier ein Irrthum obwalten.

Der Richter, der das schmerzlich bewegte jugendliche Antlitz sah, konnte nicht umhin, zu sagen: „Das soll mich freuen.“ Er bat indeß Konrad, er möge selbst seine Taschen umkehren.

Konrad that's. Seine Brieftasche, sowie die einige Goldstücke enthaltende Börse gab er ab. Seine Hand zitterte, als er den Revolver darreichte, und seine Stimme war bewegt, als er sagte:

„Seien Sie behutsam, er ist geladen.“

„Wozu hatten Sie die Waffe bei sich?“ fragte der Richter rasch.

„Ich glaube mich nicht verpflichtet, das zu sagen.“

„Das wird sich finden.“

Das anfängliche Mitleid des Richters verwandelte sich in Strenge. Als Konrad nochmals das Taschenbuch in die Hand nehmen wollte, verbot er es streng und erklärte ihm, daß er sich nicht von der Stelle zu bewegen, sondern sich ruhig zu verhalten habe.

Man hatte nach dem Hause des Arztes geschickt. Das Handgepäck Konrads wurde herbeigebracht. Mit dem Schlüssel, den er abgegeben, wurde die Tasche geöffnet und deren Inhalt genau aufgeschrieben. Der Richter fragte:

„Sie haben nirgends Geld oder Werthpapiere vergraben?“

„Ich hatte weiter nichts, ich verstehe nicht,“ erwiderte Konrad.

„Und da draußen am Grabe Ihrer Schwester?“

Ein Jammerschrei entrang sich der Brust Konrads.

„Also dort?“ fragte der Richter.

„Ist die Welt ein Tollhaus?“ entgegnete Konrad. „Wie können Sie glauben, daß ich, wenn ich gestohlen hätte, im Grabhügel meiner Schwester den Diebstahl verberge? Ich verlange, daß nichts weiter geschehe, vor Allem das Grab nicht beunruhigt werde, bis, wie es hier heißt, der Polizeidirektor kommt. Ich verlange das entschieden.“

„Sie haben nichts zu verlangen.“

Und zum Arzte gewendet sagte der Richter:

„Sie werden entschuldigen, Herr Physikus, Sie werden den Herrn Aktuar und den Gerichtsboten nach Hause begleiten; wir

sind genöthigt, Haussuchung bei Ihnen zu halten." — Und jetzt wieder zu Konrad gewendet: „Ich möchte gern glauben, daß Ihr Benehmen aus dem Bewußtsein der Schuldlosigkeit stammt, ich wünsche es, aber ich muß meine Pflicht thun. Seien Sie nicht widerspenstig und folgen Sie den Männern hier ins Gefängniß."



Konrad wollte noch einige Worte an den Arzt richten, aber der Beamte verbot es ihm.

Still folgte Konrad zweien Gerichtsboten. Er ward ins Gefängniß geführt, die Thür wurde hinter ihm geschlossen, die Riegel vorgelegt . . .

Es gibt Anstrengungen, Fortsetzungen von Anstrengungen und Erschütterungen, die es als Räthsel erscheinen lassen, daß

man nicht unter ihnen zusammenbricht. Was hatte Konrad nicht Alles in einem Zeitraume von einem einzigen Tage erlebt? Von seiner ersten Ausfahrt als selbständig Handelnder zurückgekehrt, wo er mit aller Anstrengung die großen Eindrücke des Insellandes von sich abwehrte, um das Auge scharf auf das bestimmte Ziel gerichtet zu halten; dann in die Heimat eingetreten, fand er die entsetzliche Nachricht. — Die Fahrt mit ihren tief wühlenden Gedanken, ihren wechselnden Eindrücken, die Begrüßung des Arztes, der Jammer auf dem Grabe und dort von der Hand des Gerichtes gefaßt . . . Sein Kopf war ihm so schwer. Er legte sich auf das Lager, das hier stand, und wundersam! über Alles hinüber blieb ihm nur die Erinnerung an den Professor der Botanik. Seine Gedanken begleiteten den freundlichen Mann über Berg und Thal; sie fanden Blumen und Pflanzen, die still gediehen waren, um von der Hand des Forschers gebrochen zu werden. Und plötzlich — glückliche Jugendkraft, glückliches, unzerstörbares Naturgesetz — Konrad war eingeschlafen.

Es war Nacht, als er geweckt wurde. Er mußte sich besinnen, wo er war, wer er war. Die Riegel klirrten, die Thür ging auf.

„Warum weckt man mich?"

„Der Doktor schickt Ihnen hier Essen und Wein."

Der Arzt hatte es wohlgemeint, aber er konnte nicht wissen, daß Konrad aus einem erfrischenden und belebenden Schlaf geweckt wurde.

„Ach ja, man muß ja essen," sagte Konrad.

Er betrachtete eine kurze Weile das Brod, denn er konnte den Gedanken nicht abwehren: Wer hat das Korn hierzu gesendet? Wer hat Gewinnst dabei gemacht? Er kostete von den Speisen und von dem Weine, dann bat er, daß man ihn wieder schlafen lasse.

Ja, wenn ein Mensch dem andern nur auch so Schlaf geben könnte, wie er ihn wecken kann!

Mit Unruhe, mit grübelndem Rasen, das bis an die Grenzen des Wahnsinns ging, lief Konrad in der kleinen Zelle auf und ab. Endlich sagte er sich: Du mußt dich selbst beruhigen, sonst tödtest du dich. Er verscheuchte alles weitere Ausdenken. Es gelang ihm, noch einmal im Geiste die Pflanzen zu betrachten,

die er heute gesehen. Jetzt hatte er in neuer Weise ein Ergebniß der geistigen Diät, die er in den Jahren, seitdem er seiner Berufsneigung entsagt, streng geübt hatte; seine Willenskraft diktirte seiner Phantasie die Vorstellungen und duldete keine anderen.

Von der Straße herauf tönte heller Gesang von geübten Männerstimmen. Das war wohl ein Liederverein, der vom Feste heimkehrte.

Ja, draußen vergnügen sich die Menschen, sie ziehen dort an den Gräbern und hier am einsamen Gefangenen vorbei.

Der Gesang verhallte, Alles war still.

Und wieder erbarmte sich seiner der Schlaf, und wieder wurde er aus demselben aufgeweckt.

Der Untersuchungsrichter kam und bat in sehr freundlichen Worten, ihm zu folgen.

„Sie haben nicht zu bitten, ich gehorche Ihnen," erwiderte Konrad.

Er wurde in ein Zimmer geführt. Hier stand Herr Weißhaar. Er trat auf ihn zu, streckte ihm beide Hände entgegen und rief:

„Konrad, verzeih'. Aber es gab keine andere Rettung."

„Ich habe nicht die Ehre, Sie zu verstehen."

Herr Weißhaar erklärte, daß er nach einer frühern Aeußerung habe fürchten müssen, Konrad werde einen Mord an der Baronin begehen, die er für die Schuldige halte.

„Und Sie halten sie für unschuldig? Und Sie selbst sind mitschuldig! Auf der weißen Tafel auf Ihrem Schreibpulte ist ungelöscht, was Ihre Pflicht war. Das wird ewig ungelöscht bleiben."

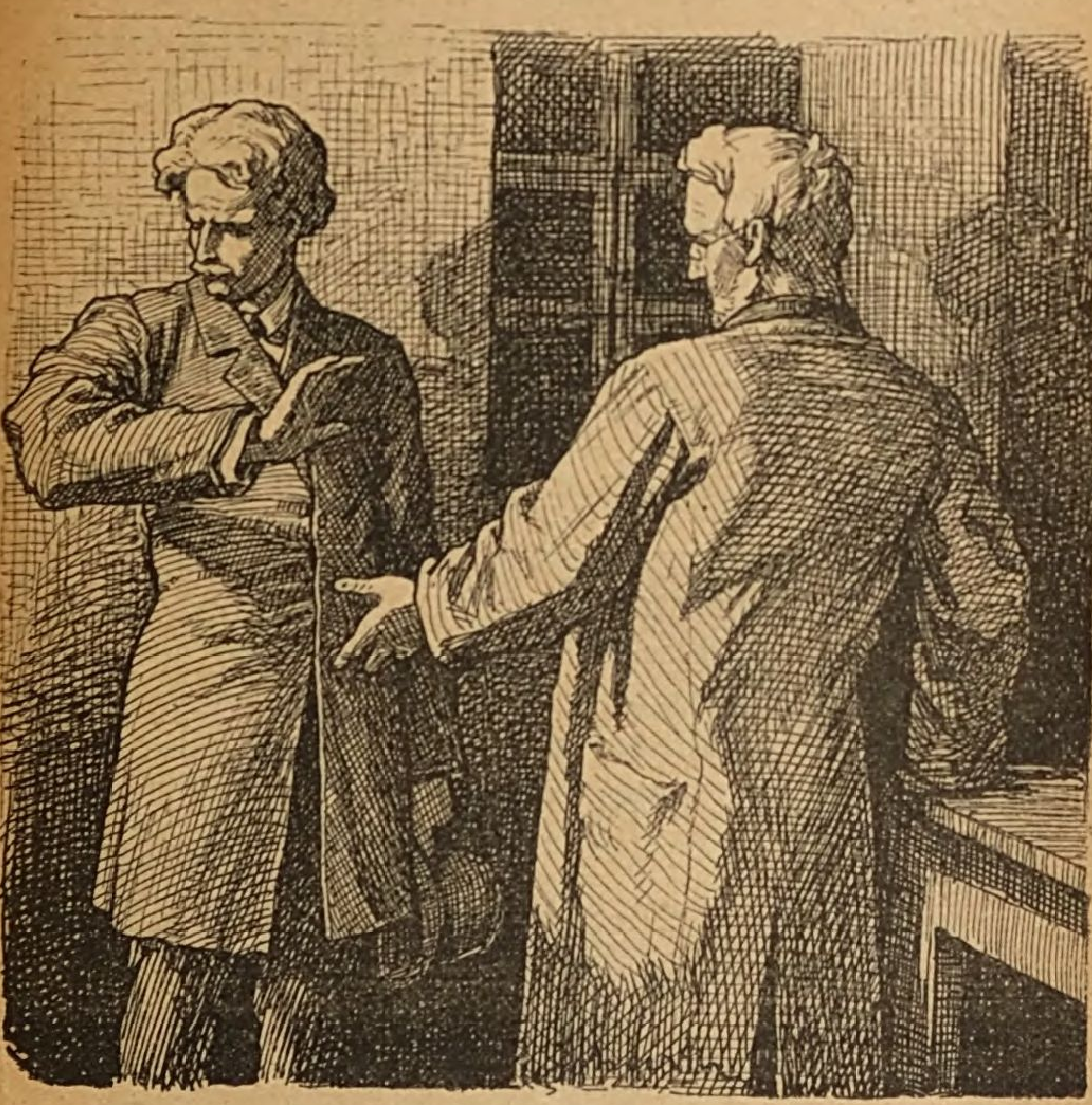
Herr Weißhaar konnte kein Wort hervorbringen, er schlug die Augen nieder und preßte die Lippen, er sah leichenblaß aus. Endlich sagte er:

„Ich gestehe, ich bin auch schuldig; aber eben, weil sich die Schuld vertheilt . . ."

„Ah, schön, schön, ein stiller Mord auf Aktien. Wie hoch ist die Dividende für jeden Theilhaber?"

„Ich muß dich bitten, ruhiger zu sein!"

„Also recht still, recht sanft, recht bescheiden soll ich sprechen? Edler Mann! Herr einer Million, Vater einer Baronin, Ritter höchster Orden, zukünftige Excellenz, bitte, sag' mir doch, du hoher Menschenfreund, sag' mir doch, warum du mich verhaften ließest,



an einem gemeinen Orte, an einem so ruchlosen, an dem Grabe eines Mädchens, das mich weiter nichts angeht, als daß es meine Schwester ist, und das sich ermordet hat? — Nein, das sich nicht ermordet hat, das deine edle Baronin ermordet hat. Wie steht denn heutigen Tages der Curs einer Gouvernantenseele und eines Commis? Ist die Waare begehrt? Nicht wahr, flau?"

„Ich bitte dich, lieber Konrad, du weißt, wie lieb ich dich habe!"

„Ja wohl, sehr lieb, besorgt und aufgehoben, hinter Schloß und Riegel; und meine Schwester ist auch gut versorgt, sehr gut versorgt."

„Ich bitte dich, unterbrich mich nicht weiter und überschraube dich nicht! Ich habe ein kurzes und schweres Unrecht an dir begangen, aber ich mußte es. Nur auf diese Weise konnte ich dich davon abhalten, einen Mord an meiner Tochter zu begehen."

„Und wenn!" — rief Konrad.

Herr Weißhaar ließ ihn nicht ausreden, sondern fuhr fort: „Lieber Konrad, wir haben an euch gefehlt, ich auch und meine Tochter am meisten; sie ist krank."

„Aber noch stark genug, um bis in den Tod zu quälen."

„Das ist ja ihre Krankheit. Konrad, lieber Konrad, sieh mich nicht so verwirrt an, treibe kein frevelndes Spiel mit deinem klaren Verstande; ich bitte, wolle mich doch verstehen! Ich mußte dich abhalten, ein Verbrechen an meiner Tochter und auch ein Verbrechen an dir zu begehen. Was wäre aus dir geworden, wenn du Rache genommen hättest? Und wäre es nicht mein Kind und wäre das Todesverbrechen entschieden, — um deiner selbst willen mußte ich dich gefangen nehmen lassen. Verstehst du mich? Hörst du mich?"

Konrad nickte.

„Und nun," fuhr Herr Weißhaar fort und legte Konrad die Hand auf die Schulter: „Ich danke dir. Ich wußte es; du kannst eine Weile verwirrt, in Leidenschaft verstrickt sein, aber du bist klaren Geistes und reinen Herzens. In dieser Stunde darf ich dir sagen, wie ich dich liebe. Ich habe das Recht eines Vaters an dich. Und jetzt meine Liebe . . ."

„Liebe — jetzt?"

„So will ich warten, bis du meine Liebe erkennst und annimmst."

„Nur Eins noch. Ich bin als Dieb verhaftet, am hellen Tag über die Straße geführt, als Dieb ins Gefängniß geworfen. Wie begleichen Sie dieses Debet?"

Herr Weißhaar ging an die Thür, öffnete und sagte:

„Bitte, treten Sie ein, Herr Polizeidirektor.“

Dieser trat ein, reichte Konrad lächelnd die Hand und sagte: „Sie werden bald über das kühne Abenteuer lächeln. O, es ist ein kluger, weltbeherrschender Kopf, Ihr Herr Vater. Er versteht sogar mit der Polizei zu spielen, — ein gefährliches Spiel. Er hat mir erst auf der Fahrt erzählt, daß Sie so unschuldig seien wie ich, und warum er Sie doch verhaften lassen mußte.“

Konrad sah den Redenden starr an. Hatte er nicht von einem Vater gesprochen? Was ist das? Er mußte falsch gehört haben. Mit ruhiger Fassung sagte er:

„Herr Polizeidirektor, die Behörde mag sich ein solches Spiel gefallen lassen, das ist ihre Sache; aber ich, mir ist meine Ehre angetastet; wer stellt sie wieder her, wie ist sie wieder herzustellen? Ich bin ins Gefängniß geworfen, in Martern! Wer tilgt diese Thatsache aus meiner Erinnerung und aus der Erinnerung der Menschen?“

„Junger Mann,“ sagte der Polizeidirektor, „das ist Alles nicht so schwer als Sie sich jetzt vorstellen. Nach dem, was erfolgen wird, ist jeder Schatten eines Vorwurfs von Ihnen getilgt. Gute Nacht! Wir wollen Alle schlafen, morgen beginnt ein neuer Tag.“

Er wollte sich zurückziehen, aber Konrad hielt ihn krampfhaft zurück und sagte:

„Muß nicht die Baronin Haldenwang vor Gericht gestellt werden? Pfui über alles Gesetz und Recht, wenn es da keine Strafe gibt!“

„Wie gesagt, junger Mann, morgen ist auch ein Tag, und da wird sich Alles finden. Beruhigen Sie sich jetzt! Folgen Sie mir bald mit Herrn Weißhaar in den Gasthof.“

Er verließ das Zimmer und Konrad sagte:

„Herr Weißhaar, ich kann für mich nachgeben, ich weiß noch nicht, wie? Aber die Baronin muß vor Gericht, das ist unverrückbar in meiner Seele, wie das Grab meiner Schwester.“

„Lieber Konrad, ich bitte dich, sprich jetzt nichts mehr. Wir sind jetzt allesammt verwirrt und angestrengt, du natürlich am meisten.“

„Nein, ich bin nicht verwirrt, ich habe noch meine volle Kraft. Traurig, daß es Ihre Tochter, aber noch trauriger, daß es meine Schwester ... Soll die Baronin unberührt durch das Leben gehen, in Gesellschaften in strahlendem Putze erscheinen? Müßte sie nicht eine Züchtlingsjacke tragen?"

„Ich erkenne die Berechtigung deiner Empörung. Ich gestehe dir offen, es sollte hier eine Strafe, eine Sühne sein. Aber es ist nicht nur meine Tochter, es ist auch die Schwester von Fritze. — Fritze ist mit hierher gekommen."

Konrad bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen; er ließ sich von Herrn Weißhaar geleiten, der ihn unterm Arme führte. Er sprach kein Wort mehr. — Als wäre er ein kleines Kind, half Herr Weißhaar ihm sich entkleiden, und Konrad ließ es geschehen. Auch der Arzt war herbeigerufen; er saß mit Herrn Weißhaar am Bette Konrads, bis dieser wieder einschlief.

Vierzehntes Kapitel.

Und wieder eine Reise in Räthseln, die sich lösen.

Fritze war mit ihrem Vater gereist.

Reisen, neue Bewegung, Veränderung des Einerlei war ihr eine besondere Freude. Sie war mit heiterm Sinn in den Wagen gestiegen. Jetzt gab's wieder einen kurzen Aufenthalt bei der Schwester, die immer so leidend thut und sich immer die schönsten Pariser Toiletten verschreibt und sich sehr gut amüsirt. Da gibt's nun wieder Gesellschaft bei den Nachbarn; ja, da ist sogar eine Freundin, die mit in der Pension in Brüssel gewesen.

Fritze hatte wohl auch vom Tode Herminens gehört, ja sogar, daß sie sich selbst den Tod gegeben. Die Mutter hatte gesagt, Mangel an Religion sei daran schuld; das sagt aber die Mutter bei Allem. Mein Gott! Wenn man sonst keinen Mangel leidet, — aus Religionshunger bringen sich die Menschen nicht um.

Fritze hatte tiefes Mitleid mit dem armen Mädchen, aber

sie hatte gehört, daß Hermine einen Bräutigam verloren und nicht mehr heirathen wollte, und nun noch arm dazu! — die Unglückliche schien ihr nichts mehr vom Leben erwartet zu haben.

Fritze hatte Mitleid mit dem guten Konrad. Sie mochte ihn eigentlich recht wohl leiden, er war immer so dienstwillig, und daß er sie liebte, — sie merkte das sehr wohl, sie ließ sich's auch gefallen, sie reizte ihn sogar dazu. Warum nicht? Es ist doch immer hübsch, von einem jungen Manne angeschwärmt zu werden, und wenn's auch Einer vom Comptoir ist, und das damals bei dem Feste war doch gar zu nett.

Als aber eine der Freundinnen zu Fritze sagte: es sei stadtkundig, daß sie die Frau Konrads werde, darum sei er ins Haus genommen, darum sei er der Adjutant des Vaters, wenn er zur Börse gehe, — da war Fritze tief ingrimmig; sie sprach mit Konrad kaum mehr ein Wort, sie sah über ihn weg, wie wenn er Luft wäre; er sollte fühlen, wer sie und wer er ist. Ja sogar auf den Vater war sie böse. „Alles fürs Geschäft!" Also auch die Tochter wird ins Geschäft eingefügt. Sie will aber nicht so einfältig sein und sich, wie Alexandrine, zuerst mit einem Kaufmann verloben lassen. Es muß doch entsetzlich sein, wenn ein Mensch in der Welt herumgeht, der sagen kann: Ich habe diese Frau, als ich ihr Bräutigam war, hundertmal geküßt. Nein, sie holt sich einen der schönsten Officiere, den besten Tänzer, und hoffähig will sie auch sein. Warum nicht? Es kommen viele bürgerliche Kaufmannstöchter zu Hofe, die einen Adeligen geheirathet haben. —

Wenn Konrad sie manchmal anstarrte, machte sie ein böses Gesicht; dann dachte sie in sich hinein: „Was wird der für Augen machen, wenn ich mich mit dem Baron oder Grafen so und so verlobe!" Sie theilte der Freundin, die ihr das Geheimniß verrathen hatte, diese und jene Huldigung mit. Die Freundin nannte von da an den guten Konrad immer Brackenburg; Fritze ließ das gelten, und wenn sie mit der Freundin zusammenkam, sprachen sie oft von dem armen Brackenburg, ja, sie thaten es mehrmals in Anwesenheit Konrads.

Jetzt, als Fritze mit dem Vater und dem Polizeidirektor im Wagen saß, hörte sie die Auseinandersetzung, wie Konrad glaube,

daß die Baronin den Tod seiner Schwester verschuldet habe, wie er abgereist sei, um sie zu ermorden, wie man ihn aber klugerweise unter dem Vorwande eines Kassendiebstahls verhaften ließ. Seltsame Bewegungen gingen im Gemüthe Fritzens vor. Daß auch in den Kreis reicher Leute Mord, Verbrechen, Strafe eindringen kann, war ihr nie eingefallen; das schienen ihr Dinge zu sein, die armen Leuten zukommen. Aber Menschen im Wohlstand? im Reichthum? — Sie erschrak vor der Thatsache, als wäre sie inne geworden, daß es Gespenster gibt. Sie haßte Konrad, sie hätte ihn gern erdrosselt, den entsetzlichen Menschen, der es wagt, ihre Schwester als Mörderin ansehen und tödten zu wollen. Und wie konnte er nur das denken, nur das vorhaben, wenn er je einen Augenblick die jüngere Schwester geliebt? Die Männer sind doch gräßliche Geschöpfe. Wie gut und getreu konnte der Konrad aussehen, so liebevoll, so innig. Der Heuchler, der Barbar! Geschieht ihm aber ganz recht, daß er verhaftet wird und ins Zuchthaus kommt, denn wer einen Menschen morden wollte, muß doch auch ins Zuchthaus.

„Aber, mein Gott," sagte der Polizeidirektor, „aber mein Gott, warum haben Sie übertrieben? Warum haben Sie ein Falsches angegeben, mich betrogen — ich meine getäuscht, natürlich in bester Absicht — und dem jungen Manne eine schwere Ungelegenheit bereitet? Hätten Sie mir einfach gesagt, wegen Waffentragens, das hätte ja genügt."

„Das war Ihre Sache!" schrie Herr Weißhaar heftig. „Ich habe Ihnen ja den Zettel gegeben, Sie wußten ja, daß er Waffen bei sich hat. Warum kamen Sie nicht auf den einfachen Gedanken? Das war Ihre Pflicht, das liegt in Ihrem Berufe."

„Herr Weißhaar, ich muß bitten . . . So seid ihr Herren Spekulanten, ihr spekulirt leicht übers Ziel hinaus. Sie haben mir sofort gesagt: Der Mann hat meine Kasse bestohlen. Warum waren Sie nicht ganz wahr und offen gegen mich? Der arme Mensch! Es ist ein Jammer! Wenn er im Bewußtsein seiner Unschuld sich an den Gerichtsboten vergriffen hat, ist er verloren. Und dazu um einer solchen Kleinigkeit willen."

Die beiden Männer saßen stumm, grimmig einander gegen-

über. Einer machte dem Andern schwere Vorwürfe, ohne sie auszusprechen.

Der Polizeidirektor stand auch in einer gewissen Abhängigkeit von Herrn Weißhaar. Er lenkte daher ein und beklagte mit milder Stimme, daß man ein gefährliches Mittel ergriffen habe; denn für das Mordvorhaben Konrads sei ja gar kein Beweis da, und den ehrenhaften, allgemein geschätzten jungen Mann werde es sein Leben lang kränken, in solch' einem Verdacht gestanden zu haben.

Fritze horchte auf. Es war ihr, als würde sie um und um gedreht.

Ihr Zorn und Haß verwandelte sich in Mitleid. Gespannt hörte sie zu, wie der Vater darlegte, daß er in seinem ganzen Leben noch nie einen Mann von solcher Seelenreinheit, von solch praktischem Verstande und dabei von solchem Eifer für alles Höhere kennen gelernt habe. Da klopfte das Herz Fritzens heftig, sie wendete den Kopf, sie wollte fragen: „Warum hast du ihn denn so beschimpft und erniedrigt?“ Hin und her wogte es in ihrem Innern; sie malte sich aus, wie Konrad in Ketten liege in einem tiefen Kerker auf Stroh, sie wäre gern zu ihm geeilt und hätte ihm gesagt: „Erhebe dich, komm an mein Herz, jetzt weiß ich, daß ich dich liebe, und ich verspreche dir, ich will auf keinen Hofball.“

Sie legte ihre Mantille ab, sie knöpfte das seidene Halstuch auf, sie that die Kaputze vom Kopfe. Es war ihr so heiß. Sie steckte den Kopf zum Wagenfenster hinaus, sie sah die Schatten der Rauchwolken immer mit dem Zuge ziehen, immer sich erneuern und verwandeln, — es waren Schlangenungeheuer. Das sind die Ungeheuer, so sehen sie aus, die jetzt Konrad im Kerker über die Welt heraufbeschwören wird. Und in die dunkle Nacht hinaus sprach sie laut: „Konrad, ich liebe dich und ich rette dich. Verzweifle nicht, ich komme; du sollst sehen, was ich vermag, jetzt und mein Leben lang. Raufe dein Haar nicht, ich will dir's glätten; weine nicht, ich küsse dir die Augen; fluche nicht, dein Mund soll nicht fluchen, ich küsse deine Lippen. So, lache nur, zeige deine lieben Zähne.“ — Immer weiter dachte sie und jetzt sah sie keine Schlangen mehr

am Wege, keine Ungeheuer. Der Rauch ging nach der andern Seite. Der Mond war heraufgekommen und überstrahlte die Landschaft und die weißschimmernden Häuser und Dörfer.

Herr Weißhaar und der Polizeidirektor schliefen und Fritze dachte: Ja, schlaf' nur, Konrad, du schläfst gewiß auch, und morgen bist du glückselig und das hört nimmer auf.

Der Zug ging an einem Kirchhof vorüber, die Kreuze schim=



merten im Mondlicht, Fritze zuckte zusammen. „Da sind gestorbene Menschen, die haben gewiß auch einst gejubelt und gejammert. Ach, und da liegt vielleicht die Schwester Konrads begraben. Warum können wir die Todte nicht mehr aufwecken, daß sie mit uns glücklich ist?!"

Als der Zug anhielt, nahm Fritze ihren Vater bei Seite und sagte:

„Vater, rette Konrad, rette ihn, sonst bin auch ich verloren auf ewig . . . ich liebe ihn."

Man fuhr nach dem Gasthof, die Männer gingen nach dem Gerichtsgebäude. Fritze wollte mitgehen; sie ließ sich nur schwer überreden, zurückzubleiben, sie hielt sich gewaltsam wach und mußte lange warten; endlich hörte sie Schritte, und sie hörte, wie der Vater sagte: „Komm nur hier herein, Konrad, du wirst gut schlafen. Sei nur jetzt ruhig."

Fritze nahm das Kissen in beide Arme und küßte es und weinte darauf.

Fünfzehntes Kapitel.

Kampf um Treue.

Am andern Tage hatte man lange zu warten, bis Konrad erwachte. Der Arzt saß bei Herrn Weißhaar und erklärte, daß dies eine überaus glückliche Krisis sei. Die Nerven Konrads, die bis zum Zerreißen gezerrt waren, werden jetzt wieder beruhigt in die natürliche Spannung kommen.

Während die Beiden noch sprachen, trat der Polizeidirektor ein mit der Erklärung, er könne nicht länger bleiben, er müsse nach der Residenz zurück, er werde dem Präsidenten Alles melden und überlasse Herrn Weißhaar den Ausgleich. „Und das ist noch sehr fatal," setzte er hinzu, indem er ein bedrucktes Blatt aus der Tasche nahm, — „die hochbelobte freie Presse, — da hat dieses Nest auch seine Zeitung, und da steht es. Lesen Sie!"

Er übergab das Blatt, in dem mit großen Lettern gedruckt war:

„Schöne Sippschaft! Der Bruder der Selbstmörderin Hermine Kraft wurde heute als Kassendieb des Hauses Weißhaar Söhne hier verhaftet."

Während Herr Weißhaar noch knirschte und fluchte, trat der Untersuchungsrichter ein. Herr Weißhaar schalt über die Geschwätzigkeit der hiesigen Behörde, die kein Amtsgeheimniß bewahren könne.

Mit großer Entschiedenheit erwiderte der Beamte, daß Niemand

von der Behörde es verrathen habe; es müsse auf dem Telegraphenamt kund geworden sein, er werde Untersuchung anstellen.

Herr Weißhaar bat, dies zu unterlassen und nur sofort eine amtliche Widerlegung, eine Aufklärung des Irrthums in die morgige Zeitung zu setzen. Der Untersuchungsrichter bedauerte, daß das Städtchen nicht in der Lage sei, eine täglich erscheinende Zeitung zu besitzen; das nächste Blatt erscheine erst in drei Tagen.

Man berieth nun, Vorsorge zu treffen, daß Konrad des Blattes nicht ansichtig werde. Der Beamte übergab das Taschenbuch Konrads.

„Haben Sie es gelesen?" fragte Herr Weißhaar.

Der Beamte erklärte, daß nicht er, sondern sein Aktuar die stenographische Schrift verstehe. Es enthielt geschäftliche Notizen und Betrachtungen über Natur und Menschen; ein Freund des Herrn Konrad mit Namen Fritze sei auf jedem Blatte genannt.

Der Beamte ging weg, und Herr Weißhaar sagte erheiterten Antlitzes zum Doktor:

„Wissen Sie, wer Fritze ist?"

„Nein."

„Fritze ist der Name meiner jüngsten Tochter; Konrad liebt sie und sie hat mir ihre Liebe zu ihm gestanden. Mir erfüllt sich dadurch mein innigster Wunsch. Wollen Sie Konrad behutsam darauf hinweisen, daß ich ihm Fritze zur Frau gebe, und daß dies gewiß die beste Ehrenerklärung ist, die ich ihm geben kann, und die alle falschen Gerüchte niederschlägt?"

„Ich möchte wünschen," entgegnete der Arzt, „daß nicht ich, sondern Sie ihm das sagen."

„Gut, gehen Sie in sein Zimmer, sehen Sie, ob er wach ist!"

Der Arzt ging nach dem Zimmer Konrads. Er schlief noch, er wendete sich, seufzte tief auf und schlief weiter.

Herr Weißhaar hatte der Baronin einen Boten gesendet, sie solle nach der Stadt kommen. Sie trat mit dem Blatte in der Hand ein und rief triumphirend: „Nun siehst du mit deinem sentimentalen Wohlwollen, welch eine elende Bande diese Krafts sind. Hermine tödtet sich, um mich zu beschimpfen, und dein Liebling Konrad bestiehlt dich."

Die Baronin war nicht wenig erstaunt zu hören, daß dies nur Täuschung war, und sie rollte die Augen, als der Vater ihr mit scharfen Worten ins Gewissen redete, wie hart und grausam sie an der Unglücklichen gehandelt habe.



„So?“ rief die Baronin, „ich durfte erwarten, daß du mich in meinem Unglücke tröstest, und jetzt machst du mir noch Vorwürfe? Ich erlaube mir zu erklären, daß ich selbständig bin; ich reise sofort zurück, ich erwarte deinen freundlichen Besuch in meinem Hause. Adieu!“

Sie ging, vor der Thür wartete sie indeß, ob der Vater sie zurückrufe; aber er rief sie nicht.

Sie ging zu ihrer Schwester. Als sie auch diese um Konrad jammern hörte, rief sie:

„Tröste ihn, heirathe ihn!"

Und als Fritze erklärte, das werde sie allerdings thun, verließ sie ohne mehr ein Wort zu reden die Schwester und fuhr heimwärts. —

Der Mittag war vorüber, als Konrad endlich erwachte. Herr Weißhaar ging zu ihm, und übergab ihm das Taschenbuch; er wollte herzlich und zutraulich mit ihm reden, aber Konrad sagte, daß dies später vielleicht am Orte, jetzt müsse vorerst alles Geschäftliche im Reinen sein. Er nahm sein Taschenbuch vor, er betrachtete es mit einem seltsamen Blicke, als fühle er, daß das Auge eines Richters Alles durchforscht hatte; aber schnell jeden Nebengedanken bezwingend, setzte er Herrn Weißhaar mit großer Klarheit die geschäftlichen Abmachungen aus einander, die er in England bewerkstelligt, schrieb Alles sauber auf ein Blatt und übergab es Herrn Weißhaar, der ihn ruhig gewähren ließ.

Das Hauptgeschäft war mit dem großen Handlungshause in Glasgow geschlossen. So rein kaufmännisch auch Konrad seinen Bericht hielt, konnte er doch nicht umhin, das tüchtige Wesen des Geschäftsfreundes zu schildern, der mit deutscher Innigkeit engliche Bestimmtheit verband, und mit dem er sich in der kurzen Zeit nahe befreundet hatte.

„Nun wären wir fertig," schloß Konrad.

„Was das Geschäftliche betrifft, allerdings."

„Nein, wir sind ganz fertig. Wollen Sie mich ruhig und zum Letztenmale anhören? Ich bin Ihnen dankbar, Sie haben es gut mit mir gemeint, und das Letzte, Schwere, das Sie mir angethan, — es war sehr schwer, sehr hart, — aber es ist doch gut, es geschah zu meiner Rettung; es ist wahr, ich hätte ein Verbrechen auf mich laden können, und ich bin nicht so klug wie Andere, die sich eine Unthat, weil sie nicht so greifbar ist, sophistisch überkleistern oder wegräsonniren. Aber gut, ich will nicht mehr daran denken. Mag Ihre Tochter, die Baronin, leben, wie sie kann!"

„Sie war hier.“

„Sie war hier?“

„Ja, und ich habe ihr so scharf, als nur Du gekonnt hättest, ihre Unthat ins Gewissen geworfen; sie ging im Zorn von mir.“

„Gut, daß sie ging. Ich möchte ihr nicht begegnen. Jetzt erlauben Sie mir, weiter zu sprechen. In meinem Traume, ich muß lange geträumt haben, — erschien mir ein Mann, der mir auf der Reise Pflanzen gezeigt hatte, und immer wieder sagte er mir: Mumien-Weizen! — Es soll ein Märchen sein, daß der Mumien-Weizen Jahrtausende vergraben ruhte, und als man ihn wieder aussäete, frisch aufging. Mir aber ist es kein Märchen. In mir lag ein Korn, es war mit meiner innersten Seele begraben und nun geht's auf. Ich habe untreu gelebt, untreu gegen mich; das muß anders werden. Ich bin entschlossen, — ich halte es für meine Pflicht, Ihnen das zu sagen, aber ich erkläre sofort, daß ich mich durch nichts, auch von Ihnen nicht, abhalten lasse, — ich widme mich dem Studium der Botanik. Noch ist es nicht zu spät. Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, und ich habe mir bei Ihnen so viel erworben, um meine Studien in Ruhe vollenden zu können.“

„Mehr als das.“

„Ich will nicht mehr als das.“

„Nein, Konrad, höre mich an. Ich habe schwer an dir gefehlt. Du stehst vor der Welt mit einem Makel da, den ich auf dich geworfen. Du weißt noch nicht, wie die Welt ist; sie behält den Vorwurf, die Anklage in Erinnerung und vergißt die Rechtfertigung.“

„Ich mache mir nichts daraus.“

„Brav so. Unglück hat auch sein Gutes. Wie Vieles im Gemüthe, was nie zu Tage getreten wäre, kommt da heraus. Und so laß mich denn sagen: daß du zu dem geworden, was ich vorausgesetzt, ist mein Stolz. Du hast gehalten, was ich dir in der ersten Stunde ans Herz legte, du hast nie Etwas vergessen oder versäumt.“

„Ich danke, aber meine innerste Natur hatte ich vergessen.“

„Das sind nur Folgerungen deiner jetzigen Stimmung. Ich begreife sie, du wirst bald anders denken. Ich lasse dich nicht, du

mußt mit mir zurückkehren, nicht nur um deinetwillen, du mußt es auch um meinetwillen thun; ich stünde in Schmach vor der Welt, wenn ich dich von mir ließe. Ich lasse dich nicht und ... Gib mir die Hand. Es gibt ein Einziges, was Alles tilgt, Alles auslöscht und in Freude verwandelt: du bist mein Sohn, der Gatte meiner Tochter Fritze. — Deine Hand zittert! Komm an mein Herz, du bist mein Sohn, sprich: Ja!"

Konrad hielt die Hand des Herrn Weißhaar fest, er sah ihn wie verloren an; dann fragte er:

„Sprechen Sie aus sich allein?"

„Nein, meine Tochter Fritze hat mir ihre Liebe zu dir gestanden. Was auch die Welt eine kurze Weile reden mag, bald wird sie in den Zeitungen lesen: Die Verlobung meiner Tochter Fritze mit meinem vieljährigen treuen Mitarbeiter und jetzigen Geschäftsgenossen Konrad Kraft zeige ich hiermit an. Justus Weißhaar."

„Es ist zu viel, es ist zu viel!" schrie Konrad und hielt die Hand des Herrn Weißhaar fest. „O, meine Schwester! — Die Schwester deiner Mörderin! — Das ist zu viel, zu viel!"

Er sank auf einen Stuhl und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen und weinte.

Herr Weißhaar redete ihm väterlich zu. Endlich fragte Konrad: „Ist Fritze mit Ihnen gekommen?"

„Gewiß, sie ist hier im Hause und wartet, bis ich sie rufe."

„Dann will ich fort, will sie nicht sehen; es würde mich wahnsinnig machen."

„Beruhige dich, du bist stark, du hast den höchsten Schmerz ertragen, du wirst auch die höchste Freude ertragen."

„Nein, nein; oder doch, doch. Lassen Sie mich einige Minuten allein, ich muß Fritze sprechen, ganz allein."

„Das sollst du. Hier im Nebenzimmer warte, bis sie kommt."

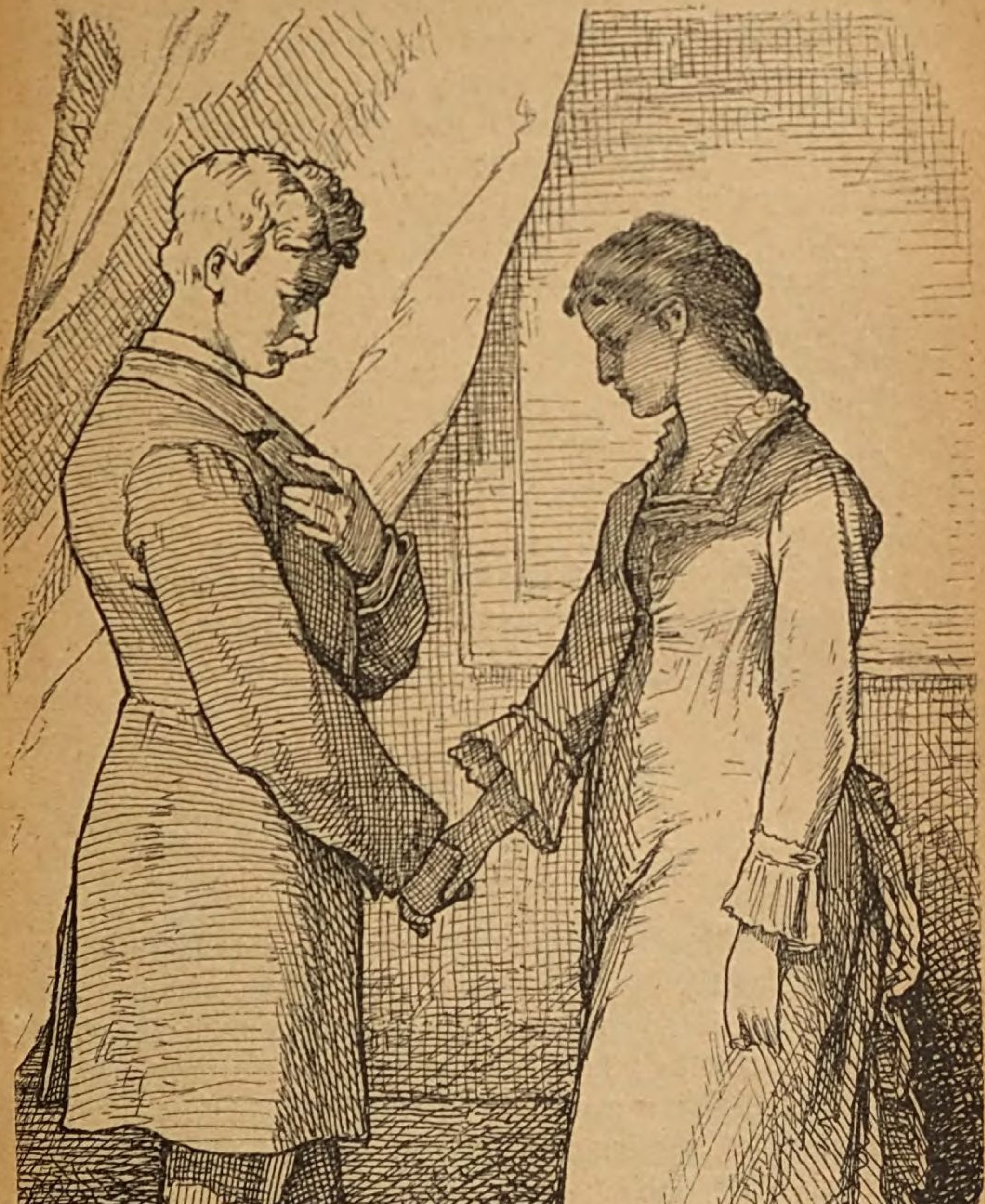
Konrad trat in den Nebensaal. Das Zimmer schwankte mit ihm, als wäre er auf dem Schiffe. Er sammelte sich in Ruhe.

Die Thür öffnete sich, Fritze trat ein.

Er sah sie starr an. Die Kniee wollten ihm brechen; aber er ging ihr stramm entgegen, reichte ihr die Hand und sagte:

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind."

Fritze athmete schwer. „So sprichst du zu mir? Und hat dir mein Vater nicht gesagt —?“



„Er hat mir Alles gesagt. Fritze, ich will dein Glück; aber es ist nicht durch mich, oder jetzt nicht, noch lange nicht. — Fritze!

Wie du geliebt wurdest, wie du geliebt bist, — so lange ein Manneskerz auf Erden schlägt, hat keines innigere Liebe gehegt als ich. Ich habe dich nie verkannt, wie du auch gegen mich warst. Aber, Fritze, ich darf nicht dein werden, jetzt nicht, so nicht. Ich war ungetreu, ungetreu an mir selber; ich gehöre nicht dem Kaufmannsstande, und zwischen uns steht jetzt ein Grabhügel. Ueber ihm kann ich dir die Hand nicht reichen, jetzt nicht, Fritze; nicht ich trenne mich von dir, das Schicksal trennt mich von dir. Lebe wohl, ich muß meinen Weg gehen."

Er drückte ihr die Hand, er küßte sie, Thränen fielen darauf. Dann verließ er das Haus und begab sich in die Wohnung des Doktors. Dort traf er glücklicherweise den Botaniker, den er auf der Eisenbahn kennen gelernt, und mit ihm wanderte er hinaus über Berg und Thal. Sein Fuß strauchelte oft, sein Auge war so verdunkelt, daß er nichts sah; aber er hielt sich muthig und gewann endlich neue Kraft. —

Herr Weißhaar und Fritze kehrten nach der Hauptstadt zurück, ohne das Schloß der Baronin besucht zu haben.

Sechzehntes Kapitel.

Ueber den Wolken.

Es gibt Wirkungsarten, deren Ursachen sich nicht fassen lassen. Das große Haus Christian Weißhaar Söhne bestand noch in seiner vollen Geltung. Depeschen kamen, Depeschen gingen, die Magazine füllten und leerten sich; in den Wohnräumen waren große Gastmähler, Frau Weißhaar war eifrig in den Wohlthätigkeitsanstalten wie zuvor; Alles war im alten Stande, und doch schwebte etwas darüber, wie stilles Unheil.

In der Hauptstadt verbreitete sich das Gerücht, daß Konrad Kraft die Tochter des Herrn Weißhaar mit großer Barschheit zurückgewiesen habe. Das Gerücht drang selbst bis zu Fritze. Sie lächelte. Aber sie konnte eine Bitterkeit doch nicht unterdrücken: der schöne

Major, der beste Tänzer, den sich Fritze einstmals zur Reserve behalten, war der Schwiegersohn Weißhaars geworden; die Baronin reichte ihm die Hand, und es stellte sich heraus, daß er der jüngeren Schwester nur den Hof gemacht, um sich der älteren desto unbefangener nähern zu können. Die Hochzeit wurde still gefeiert, das junge Paar reiste nach Italien, Adriane ward in dasselbe Institut gebracht, in dem vorher Fritze gewesen.

Herr Weißhaar stand seinem Geschäfte vor wie ehedem; aber es war ihm stets als fehlte ihm die rechte Hand. Er hatte kein volles Vertrauen mehr zu sich, und in diesem Mangel an Vertrauen verließ ihn oftmals das Glück; er hatte große Verluste, in der Welt wurden sie größer genannt, als sie in der That waren.

Frau Weißhaar starb und von allen Wohlthätigkeitsanstalten wurde ihr ein wohlverdienter, inniger Nachruf in den Zeitungen gegeben.

Von Konrad hatte man lange nichts gehört. Nur als der Nachruf vom Tode der Frau Weißhaar in den Zeitungen stand, erhielt Herr Weißhaar einen Brief voll warmherziger Theilnahme; Konrad berichtete dabei zugleich, daß er seine Studien vollendet habe und sich nun auf die Reise nach Südamerika begebe.

Es überraschte die Welt kaum mehr, als ein Cirkular erging, daß Herr Weißhaar sein Geschäft auflöse. Man bedauerte es allgemein, daß ein so gastliches Haus nun aus der Residenz verschwinde.

Auch Herr Weißhaar ging mit seiner Tochter auf Reisen.

In Glasgow, wo er den alten Geschäftsfreund aufsuchte, hörte er mit Ueberraschung, daß Konrad Kraft am Tage vorher dort gewesen. Sofort wurde nachgeforscht; Konrad war mit einem eingebornen Gelehrten zu einem botanischen Ausfluge nach den Hochlanden gewandert.

Als Herr Weißhaar seiner Tochter diese Nachricht mittheilte, sah sie ihn starr an und streckte die Hand aus, als müsse sie etwas fassen.

„Ich hab's geahnt," rief sie. Ihr Angesicht verklärte sich und ihr Auge glänzte.

„Wie konntest du?"

„O mein guter, guter Vater! Als ich heute erwachte, war mir's, als hätte mir Jemand im Traume das schottische Lied von Burns vorgesungen: ‚Mein Herz ist im Hochland!' — Und heute den ganzen Tag umtönt mich seine sehnsüchtige Weise. Plötzlich, jetzt eben, als ich deinen Schritt hörte, ging mir's auf: Mein Herz ist im Hochland! — Konrad ist im Hochland. Komm, Vater, wir ziehen ihm nach, wir suchen ihn, wir finden ihn."

„Kind, was hast du für seltsame Gedanken! Du täuschest dich. Erst auf meine Nachricht hin konntest du das denken."

„Mag sein, mag sein. Glaube du das, ich weiß es anders. Laß uns eilen, fort, zu ihm."

„Aber, Kind, wie sollen wir ihn im Gebirge finden? Es ist weit sicherer, wir senden Boten aus, und warten hier."

„Nein, nein, ich kann nicht hier still sitzen und warten."

Lächelnd willfahrte der Vater, und von dem Geschäftsfreunde begleitet, fuhren sie nach dem Hochlande.

Herr Weißhaar gab vorher genaue Nachweisung, wo ihn Telegramme und Boten fänden, wenn Konrad unterdessen zurückkehren sollte.

Als man am andern Morgen die Fußwanderung antrat, staunte Herr Weißhaar, da er seine Tochter sah. Sie hatte ihr Haar aufgelöst, wie damals an jenem Morgen, als ihr Konrad, zum Erstenmal aus dem Comptoir kommend, auf dem Hausflur begegnet war. Unterwegs pflückte Fritze eine Epheuranke, band sie zu einem Kranze und setzte ihn auf.

Der Vater schüttelte oft den Kopf, wenn er sein Kind betrachtete, das mit waghalsiger Kühnheit die schroffsten Höhen hinanstieg, und dann das Lied in die weite Welt hinaus sang. Er fühlte, daß sein Kind auch noch ganz anders auf schwindelnder Höhe war. Wenn sich diese Zuversicht nicht erfüllte? Wenn Konrad auf seinen weiten Wanderungen bereits eine Gattin gewählt hatte? . . .

Es war ein heller, sonniger Mittag. Konrad saß auf einem Bergvorsprung und schaute hinaus über das Gebirge und hinab ins Thal auf den grünen See, der hell erglänzte; aber in der halben Höhe des Berges hatte sich eine Wolke gelagert, die nicht zu weichen schien. Konrad bannte seinen Blick wieder zurück auf die Pflanzen vor ihm.

Da tönte aus der Wolke heraus das Lied: „Mein Herz ist im Hochland!"

Ist das nicht die Stimme? Nein, wie sollte das sein!

Jetzt trat aus der Wolke heraus eine Frauengestalt. Die langen Haare fielen auf den Nacken; auf dem Haupte saß ein grüner Kranz.

Konrad rieb sich die Augen. Ist das Einbildung? Hat sich sein inneres Denken so eine äußere Gestalt geschaffen?

Rüstig schreitet die Frauengestalt bergan; sie kommt näher, immer näher. Krampfhaft hält Konrad die Pflanzen in der Hand; er richtet sich auf und ruft: „Fritze! Du?"

„Konrad!" antwortet es von unten, und das Echo tönt es wieder.

Er springt den Berg hinab und die Liebenden halten sich umschlungen.

Fritze gewann zuerst das Wort:

„Ich hab's gewußt, daß ich dich finde!" — „Vater, komm!" rief sie den Berg hinab, „ich hab' ihn gefunden!"

„Vater!" rief Konrad, und das Echo tönte es wieder, vielfältig, die Berge weit hinaus.

„Die ganze Welt ruft: Vater komm!" wiederholte Fritze.

„Ich kann nicht," antwortete es aus der Wolke; „meine Füße tragen mich nicht weiter. Kommt zu mir, Kinder."

„Wir kommen," erwiderte Konrad, und alle Berge riefen: „Wir kommen."

Konrad sah lächelnd auf seine Hand, die noch die Pflanzen festhielt. Er ließ die Pflanzen fallen, streichelte Fritze die Wange und fragte:

„Warum weinst Du?"

„Aus Glückseligkeit! Halte nur noch ein wenig an. Mir springt das Herz. So, so, es ist schon besser. O Konrad, wie wunderbar, wie groß und schön ist die Welt! Und wie wir jetzt sind, hoch oben, so wollen wir bleiben, über Elend, über Gräber wegsehen; auch über jenes so traurige Grab. Nicht wahr, du kannst es?"

„Ich kann Alles, Alles mit dir!"

„Wie hast du dich verändert! Du bist so braun, und ich meine fast, größer geworden, und bist doch ganz wie damals.“



„Und du! Ich sehe dein Kindergesicht aus dem lieben da herausschauen.“

Konrad hatte die Pflanzen fallen lassen; aber Fritze hob sie sorgsam auf, sie ließ sich's nicht nehmen, sie trug sie.

Sie kamen zum Vater Weißhaar. Sie kehrten nach Glasgow zurück und von da ins Vaterland . . .

Konrad ist Vorsteher des botanischen Gartens an der Universität zu *, und als in diesem Sommer die ersten Rosen aufblühten, saß Fritze im Garten an einem Rosenbusch. Sie hatte ihr Töchterchen, das den Namen Hermine trägt, auf dem Schooße und sang leise: „Mein Herz ist im Hochland!"

Wie schreibt man's?

In der Gemarkung eines schwäbischen Dorfes war ein arges Hagelwetter, das große Verwüstungen anrichtete; der Schultheiß hatte pflichtgemäß den Landschaden höheren Orts zu berichten, und er schrieb an das Oberamt: „In unserer Gemarkung hat das Unwetter gegen tausend Nußbäume erschlagen."

Der Oberamtmann kommt ins Dorf, um den Schaden zu besehen, und sagt: „Aber Herr Schultheiß, ich habe gar nicht gewußt, daß Ihr eine so milde und fruchtbare Gegend habt, in der so viele Nußbäume wachsen können."

„Ja," erwidert der Schultheiß, sich hinterm Ohr kratzend, „Herr Oberamtmann, es sind ja keine Nußbäum', es sind Zwetschgebäum'. Aber der Teufel schreib's! Quetsche, Zwetsche, Zwetschge — ich hab' nicht gewußt, wie man's schreibt, und da hab' ich halt Nußbäum' geschrieben."

Diese kleine Geschichte mag die Unsicherheit unserer deutschen Rechtschreibung ins Licht stellen.

Deutsche Rechtschreibung! Giebt — oder schreibt man „gibt?" — und gab es je ein Volk, das seinen eigenen Namen zweifelhaft schreiben ließ? „Deutsch" oder „Teutsch?" Das neugegründete Reich will dieser Schreib-Uneinigkeit ein Ende machen, aber noch will Jeder sein Münzrecht bewahren. Peter schreibt „ohne Noth", und Paul schreibt „one Not" und thut sich was damit. „Ich schreibe nun einmal so," sagt Der und Jener in selbstherrlicher Machtvollkommenheit, und auch hier will sich individualistische Zersetzung, Willkür und Gesetzlosigkeit gern als Freiheit aufthun. Dadurch, das wir Deutsche

so lange kein Staat waren, will ein Gesetz noch Vielen als Zwang erscheinen.

Wir haben eine Fülle und Mannigfaltigkeit ohnegleichen. Während andere Sprachen eine Fülle von Wortstellungen haben, die in feinsten Abschattungen wie feste Steinchen sich zu einem Mosaikbilde zusammenfügen, ist in unserer Sprache Alles flüssig und läßt



sich die physiognomische Besonderheit des Autors dabei in größter Mannigfaltigkeit geben, dafür aber auch weit mehr stümpern und schmieren. Der Individualismus der Ausdrucksweise wird aus dem Wesen unserer Sprache, aus ihrer Flüssigkeit, aus ihrer leichten Bindung und aus dem noch immer sprossenden Wachsthum derselben uns verbleiben. Keine akademische Feststellung wird hier bestimmend sein dürfen, ja, was noch besser ist, bestimmend sein können.

Anders aber verhält es sich mit der Rechtschreibung. Hier kann

und muß der Rechthaberei, die sich auf Schrullen und Absonderlichkeiten versteift, ein Ende gemacht werden. Die Wirrniß in Schule, Kanzlei, Zeitung und Buch muß geschlichtet werden.

Wie aber soll geschrieben werden?

Ganz so, wie gesprochen wird, kann keine Sprache geschrieben werden, auch die deutsche nicht. Das Gebilde des Athems ist so flüssig und flüchtig, daß es nicht vollkommen durch Zeichen sichtbar gemacht werden kann. Die näheren und entfernteren Verwandtschaftsgrade der Sprachtöne wären wohl auch mit Zuhülfenahme musikalischer Bezeichnungen nicht unbedingt zu bestimmen. Daß mit unseren Buchstaben das Gesprochene nicht festzuhalten ist, erweist sich schon darin, wenn man eine noch nicht schriftmäßig gewordene landschaftliche Sprechweise fixiren will. Man kann es schon als bezeichnend annehmen, daß der Dialekt bei uns Mundart heißt; er bleibt Mundart und kann nicht vollkommen Schriftart werden. Wie der Alemanne Früelih sagt, das läßt sich wohl so hinschreiben, aber der geschärfte und gedehnte Ton und die Tonverbindungen sind damit nicht gegeben.

Der Schwabe sagt „ohnlängst" statt „unlängst", und dieses „ohn" klingt annähernd wie das französische „on", hat aber einen Beiklang, so daß jeder Eingeborene sofort den nachahmenden Fremden erkennen würde.

Wir haben für verschiedene Laute dasselbe Zeichen, zum Beispiel „hart" und „zart" wird gleich geschrieben, und „harrt" und „hart" wird anders geschrieben und klingt wiederum gleich.

Wie oft möchten wir in der erzählenden Dichtung von einer Figur die Klangfarbe ihres Sprechtones bezeichnen und in Wirkung setzen. Aber dieses Feinste der Persönlichkeit hat keine Kennbarmachung, ja die Klangfarbe entzieht sich jeder Umwerbung durch Beschreibung auch im weitesten Sinne. Man hilft sich da mit Bezeichnungen von Wirkungsergebnissen; das bleibt aber stets mangelhaft und unzulänglich. Und nicht nur in der Dichtung, auch im Leben zeigt sich hier das Unerreichbare. Wer möchte nicht von einem Goethe wissen, wie die Klangfarbe seines Sprechtones war? Und von einem lieben Gestorbenen schwindet nichts mehr und vermißt man nichts schwerer, als die Lautgebung seines Wortes.

Es ist ein großer Vorzug unserer deutschen Sprache, daß dieselbe noch in stetem Wachsthum begriffen ist. Vor Jahren einmal erzählte ich, von einer Schweizer Reise heimkehrend, dem großen Meister Jakob Grimm, daß ich zwei neue Zeitwörter gefunden hätte. Denn in der Schweiz ist aus den Hauptwörtern „Weg" und „Steg" ein Zeitwort gebildet worden. Man sagt dort, eine Gemeinde, ein Gutsbesitzer hat die Pflicht, zu wegen und zu stegen. Und wiederum hat man für das, was wir Wegarbeiter oder Straßenknecht nennen, den bezeichnenden Ausdruck Weger. Dieses Wachsthum unserer Sprache ist von großer Bedeutung. Es wird immer wieder Walderde geholt für unsere Kunstgärten. Aber die Mehrung des Reiches im Worte gibt durchaus keinen Anhalt, Unstetigkeit und Schwankung in die Schreibart zu bringen. Leider hat es unsere neue deutsche Gesetzgebung versäumt, für neue Benennungen die Berufenen zu Rathe zu ziehen. Wir hätten sonst wohl nicht Worte wie: Klafter, Gulden, Thaler, Groschen, Zoll, Elle 2c. ganz verloren und hätten sonst wohl nicht die abgeschmackten Ausdrücke „Centimeter" und „Kilometer" und dergleichen bekommen. Es wird schön sein, wenn es künftig von Lear heißen muß: Jeder Centimeter ein König! oder auch: Romeo war noch drei Kilometer von seiner geliebten Julie entfernt. Ich kann berichten, daß eine Versammlung von süddeutschen Forstmännern sich gegen die Französelnden, die „Zangtimeter" aussprechen, vereinigt hat, das Wort immer nach deutscher Aussprache „Zentimeter" zu halten. Auch glaube ich, daß es besser ist, „aichen" (Gewichts- und Maßbestimmung) statt „eichen" zu schreiben.

Es ist von großer Bedeutung und würde andererseits eine unleidliche Störung verursachen, wenn uns das Wortbild verändert würde. Wer je ein Buch gelesen hat, das ein Mann mit seiner ganz eigenen Rechtschreibung durchführt, der wird wissen, wie oft da die Auffassung des Gedankens oder der Anschauung unterbrochen wird, indem man sich erst klar machen muß, was denn das für ein Wort ist. Eine Hauptentscheidung mag aber auch darin gefunden werden, daß bei einer radikalen neuen Rechtschreibung unsere deutschen Classiker umgedruckt werden müssen. Es ist so gut als nothwendig, daß die Einheitsbestrebungen der deutschen Rechtschreibung zum festen Abschluß kommen.

Es ist das keine Frage, daß, wenn man sein Augenmerk auf eine wirklich durchführbare, alle Kreise und Schichten des deutschen Volkes gleichmäßig umfassende, einheitliche Rechtschreibung richtet, es sich nur darum handeln kann, unter aller rückhaltlosen Anerkennung des bereits allgemein Feststehenden das noch Schwankende zu befestigen und zu regeln und die Lücken auszubauen, nicht aber, wie man von anderer Seite anstrebt, unter fortwährender Erschütterung des allgemein Anerkannten eine allmälige und immer weitere Ausdehnung des Schwankenden zu bewerkstelligen, während das Prinzip doch nicht vollständig durchzuführen ist. Und ein nicht vollständig durchführbares Prinzip hört eben auf, ein Prinzip zu sein.

Eine deutsche Rechtschreibung, von Berufenen in freier Berathung festgestellt, ist nicht Zerstörung der Freiheit, sondern eben ein Gesetz, das wie jedes Gesetz die Willkür beschränkt.

Hoffentlich ist bald Niemand mehr, auch nicht der Schultheiß des kleinsten Dorfes, in der Verlegenheit, fragen zu müssen: Wie schreibt man's?

Neue Stücklein vom alten Gevattersmann.



Menschenfreundlichkeit auf der Eisenbahn.

Wohlwollend und freundlich sein gegen Menschen, die man kennt, das ist wohl gut, aber die reine Güte noch nicht. Aber da ist ein Mensch, du kennst nicht seinen Namen, seine Herkunft, seine Lebensstellung, du weißt nichts, als: es ist ein Menschenkind gleich dir, mit dir athmend die kurze Lebenszeit und oft gehetzt und athemlos von innerer Sorge und äußerer Bedrängniß — du reichst ihm hülfebereit die Hand, du hilfst ihm durch ein gutes Wort über eine bange Lebensstunde hinweg; das ist echte, reine Menschlichkeit, da zeigt die That, daß die ganze Menschheit eine einzige Familie ist, eine Zeitlang wohnend in derselben Heimat, die wir Erde nennen.

Nicht immer ist es gegeben, daß Einer dem Andern entgelte, aber was ihr einem Fremden thut, mit dem euch nichts verbindet als die Menscheneinheit, das ist die wahre, reine Güte.

Besonders die Eisenbahnen entfremden die

Menschen einander: diese zufällige und schnell abbrechende Gemeinsamkeit macht egoistisch ...

Es war am frühen Wintermorgen, noch tagte es nicht, da stand ein Vater vor einem Eisenbahnwagen, der Sohn, der in die Fremde zog, hielt ihm die Hand. Der Vater suchte den Sohn warm einzuhüllen und gab ihm noch die Worte mit, die ihm die Seele erwärmen sollten auf dem kalten, fremden Wege. Da sagte eine Frau, die verhüllt im Wagen saß: „Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Namen nenne.“ Sie war die Frau eines braven Geistlichen. Sie versprach nun, auf den Sohn bis zu seinem Reiseziele, das auch das ihre war, ein Auge zu haben, und erzählte dann, daß sie hier in der Stadt ihren kranken Sohn besucht hatte.

Die Locomotive pfiff, fort rollte der Zug. Der Vater stand einsam. Er ging hin, den kranken Sohn des Geistlichen zu besuchen, und während die Frau bei dem fremden Kinde saß und ihm Trost zusprach, saß der Vater am Bette des kranken Sohnes des Geistlichen, und Jenem dort wie Diesem hier wurde wohl zu Muthe.

Gehet hin und thuet desgleichen.

Der Schaffner von Erfurt.

Ein Eisenbahngespräch.

A. So oft ich aus dem Süden nach Norddeutschland komme, haucht es mich an wie ein eisiger Luftzug, wenn ich diese protzigen Gesichter, diese alle Reisenden wie Rekruten behandelnden preußischen Beamten wieder sehe. Und hören Sie nur, wie die Bahnglocke gezogen wird, so trotzig, zänkisch und vorwurfsvoll, als wollte sie jedem Passagier eins an den Kopf geben mit dem Ruf: Mach, daß du fortkommst! Hören Sie diesen Exercirplatz-Ton: „Einsteigen!!“ und da sitzen wir nun eingesperrt, während wir noch diese paar Minuten in der Restauration sein könnten. Diese Corporalsnaturen haben ein wahres Vergnügen daran, jeden Menschen, sei es auch nur ein paar Minuten, am Halteplatze

einzusperren. Und das nennen sie „stramm“. Wenn ich nur dies entsetzliche Wort „stramm“ nicht mehr zu hören hätte.

B. Und doch ist es gut, wenn dies Wort allgemein gebräuchlich würde, und wenn das, was man damit im norddeutschen Volke bezeichnet und was uns doch in die bessere Lage brachte, zum allgemeinen Volksgebrauch wird. Ihr Süddeutschen habt etwas Läßlicheres, die Dinge nicht so genau Nehmendes. Es wird gut sein, wenn etwas von eurem geschmeidig bequemlichen Leben in das Norddeutsche eindringt; aber aufgeweckt, immer zur Hand, immer bereit und gerüstet sein, das ist doch erstes Erforderniß für die Lebenseinrichtung, denn da allein ist Verlaß.

Und so ist es gut, wenn Deutschland nicht nur eine gemeinsame Staatsverfassung, sondern auch durch Ausgleich verschiedener Charakterzüge eine möglichst gemeinsame Gemüthsverfassung gewinnt; das Stramme von uns Norddeutschen und das Behagliche von euch Süddeutschen wird sich ganz gut in einander finden.

Die erste Spinnwebe am Ehehimmel.



Der junge Kaufmann Saldo hat die fröhliche und frische Stimmung seiner Turnerschaft mit in die Ehe hinübergenommen. Er faßt das Leben wohlgemuth an und turnt mit leichter Spannkraft über die kleinen und großen Widerwärtigkeiten hinweg.

Nun hat er sich ein prächtiges Weibchen geholt, anmuthig, sangeslustig und vor Allem liebevollen, häuslichen Sinnes. Das junge Paar verlebte die erste Ehezeit in ununterbrochener Heiterkeit.

Eines Morgens aber erwacht das schöne junge Weibchen und sagt:

„Fritz, mir ist heute so widerwärtig zu Muthe, ich weiß nicht warum, aber ich bin so verstimmt, so mißmuthig, fast traurig — weißt du nicht, warum ich so bin? Ach, hilf mir doch!“

„Ja wohl, ich weiß es und ich kann dir helfen. Es ist auch Schande genug — sieh einmal da oben beim Ofen, zu Füßen deines Bettes — ist das nicht eine Schande für eine Frau, die so fein säuberlich und nett sich und das Haus halten will, daß da oben — sie einmal hin — eine große Spinnwebe hängt?"

„Ich sehe nichts," erwiderte die junge Frau, die ihres Zeichens ein wenig kurzsichtig ist.

„Steige nur auf den Bettpfosten, dann wirst du's sehen. Hier, nimm den Kehrbesen."

„Ich sehe noch immer nichts!" rief die junge Frau, auf dem Bettpfosten stehend.

„Ja, da ist wahrscheinlich nichts da," erwiderte Saldo, herzlich lachend, „und auch in deinem Gemüthe ist nichts als eine eingebildete Spinnwebe."

Auch die Frau lachte und rief: „Du hast Recht!" und seitdem ist von eingebildeten Flausen im Kopf und von Nachgiebigkeiten gegen dieselben keine Rede mehr.

Schmuggel und Ehrenwort.

Es war in Bodenbach an der sächsisch-österreichischen Grenze. Nie vergesse ich, mit welchem Angesicht der sonst so gute Haltung bewahrende Freund aus der Halle kam, wo die Koffer untersucht wurden. Alles an ihm fieberte und sein Gesicht hatte einen ihm durchaus fremden grimmigen Ausdruck. Ja, so ist's. Man kommt von langer Fahrt, ist aufgeregt und abgespannt zugleich, und nun muß man sich eine momentane Gefangenschaft gefallen lassen.

„Bitte, wann komme ich daran? Hier sind meine Schlüssel." Das hört man von den ungeduldig Harrenden rufen. Der Mauthbeamte beschwichtigt; er kann nicht immer gute Laune bewahren gegenüber dem Andrange, und wenn er sich zu einem unwirschen Worte verleiten läßt, so ist es ihm auch nicht zu verargen. „Sie müssen warten; Eins nach dem Andern," lautet's bald scharf, bald etwas milder. Und nun! „Haben Sie etwas Zollbares?"

„Nein."

„Oeffnen Sie."

Man gibt die Schlüssel hin. Es ist eine Art Haussuchung, ja fast eine Aussuchung der eigenen Persönlichkeit; man ist eine Zeitlang verdächtig, vielleicht als Verbrecher angesehen. Das ist gewiß keine angenehme Empfindung, und es hilft nicht viel, wenn man sich sagt, daß man solches um der schelmischen Mitmenschen willen erleiden müsse.

Von allem diesem war der Freund tief erregt, der freilich auch leicht erregbar und von ungewöhnlicher Empfindung ist. Aber recht hat er doch. Es sollte über der Zollhalle angeschrieben stehen:

„Auf Ihr Ehrenwort, haben Sie etwas Zollbares?" Es ist zu hoffen, daß es dann nicht mehr als eine Art lustigen Sport gilt, ein Zollamt zu betrügen. Namentlich sind die Frauen darin von einer — wie soll man sagen — von einer wahrhaften Gier, etwas heimlich einschmuggeln zu können. Sie berühmen sich dessen sogar oft jenseits der Grenze.

Würden aber die Menschen wissen, daß die Frage: „Haben Sie etwas Zollbares?" ausdrücklich darauf hingewiesen ist: Ich frage Sie auf ihr Ehrenwort — es wäre doch zu hoffen, daß dann der Schmuggel nicht mehr so leichtsinnig ausgeübt würde und rechtschaffene Menschen nicht mehr um der Anderen willen langen Zollplackereien ausgesetzt wären. Das Beste wäre freilich, wenn es gar keine Zollgrenze mehr gäbe, aber bis dahin müssen wir eben um unserer schelmischen Mitmenschen willen manches Mißliche ertragen.

Die gute alte Zeit!

Es gibt keine größere Freude und kein größeres Leid als solche, die man an Kindern erlebt; glücklich ein Vater, dessen bittere Erfahrung nicht größer ist als diejenige des Bäckermeisters Johannes Sauter war.

Johannes Sauter war ein angesehener Mann in der Mittelgroßstadt, in der er sein Handwerk betrieb. Er gedieh dabei zu gutem Wohlstand und auch zu großer Wohlbeleibtheit, in welcher aber seine Frau, wie in allen Stücken, ihm getreulich nachkam. Er war Mitglied des Gemeindeausschusses; er sprach nicht oft, aber wenn er's that, so war es immer wohlbedacht, und so gern man ihm zuhörte und ihm auch oft willfahrte, so widerwillig wurde es aufgenommen, daß er gar keinen Widerspruch ertrug; denn er schloß seine Rede in der Regel mit den Worten: „So ist die Sache und so muß sie werden, und wer etwas dagegen sagt, der versteht nichts davon."

Daß sich der Bäckermeister auch in seinem Hause nicht viel dreinreden ließ, das versteht sich von selbst. Die Frau war klug genug, bald einzusehen, daß sie mit ihrem Widerspruch nichts ausrichte, und so war's ihr nur bequem und erhielt die Friedsamkeit, daß sie den Mann in Allem gewähren ließ; sie hatte dadurch auch keinerlei Verantwortlichkeit. Nur als die Kinder größer geworden waren, zeigte sich, daß der Vater sich manchmal eine Einrede mußte gefallen lassen. Die beiden Töchter und der Schwager, ein Kanzleibeamter, der, seitdem er verwittwet war, mit am Tische aß, suchten

nur immer zu begütigen, wenn der Sohn zu dem und jenem, was der Vater sagte, etwas Entgegengesetztes zu bemerken hatte. Und es war auch nicht recht von dem Sohn, daß er manchmal seinen besseren Schulunterricht geltend machte.

Waren die Eltern und der Schwager manchmal allein und der Vater zog gegen den widerspenstigen Burschen los, so lächelte der Vater wohl, wenn man ihm sagte: „Er hat deinen eigensinnigen Kopf."

„Nein," rief dann der Bäcker. „Es sind jetzt schlechte Zeiten. In der guten alten Zeit hat ein Sohn gar nicht so mit dem Vater reden dürfen; es ist keine Ehrfurcht vor den Eltern mehr in den Kindern. Die gute alte Zeit ist verschwunden."

„Glaube das ja nicht," belehrte der Schwager. „In fünfzig Jahren wird dein Sohn von der guten alten Zeit sprechen. Und so ist's immer gewesen und so wird's immer sein."

„Wenn die heutige Zeit einmal die gute heißen soll, dann bin ich froh, daß ich bis dahin nicht mehr lebe," entgegnete der Bäckermeister.

Es ist ein schlimmes Dabeisein, wenn man jede Minute befürchten muß, es bricht ein Ungewitter los, und besonders schlimm ist es, am gemeinsamen Familientisch Derartiges fürchten zu müssen. Aber es kam doch so. Als eines Tages bei Tische der Sohn erklärte, daß er auch die Feinbäckerei erlernen wolle und deßhalb bereits mit einem Meister gesprochen habe, rief der Vater voll Zorn:

„Dann stehst du auf von meinem Tische; dann bist du nicht mehr an meinem Tisch. Fort mit dir! — Widersprecht mir nicht! Entweder stehst du davon ab und bleibst was ich war, oder von heute bis über ein Jahr lässest du dich nicht mehr vor meinen Augen sehen. Kommst du dann und sagst, daß du gefehlt hast, dann soll's gut sein. — Widerrufst du also?"

„Nein."

„Dann marsch fort!"

Der Sohn stand auf und der Vater warf den Stuhl um.

Die Mutter klagte, daß eine Frau, die Brod hatte holen wollen, den entsetzlichen Auftritt mit angesehen habe; aber der Vater entgegnete, daß ihn das nicht kümmere. Er befahl, daß Niemand vom Tisch aufstehe, der Sohn solle sehen, wie er fortkomme. Und

am Abend hatte der Sohn in der That die Stadt verlassen. Ob und wo die Mutter noch heimlich mit ihm gesprochen und was sie ihm



mitgegeben, darum kümmerte sich Vater Sauter nicht, er reiste noch spät über Land und kam erst am andern Abend wieder.



Woche um Woche, Monat um Monat verging. Der Meister wußte wohl, daß die Mutter und die Schwestern Briefe von dem

Sohne hatten, er sah an ihren Mienen, daß er im Ganzen wohl auf sein müsse, aber davon erzählen durfte man ihm nichts, ja nicht einmal sagen, daß ein Brief angekommen sei.

Man lebte weiter wie in früherer Zeit; es war keine rechte Fröhlichkeit im Hause, aber der Fleiß blieb derselbe. Die Schwester, die in besonderem Verkehr mit dem Bruder stand, ordnete demselben seine Wäsche und schickte sie von dem Hause einer Tante ab.

Die Mutter konnte sich nicht enthalten, dem Vater manchmal zu erzählen, was Der und Jener für Herzeleid an seinen Kindern erlebe, da war in einem Hause ein leichtsinniger Sohn, ein Schuldenmacher, dort ein Spieler, dort ein Säufer und sonst allerlei.

„Warum erzählst du mir das?“ fragte der Meister. „Ich bin keiner von Denen, die Freude haben am Elend Anderer und sich dabei den Bauch streicheln und sagen, ach wie wohl habe ich's. Ich habe ja auch mein Theil.“

„Versündige dich nicht! Du solltest Gott danken!“

„So! Ich soll Gott danken, daß mein Sohn nicht auch lüderlich ist? — Das ist wieder die schöne gute Zeit, wie unsere Tage einmal heißen sollen.“

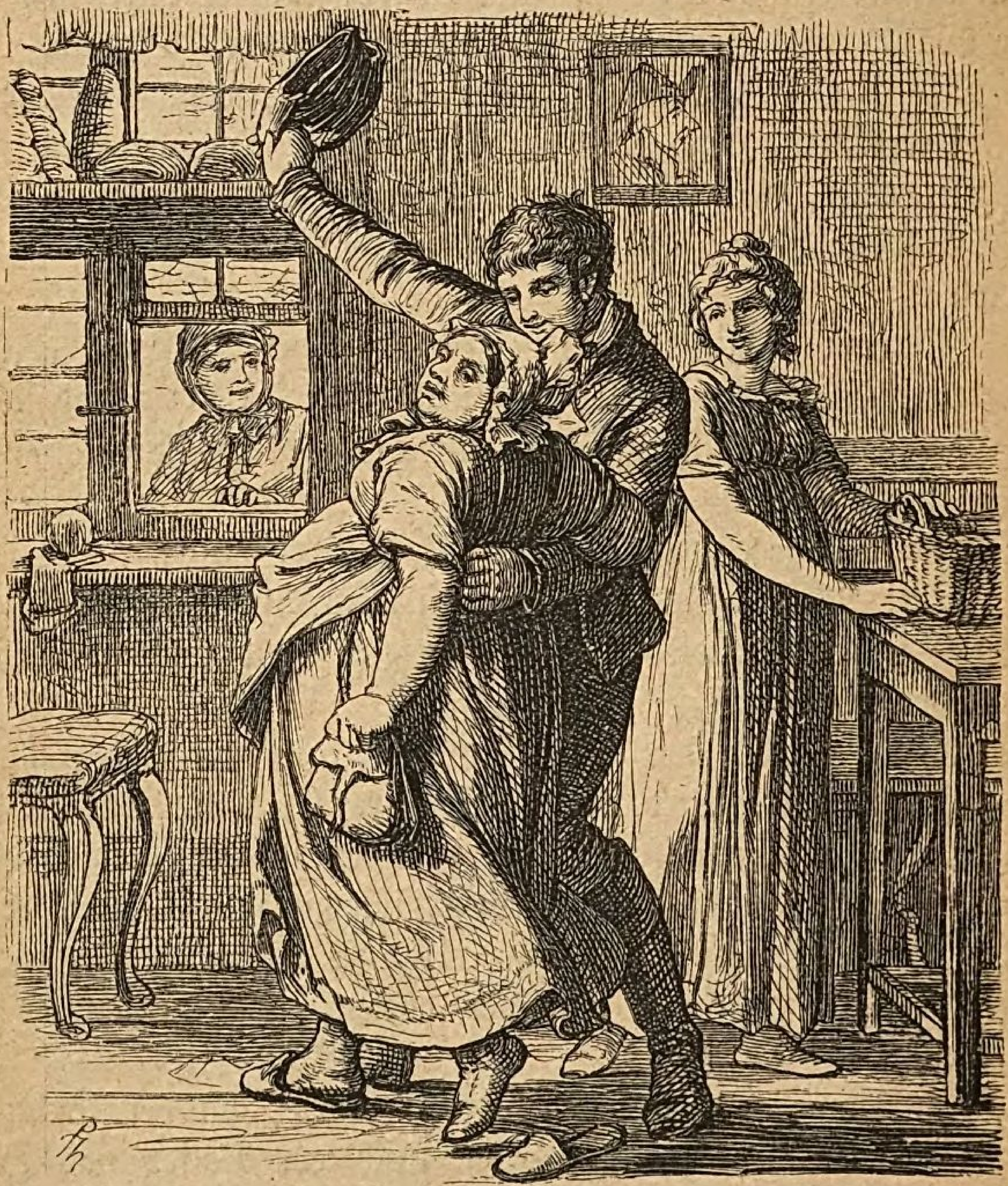
Je näher aber der Tag herankam, an dem das Jahr um war, um so stiller ward Meister Sauter. Er hätte gern die Frau gefragt, ob der Sohn für immer draußen in der Fremde bleibe, denn es nagte ihm doch am Herzen, ihn zu missen, aber er war zu stolz, um geradezu zu fragen. Und so lebten die Beiden, die sonst gar kein Hehl vor einander hatten, in gegenseitiger Verschwiegenheit.

Am Morgen, als der Tag sich jährte, da der Sohn das Elternhaus verlassen hatte, verließ auch der Bäcker das Haus; er ahnte vielleicht, daß der Sohn komme, und er wollte die erste Begegnung vermeiden. Und so hörte er nicht, welch ein Jubel laut war, ein Jauchzen und Rufen, als der Sohn die Mutter umarmte.

„Laß mich nur athmen,“ sagte die Mutter, „und ich habe meinen linken Pantoffel verloren, das ist ein Zeichen, daß du bald heirathest.“

Als der Vater spät Abends heimkam, reichte ihm der Sohn die Hand und sagte: „Vater!" Er schien kein weiteres Wort hervorbringen zu können.

Und der Vater entgegnete: „Ist gut, ist recht, daß du wieder da bist."



Die Stimme stockte ihm und es traten ihm auch Thränen in die Augen, als der Sohn sagte: „Vater, es war doch nicht recht von mir; ich hätte es in Güte dahin bringen sollen. Und du bist ja auch gut, und du sollst sehen, daß ich künftig Alles in Güte versuche."

Der Vater legte die Hand auf die Schulter des Sohnes und

sagte: „Genug! Weiter nichts! — Du wirst hungrig sein, oder hast du schon gegessen? Nein? Dann setz' dich wieder an den Tisch."

Und der Vater nahm selber den Stuhl und rückte ihn an den Tisch. Die ganze Familie saß wiederum wohlgemuth beisammen.

Als der Vater am Abend im Bette lag, war er lange unruhig; endlich sagte er zu seiner Frau: „Ich halte es doch für möglich, daß man einmal in künftiger Zeit unsere Tage die gute alte Zeit nennen wird."

Vom Kunsthandwerk.

Der junge Künstler Alberti war sehr unglücklich, denn es war entschieden, daß er nicht zum Künstler berufen war. Das hatten ihm ehrliche Menschen schon früher gesagt, aber jetzt endlich sagte er sich's auch selber. Verzweifelnd und verloren ging er durch die Straßen. Was sollte er anfangen? Da ging ein Jedes seinem Ziele zu, er aber wußte ein solches nicht, und vor Allem preßte es ihm das Herz zusammen, wenn er an seine Schwester dachte. Seit die Eltern todt waren, hatte sie das Haus in Fleiß und Sparsamkeit erhalten. Daneben gab sie von ihrem Verdienste als Weißnäherin auch gern dem Bruder, der ihr immer goldene Berge versprach, denn Berge von Gold hoffte er für seine Bilder zu bekommen, wenn er nur erst berühmt war.

Jetzt waren die goldenen Hoffnungen zertrümmert und Alles vorbei. Die Jury hatte das neueste Bild Alberti's als entschieden untauglich von der Kunstausstellung zurückgewiesen; ein treuer Freund seines verstorbenen Vaters hatte ihm geradezu gesagt, daß er nicht zum Künstler tauge und sich eine andere Thätigkeit suchen möge, er sei noch jung genug dazu.

Alberti hatte das ruhig angehört und nur die Lippen gebissen, dann war er hingegangen, hatte das Bild in Stücke geschnitten, als ob die unschuldige Leinwand an seinem Ungeschick oder auch Mißgeschick schuld wäre.

Von Zorn und Aerger und Haß auf die Welt oder auf sich

selber kann man aber nicht leben, und wenn man genug gegen sich und die Welt und das grausame Schicksal gerast hat, muß man doch wieder was Anderes treiben.



So war also Alberti, verstört vor sich niederblickend, durch die Straßen gewandert, eigentlich ohne etwas Bestimmtes zu denken, nur manchmal murmelte er vor sich hin: Das Beste wäre, ich wäre todt . . . .

Da begegnete ihm ein lustiger Kamerad, der die Hoffnungen auf große Künstlerschaft schon früh abgethan hatte und ein braver Stubenmaler geworden war. Alberti ging zuerst still mit ihm. Nach einer Weile klagte er seine Noth. Der Stubenmaler hörte ihn geduldig an, und erst als Alberti fragte: „Was sagst du nun?“ antwortete er: „Gut also, du kommst also zu uns.“

„Nein, ich will nichts mehr von Pinsel und Farbe wissen, lieber werde ich Schuster oder Schneider.“

„Sind auch schöne Handwerke, habe gar nichts dagegen, aber du wärst ein Verschwender.“

„Ich? Verschwender?“

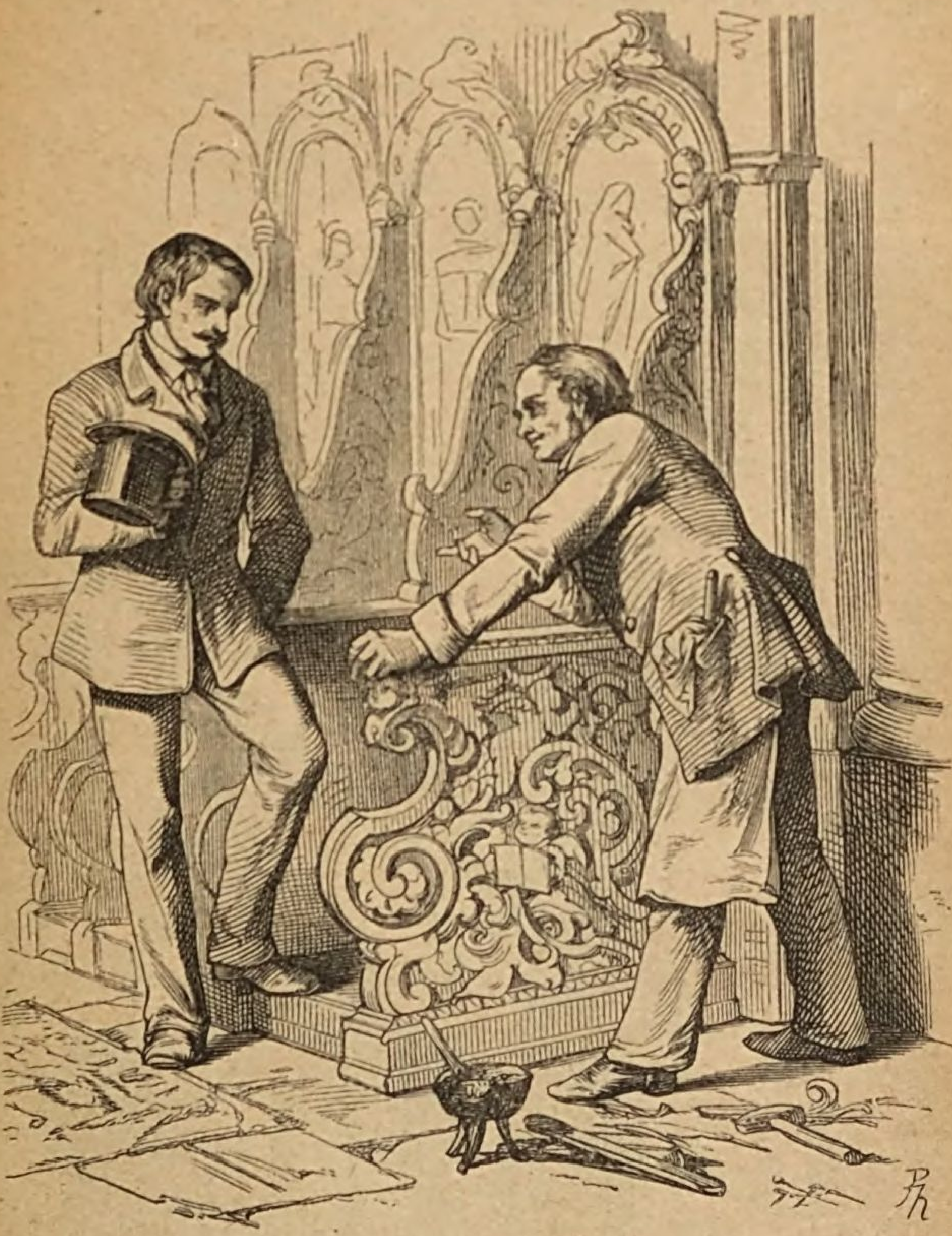
„Ja, du verschwendest da, was du gelernt hast, was doch dein Kapital ist. Du kannst zeichnen, hast Sinn für das Schöne, du gehörst ins Kunsthandwerk. Es ist nicht gut und nicht nöthig, daß Jeder, der etwas von der Kunst gelernt hat, auch diese als Beruf treibt, das ist nur wenigen Auserlesenen beschieden; aber Geschmack und edle Formen in die Dinge des Lebensgebrauchs zu bringen, das ist es, was wir Deutschen jetzt wieder emsig üben müssen, dann wird es nicht mehr so viel unglückliche Künstler und dagegen viel glückliche Kunsthandwerker geben. Es ist Hochmuth und vielfach auch nur die Lust an der freien Ungebundenheit, daß begabte Menschen, die es in einem andern Berufe zu etwas Ordentlichem hätten bringen können, verdrossen und verkommen und mit dem Schicksal hadernd durch das Leben gehen, weil es ihnen nicht gelingen will, in der Kunst Bedeutendes zu leisten. Fasse Muth, halte was auf dich, aber nicht zu viel; benutze deine Kraft und das, was du gelernt hast, zum Kunsthandwerk; bescheide dich und sieh ein, was du kannst und was du nicht kannst, dann wirst du ein zufriedener Mensch sein.“

„Ich danke, ich weiß,“ rief Alberti plötzlich, als sie bei der Stadtkirche angekommen waren. Er reichte dem lustigen Stubenmaler die Hand und verschwand in der Kirche. Er wußte, hier arbeitet der Kunsttischler Weiß.

Es dauerte nicht lange, da war Alberti mit Wort und Handschlag bei dem klugen Meister in das neue Geschäft eingetreten.

Als Alberti Abends heimkam, machte er sich lange am offenen

Herd zu schaffen, wo das Abendessen bereitet wurde. Als die Schwester mit dem Tischzeug eingetreten war, fragte sie:



„Was machst du? Willst du vorher wissen, was wir zu essen haben?"

„Nein, ich will dir nur auch, wie man sagt, den Deckel vom Topf thun. Kurzum, ich bin nicht mehr Maler, ich werde Kunsttischler beim Meister Weiß."

Die Geschwister aßen in Ruhe ihr Abendessen und sind vergnügt mit einander bis auf den heutigen Tag, da Alberti bereits ein angesehener Kunsttischler ist.



Unter Fichten.

Eine Erzählung in Briefen.

Am letzten Mai 1880.



Erinnerst du dich noch, lieber Ferdinand? Du sagtest einmal, die angenehmsten Briefe sind diejenigen, die keine Antwort erfordern. Ich hoffe dir also vielfach angenehm zu sein. Ich sage dir nicht einmal, wo ich bin, und da kannst du mir gar nicht antworten.

Man sagt, wenn es mit ihnen zum Sterben geht, spüren das die wilden Thiere im Walde ganz deutlich und verkriechen sich in Verborgenheit. So arg ist es nun gerade nicht mit mir. Mein Vater und mein Arzt wissen doch, wo ich bin.

Mein Vater wollte, daß ich einen Diener mitnehme, er wollte mir seinen eigenen geben; aber ich hätte keine Ruhe, denn ich müßte

immer denken, was soll jetzt der gute Mensch den ganzen Tag machen . . .

Ich bin allein.

Ich habe, zunächst mit Urlaub bis zum Herbst, meinen Posten im Elsaß verlassen und will im alten Deutschland Heilung finden, wenn sie noch möglich ist. Ich will wieder einmal unter Menschen sein, die vorurtheilslos gegen mich sind. Es ist kein Kleines, sich ständig unter Solchen zu wissen, die mißtrauisch und widerwillig sind. Aber davon will ich nicht reden; reden darf ich ja überhaupt nicht, aber schreiben darf ich, und der Gedanke, an dich zu schreiben, gibt meinem Tag etwas zu thun.

Das Städtchen, zu dem die wohleingerichtete Badeanstalt gehört, liegt geschützt vor bösen Winden durch gut bewaldete Berge.

Ich bin krank und müde. „Müde kommt man auf jener Welt an", hat meine frommgläubige Mutter gesagt. Ich bin müde.

Ich war im Walde, er ist gut beforstet, die Jahresschosse tragen noch ihre braunen Kapselhüllen.

Ich habe mir die Bäume angesehen, deren Athem mir wieder neues Leben geben soll; sie haben mir nicht gesagt, ob es wird.

Ich bin durch das Städtchen gegangen. Es scheint gewerbsfleißig und in gutem Wohlstand. Es hat etwas Eigenthümliches, so durch einen Ort zu wandern, in dem man keinen Menschen kennt. Mir fiel auch mein Kriegsleben ein. Das war anders, als ich mit meinen Kameraden in solche Städtchen einzog. Hier aber bin ich im Frieden angekommen, und Gesundheit läßt sich ja nicht vom Bürgermeister requiriren.

Am Ende des Städtchens begegneten mir, von zwei Lehrern begleitet, die Schüler, die zum Turnplatz gingen, alle in leinenen Jacken und Hosen.

Ach! Man sollte es kaum glauben, daß es Machthaber gab, die in den Jahren 1815 bis 1845 der deutschen Jugend die Kräftigung durch das Turnen verboten haben.

Ich blieb stehen. Ach, ich war auch einmal solch ein frischer Knabe im Leinwandkittel und war ein anerkannter Vorturner! Jetzt bin ich in Flanell eingemummt. Wie viele meiner Kameraden von damals sind todt! Wenn du Freund N. siehst, sag

ihm, er soll einen neuen Todtentanz malen, und der Vorturner ist der Tod . . .

Während ich stehen bleibend das so denke, sagt der eine Lehrer zum andern: „das scheint ein College von uns," und der andere erwidert: „der ist mit seinem A B C bereits am Z angelangt." Es hatte mir anfänglich fast gefallen, daß ich auch für einen Lehrer gehalten wurde, es steckt so etwas in mir; aber die Bemerkung des zweiten war weder collegialisch noch menschenfreundlich. Er hatte indeß offenbar geglaubt, ich höre es nicht; leider aber ist mein Gehör äußerst geschärft und empfindlich.

Das war noch nicht genug. Zwei Wäscherinnen, die auf der Straße an einem Zuber standen, sagten hinter mir drein: „der macht's auch nicht mehr lang. Schade um den schön gewachsenen Mann." Also ich bin schön gewachsen, und es ist schade um mich! Die Menschen sind doch gar gut und offenherzig.

Ist es Hochmuth, daß sich Alles in mir gegen das Almosen des Mitleids empört? Man sagt doch, Mitleid sei eine Grundtugend des Menschen und die Menschenliebe stamme sogar aus ihr?

Ich bin aber immer doppelt traurig, wenn ich sehe, daß die Menschen Mitleid mit mir haben. Ich glaube, ich bin undankbar und frage mich, ob das mit meiner Krankheit zusammenhängt, die mich empfindlich macht.

Den 5. Juni. Bei brütendem Nebel.

Ich habe mir gute Tinte gekauft und die soll an dich ausgetunkt werden; du warst ja auch im Feldzug mein geduldiger Adressat. Freilich, damals war ich gesund und . . . Aber ich will nicht zurückdenken, der Arzt meint ja, nichts denken sei das Heilsamste für mich, und so soll warme Kuhmilch mein Vergessenheitstrank sein.

Ich wohne am Ende des Dorfes bei einer säuberlichen Wittwe. Ich wohne zu ebener Erde, da wird man bald . . . Entschuldige, daß ich hier einige Zeilen ausgestrichen habe . . .

Auf dem Gartenhäuschen ist ein hölzerner Soldat angebracht, der nach Commando des Windes rasche Wendungen macht und den gezückten großen Säbel hebt und senkt. Ich werde mir Mühe geben müssen, diesen Burschen nicht anzusehen, er macht auch mich ganz

drehend, ich bin eben krank. Aber Ruhe, vollkommene Ruhe und Stille habe ich hier, das gibt dem Wachenden eine Segnung des Schlafes; es ist so still, nur manchmal meine ich noch das Weltgetriebe draußen zu hören, aber es klingt nur noch in mir nach. Ich höre in der That nichts, als eben jetzt eine Henne gackern, sie kündigt mir meine frische Abendmahlzeit an.

Es sind noch wenig Fremde, sogenannte Kurgäste, hier. An den Häusern hängen noch überall Zettel, auch an dem einstöckigen Häuschen mir gegenüber. Wer wird da einziehen und mir vielleicht meine Einsamkeit und Stille stören? Ich möchte beten: „lieber Gott, ich bin vielleicht der Erste und Einzige, der dich um so was bittet, also gewähre mir's: schick mir nur kein Klavier gegenüber mit einer Skalenüberin und Liedern ohne Worte."

Ich war in der Nachbarschaft im Stall und habe mir die Kuh angesehen, die mich nähren soll; sie hat mich angeglotzt und nur leise dabei gebrummt.

Meine Wirthin fragte mich, wie man mich rufe, ich sagte: Assessor. Sie sah mich verwundert an, daß ich's noch nicht weiter gebracht; ich schämte mich auch und fügte im Scherz hinzu, ich sei auch Premier-Lieutenant der Reserve. Nun hab ich's, nun heißt sie mich Herr Lieutenant, sie hält das für mehr. Ich habe mir aber damit eine doppelte Last aufgeladen, denn die Frau ruft den Juristen und Soldaten in mir an. Sie hatte drei Söhne, zwei sind in der Fremde als Maurergesellen, der dritte, ihr liebster, der ihr allen Verdienst heimbrachte, ist vor Metz gefallen; die Frau meint nun, es sei Pflicht des Reiches, ihr für den gefallenen Sohn eine Pension zu geben.

Ich sehe von meinem Fenster den Sonnenuntergang. Die Wälder stehen wie im goldenen Duft. Ich habe hinausgeschaut, bis es Nacht wurde, schwarze, mondlose, sternlose Nacht.

In dieser Dämmerstunde habe ich mich aus dem Leben hinaus gedacht.

Nicht nur die Sonne wird auf- und untergehen, als ob ich nicht da gewesen wäre, keine Droschke wird anders stehen, kein Aktenbündel anders geschnürt werden; die Zeitung wird meinen Tod berichten, die Leute werden's lesen, sich dann zu ihrer Whistpartie setzen und

die Freunde — ja du, lieber Ferdinand, du wirst zwei Tage öfter, dann später nur noch selten denken oder sagen: „Schade um den guten Kerl! Geht mir doch ab, er war doch u. s. w.", und dann — ich gebe dir ganz recht — dann nimmst du eine Einladung zum Abend an oder musizirst dir etwas vor mit deinen guten, runden Händen.

Ach, was soll das? Es gibt nichts Unnützeres als über den Tod zu denken. Gute Nacht, du falsche Welt! singe ich mit Papageno, und mein Mozart begleitet mich mit seiner Melodie ins Bett und singt mich in Schlaf.

Wenn's aber doch eine Papagena gäbe?

Gute Nacht! Auch Mozart ist todt, aber er singt uns fort und fort sanfte Ruhe in die Seele; selbst seine Wehmuth und sein Jubel hat noch etwas Ruhiges, ich, ich werde hingehen ohne einen Ton, ohne eine Spur . . . .

Im Hause gegenüber schreit ein junges Kind. Du armes Kind, sei doch ruhig und laß uns schlafen, Schlaf ist das Beste. So, jetzt ist Alles still. Gute Nacht!

Den 15. Juni.

Mein früherer Brief war gewiß sehr verstimmt und traurig, du wirst mich aber nicht für wankelmüthig halten, wenn ich dir sage, daß ich ganz vergnügt bin, aufgeräumt, — das ist doch ein schönes Wort, ich merke es eben, da ich's schreibe. Warum ich aufgeräumt und vergnügt bin? Ja, das weiß ich selber nicht, und das ist vielleicht die beste Vergnügtheit, wenn man nicht weiß warum, da hört die Lehre vom zureichenden Grunde auf. Es mag auch sein, weil ich seit lange wieder stundenlang schlafen kann, traumlos, fest. Das Schicksal bewahre dich, daß du je erfahrest, was Schlaflosigkeit ist; ich habe es in langen, schweren Nächten herausgebracht, und du sollst meine Ausbeute von hundert Nächten billig haben: Unsere Willenskraft ist nichtig in Bezug auf Erinnerung und Vergessen; da hilft keine Energie, du wirst nicht los, was du gern los sein möchtest. Und wie mit der Seele, so ist's auch mit dem Körper. Der Schlaf läßt sich nicht erzwingen.

Ich muß aufhören; der Doktor hat recht, Denken ist nicht gut für mich.

O wie glücklich ist meine Kuh, die brave Amme! Sie bekommt noch kein Grünfutter, sie ist mein Vormagen und hat um meinetwillen ihre Diät, aber es scheint, ihr ist wohl dabei, und sie steht in Pantoffeln; du weißt doch, daß die Kühe bei der Stallfütterung lange Klauen bekommen.

Ich glaube, das gedeihliche, ruhige Leben der Thiere kommt davon, daß sie kein Zurückdenken haben und auch keinen Spiegel zur Selbstbetrachtung.

Aber genug! Das Schreiben an dich zwingt mich zum Denken, und ich will's nicht.

Das Kind in meiner Nachbarschaft schreit wieder entsetzlich. Ich tröste mich, daß das noch erträglicher ist als Skalen hören. Ich bin ein Ketzer, vielleicht ist dieses Schreien ein Lied ohne Worte, und das Schreien ersetzt ja den Kindern die Bewegung, wie Musikmachen gar Vielen das Denken oder Arbeiten ersetzt.

Jetzt wird das Kind eben ruhig. Der Vater des Schreihalses ist auch Maurer; an seinem Feierabend sitzt er da vor dem Hause, hätschelt sein Kind und pfeift ihm was vor. Es ist ruhig.

Am 14. Juli.

Ich war viele Tage bettlägerig. Die Hebamme des Ortes war meine Krankenwärterin, ich bin eben ein Milchkind. Aber ich weiß es nicht zu sagen — das Kranksein that mir fast wohl. So im Dämmer hinleben, halb schlafen, halb wachen, es hat was Stillendes und Beruhigendes. Ich habe mir von der Wärterin viel erzählen lassen, manchmal war mir, als ob sie mich einsinge wie ein Kind in der Wiege.

Der Sohn meiner Wärterin ist Schreiber auf dem Postamt und hat aus der Adresse eines von mir abgesandten Briefes seiner Mutter vertraut, daß mein Vater eine große Eminenz sei, — die Wärterin sagt statt Excellenz immer Eminenz, weil der Bischof so titulirt wird. Die Wärterin sagte, sie habe mir das gar nicht angemerkt, daß ich ein so vornehmer Herr sei, und ich habe ihr eingeschärft, sie solle es ja nicht weiter berichten, denn es könnte ihren Sohn um sein Amt bringen, weil er ein Postgeheimniß verrathen habe. Ich hoffe nun, von dieser Seite keine Unruhe zu erfahren. Ueberhaupt will ich

nichts als Ruhe. Ich lese auch keine Zeitungen, die Weltgeschichte kann einmal ihren Gang gehen, ohne daß ich davon weiß, und man wird nichts davon spüren.

Den 6. August, bei hellem Sonnenschein.

Derweil ich schlief ist der Frühling voll aufgegangen. Hier oben kommt der Frühling erst jetzt, und ich erlebe einen zweiten in demselben Jahre. Und nicht nur der Frühling, sondern auch ein Anderes ist mir im Schlafe beschert worden, ich erhielt das Decret, daß ich mit dem Titel Regierungsrath zum Kreispräsidenten in Lothringen ernannt bin. Du kannst mich nun Rath oder Präsident tituliren, was dir vornehmer oder bequemer ist.

Lach mich nur aus, ich mußte es Jemand sagen, und meine Hebamme gratulirte mir mit großer Zungenfertigkeit, sie hat das ja in der Gewohnheit, und es fehlte nicht viel, sie hätte dazu gerufen: „Der Junge sieht Ihnen ganz ähnlich, Herr Vater!" Dann verkündete sie es schnell meiner Hauswirthin und empfahl mir dringlich ihren Sohn, den Postschreiber, er sei gar geschickt und auch verschwiegen.

Es freut mich, daß ich im Reichslande verbleibe, ich habe das Land mit erobern helfen und will helfen, es auch zu gewinnen. Der wieder heimgebrachte Sohn ist störrisch, aber um so fester wird er in künftiger — ich meine nicht wie viele Andere in baldiger — Zeit an uns festhalten und fühlen, daß er daheim unter den Seinen ist.

Hier sitze ich nun in dem Gartenhäuschen und schreibe. Ueber mir dreht sich der hölzerne Soldat. Aber ich habe doch ein Gefühl als wäre ich neu geboren, ich unbeholfenes, schlafsüchtiges Milchkind.

Lach mich nur aus. Ich schreibe dir mit dem eisernen Kreuz auf der Brust, ich habe es angelegt zu meiner persönlichen Festfeier. An diesem Tage war's, da ich in unserer Schlacht bei Wörth mit dabei sein durfte, die Kette der Siege zu beginnen.

Etwas vom Lebensmuthe jener Tage wacht in mir auf, und mögen auch meine Tage gezählt sein, ich bin heute so froh, daß ich doch sagen darf, ich habe gelebt.

In dem Häuschen mir gegenüber ziehen eben Fremde ein. „Auch ein kranker Mann", sagte meine Wirthin; schnell aber setzte

sie hinzu: „er wird, wie Sie, auch gesund werden. Bei uns thut die Luft Wunder".

(Am Abend.) Unser Regimentsarzt war hier auf der Hochzeitsreise mit einem prächtigen Weibchen. Er hat mich untersucht und bestätigt mir die Aussage meines Arztes, daß ich nicht sowohl krank als übermüdet bin.

Du weißt, du hast es ja selbst einmal gesagt, die Menschen sagen mir Urtheile ins Gesicht hinein, als ob ich gar nichts übel nehmen dürfte. Und so sagte mir der Regimentsarzt: Man sollte kaum glauben, daß Sie im Felde für einen schneidigen Officier und auf Ihrer Kanzlei für einen schneidigen Beamten galten. Sie sind weichmüthig und zaghaft geworden. Aber das wird sich bald ändern, wenn Sie noch länger in Ruhe Gerbestoff einathmen. Nur hüten Sie sich vor Arbeit und vor Gemüthsaufregungen... Ja, wenn das allein nöthig ist, dann ist's gut. Ich fühle mich so ruhig, gelassen und meine oft, ich lebe halb schlafend; ich schlafe auch viel, in der Nacht und am Tage.

Den 17. August.

Ich bin von der Milch entwöhnt, meine Kuh bekommt jetzt Grünfutter.

Ich höre in meiner Nachbarschaft gar kein Kindergeschrei mehr. Ich fragte meine Wirthin, ob das Kind vielleicht krank oder gar gestorben sei. „Im Gegentheil," sagte sie, „das Kind ist so gesund und frisch wie noch nie. Das liebe fremde Fräulein wartet und pflegt das Kind wie eine Mutter. Der Vater des Fräuleins, der auch an den Nerven leidet, er ist Professor, wollte sofort wieder ausziehen, da er das Kindergeschrei hörte. Nun hat seine Tochter das Kind in Pflege genommen, und die Frau ist glücklich und kann ihrem Wäschegeschäft vorstehen. Ja, das Fräulein hilft der Wäscherin bügeln und plätten, so oft sie kann. Haben Sie nicht bemerkt, daß Ihre heut angekommene Wäsche viel feiner aussieht? Es fehlt kein Knöpfchen, ich habe nichts mehr nachzusehen."

Den 9. August.

Ich sehe die Professorstochter jetzt oft, manchmal höre ich auch Gesang; aber sie singt so leise, daß ich nicht deutlich höre. Sie ist

groß und schlank, ihr Gesicht habe ich noch nicht gesehen; sie trägt einen breiten, groben Strohhut. Ich werde mich nicht in Bekanntschaft einlassen, ich bin menschenmüde; ich will mich pflegen und will lernen, ein Egoist sein.

Ich habe einen schönen Platz im Wald, ich habe ihn mir selber herrichten lassen, nur einen einfachen Sitz für einen einzigen Menschen an einer stattlichen Weißtanne, tief abseits vom Wege, da sitze ich nun oft und will lesen. Aber es ist besser, ich träume ins Endlose hinein, und ich habe jetzt das Talent, gar nichts zu denken. O, was ist das für ein Segen! Das ist das beste Heilmittel.

Den 11. August.

Als ich heute nach meiner Bank gehen wollte, sah ich von fern, wie eine Frau rasch aufstand und den Weg waldeinwärts ging. Ich erkannte meine Nachbarin. Vor meiner Bank liegt nun ein großer Stein, der sich als bequemer Schemel bietet. Den hat sie hergewälzt, sie muß stark sein. Sie hat es wohl für sich gethan, aber ich hätte ihr doch danken können. — Nein, ich will nicht, denn dann bildet sich eine weitere Beziehung, und ich will keine neuen Bekanntschaften.

* * *

Eine Musikkapelle, acht Mann hoch, ist hier angekommen; sie spielt im Garten des großen Gasthofes. Ist es nicht Kant, der die Musik eine aufdringliche Kunst genannt hat? Ich liebe die Musik wie die Blumen; aber die Blumen rufen mich nicht an, sie warten bis ich sie sehe und mich ihrer erfreue. Diese öffentliche Musik durchtönt mir die Wälder und zwingt mich, Lustiges und Schwermüthiges zu hören, wenn mein Sinn gar nicht dazu gestimmt, nicht dafür empfänglich ist. Ich flüchte mich in ein einsames Thal, wo es mir aber leider zu feucht ist.

Wenn nur die Römer schon Gartenblechmusik gekannt hätten, wir hätten dann gewiß weise Gesetze darüber.

* * *

Ich lag im Wald am Bergesrand. Ich darf nicht wie damals als wir mit einander wanderten — lang, lang ist es her — mich in

das Moos an der Erde legen, ich muß meine Decke unterbreiten, ohne die ich nicht mehr ausgehen darf. Da lag ich nun, um mich grünte und sang es und die Sonne warf da und dort helle Lichtflocken herein; ich verfiel wieder in meine Schwermuth und da lag ich und dachte an den Tod und wie bald ich in dieser Erde ruhen werde . . .

Es wäre eine Grausamkeit, wenn wir nicht unsterblich wären. Der Mensch allein weiß vom Tode; darum auch darf er mit dem Verfall des Leibes nicht verschwinden. Mir war kein frischer Soldatentod fürs Vaterland beschieden, ich muß wie Zahllose still gelassen auf den Tod warten.

Welch eine Wirrniß ist das Menschenleben, das Leben der Völker! Da zogen wir aus, Hunderttausende, um uns zu wehren und uns ein einiges Vaterland zu schaffen. Wir mußten den Feind niederwerfen. Tausende starben hüben und drüben und Tausende kränkeln nun dahin . . .

* * *

Ich erwache jetzt jeden Morgen mit einer Melodie. Heute erwachte ich mit dem Chor aus Händels Alexanderzug, den ich seit meiner Studentenzeit, als ich noch im Heidelberger Schloßhofe mitsang, nicht gehört habe. „Nur unser Held! Nur unser Held verdient die Braut! Selig, selig, selig Paar“, das summe ich vor mich hin. Ich habe ja kaum mehr die Sprechstimme.

Woher nur solch eine Melodie uns in den Sinn kommen mag, und was ist's, daß ich solche Melodien, ja ganze Chöre mit Orchester innerlich singen kann und habe doch keine Stimme dazu?

Ja, wer das ergründen könnte! Ich will auch nicht, ich freue mich nur einfach damit.

* * *

Durch dich und deine Musik habe ich nun doch eine wohlthuende Bekanntschaft gemacht und ich glaube, daß sie zur Freundschaft wird. Ich las im Vorübergehen das Programm der heutigen Kurmusik und siehe da, es ist ein Stück von dir darunter. Da durfte ich nicht fehlen. Ich kam in den Garten, alle Tische waren besetzt,

ich gesellte mich zu einem schönen, großgewachsenen einzelnen Mann. Wir grüßten uns schweigend. Als aber dein Stück gespielt wurde, sagte er: „Kennen Sie den Componisten auch? Wer ihn kennt, hat ihn auch lieb." Kannst dir denken, wie mich das berührte. Ein heimlich Liebender, dem man seine Liebe entdeckt, müßte



so durchzuckt sein. Und der Mann — er ist ein Oesterreicher — machte mich zum Erstenmal wieder lachen mit einer eigentlich einfältigen Geschichte, aber sie ist doch gut zum Lachen. „Ich habe Sie schon oft gesehen," sagte er. „Sie gehen auch immer allein wie ich, und da könnte es uns fast gehen wie Zweien meiner Landsleute im Prater. Ein Mann, der stets allein spazieren geht, begegnet einem Andern und sagt: das freut mich, daß ich Sie einmal treffe, Sie

haben gleichen Gusto wie ich, Sie gehen auch immer allein, und weil wir so gleichen Gusto haben, wollen wir jetzt mitsammen gehen . . ."

Ich erzähle dir die Sache schlecht, und du müßtest die gute Stimme Nikola's — so heißt der Mann — dazu hören. Aber das Ende war, daß wir mit einander gingen, und jetzt warte ich, bis er mich abholt.

Er ist da, wir gehen aus.

* * *

Ich habe viele Freude an Nikola. Er ist ein Mann von gesunder, natürlicher Herzenswärme, daß mir ganz wohl zu Muthe wird, wenn ich ihn sehe und höre. Im Gegensatz zu unserer ablehnenden, ja schroffen norddeutschen Art, hat diese Leutseligkeit, dieses Wohlwollen für jeden Begegnenden, diese harmlose Freude an Allem etwas wahrhaft Labendes. Die Kinder grüßen den Mann ganz besonders, und er hat für Jedes ein freundliches Wort. Dazu hat er das Glück reich zu sein und er übt vielseitige und namhafte Wohlthaten, aber die brüderlich liebreiche, die ermunternde ja fast lustige Art, wie er seine Wohlthaten übt, ist noch das beste daran.

Freund Nikola ist ein tüchtiger Kenner der Musik, und im Wald sang er mir Schubert'sche Lieder mit wohlgebildeter Stimme vor. Die großen Dichter und Weltweisen: Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Kant u. s. w. sind aus den Ländern des Deutschen Reiches, dafür hat Oesterreich uns die großen, herrlichen Musiker gegeben: Gluck, Haydn, Mozart, Schubert, und auch der Rheinländer Beethoven ist ein Oesterreicher geworden. Ich meine, in jedem Oesterreicher stecke etwas von der beseligenden und erheiternden Lust der Musik.

Man sagt und klagt, wie schlecht unsere Zeit sei, und ich meine, sie ist besser als je eine andere; denn wo zwei rechtschaffene Menschen zusammenkommen, geht ihr tiefstes Denken in die Frage vom Wohle des Vaterlandes und der Menschheit. Ist das eine schlechte Zeit?

Es ist hart, daß wir nicht in einer Staatsgemeinschaft mit diesen warmherzigen Oesterreichern sind. Aber es mußte sein, und Freund Nikola sieht das auch ein. Es ist ein Glück, daß den Machthabern nunmehr zum Bewußtsein gekommen ist, wie Deutschland und

Oesterreich darauf angewiesen sind, in unzertrennlichem Verein gegen die offenen und heimlichen Feinde ringsum zu stehen.

Wahrhaft rührend ist es, wenn Freund Nikola darüber in schönen Zorn geräth, daß wir Deutschen nicht tagtäglich uns des Glückes freuen, endlich ein einiges Reich zu sein, mag auch Manches noch nicht sich so gestaltet haben, wie es soll und auch noch werden muß.

Wenn er auf diesen Punkt kommt, wird sein schönes Gesicht — denn er ist ein sehr schöner Mann, stattlich und groß, mit warm strahlenden dunklen Augen — ja, dann wird sein schönes Gesicht leuchtend und bewegt: „Seht auf uns!“ sagt er, „wir müssen noch, und wer weiß wie lang, um den Zusammenhalt unseres Reiches kämpfen gegen Völkerschaften, die theils ungebildet, theils eingebildet, die deutsche Cultur hassen und verfolgen; ihr aber, ihr lebt in fester Einheit, und was euch fehlt, könnt ihr erringen, wenn ihr unentwegt dem Gedanken der Freiheit treu bleibt.“

Ich mußte Nikola die Stellung von uns Staatsdienern in Elsaß-Lothringen erklären: Strenge wird als Hartherzigkeit, Nachgiebigkeit für Schwäche genommen. Vor Allem müssen die Elsässer die Wahnvorstellung abthun lernen, daß Französischsein etwas Vornehmeres sei. An das Wort Staatsdiener knüpfte Nikola an, indem er sagte: Staatsdiener! Der Arbeitsernst im öffentlichen Dienst, das ist die Grundsäule eines festen haltbaren Staatslebens. Bei euch hat doch jeder bis zum untersten Schutzmann das Gefühl, daß er Staatsdiener sei, daß er den Staat repräsentire. Das führt freilich auch zu Ueberhebungen, zu Schlimmem im Kleinen, aber weit mehr zu Gutem im Großen.

Ich habe dir noch nicht gesagt, wie tief weh es mir that, daß ich nicht mehr auf die Berge sollte steigen können, zeitlebens in der Ebene da herumkriechen.

Heute, ich wußte es kaum, führte mich Nikola den Berg hinan. Er beharrt dabei, daß er als der Jüngere — er ist vier Monate jünger als ich — meine Decke trage. An schicklichen Stellen breitete er sie aus, und ich mußte mich setzen.

Droben fanden wir zufällig meine Nachbarsleute, den Professor Leiner mit seiner Tochter. Nikola kennt ihn schon lange, und jetzt stellte sich heraus, daß der Professor ein Studiengenosse meines

Vaters war. Er sagte mir sofort, man habe meinem Vater schon als Studenten die Excellenz prophezeit, so maßvoll und bedächtig sei er stets gewesen, und er habe auch, als sogenannter patenter Student, schon damals beständig feine Handschuhe getragen, was die Burschenschafter, zu denen Leiner gehörte, höchlichst verabscheuten.

Ich erinnerte mich auch, daß mir durch meinen Vater der Name des Professors bekannt war. Er gehörte zu den sogenannten Demagogen der ersten dreißiger Jahre und hat mit Fritz Reuter lange auf der Festung gesessen. Er sagte, es sei von großer Bedeutung, daß Fritz Reuter die Grausamkeiten der damaligen Zeit treulich geschildert habe, sonst wüßte das nachkommende Geschlecht nicht mehr, was diejenigen leiden mußten, die den Gedanken nach Einheit des deutschen Vaterlandes festhielten. Dabei war indeß der Professor frei von jeder Erbitterung, vielmehr stolz und glücklich, die Einheit und Macht des deutschen Volkes erlebt zu haben.

Hier im entlegenen Wald sprach der Mann, oft innehaltend, mit einer Wärme und Größe, daß ich nur wünschte, Millionen hätten ihn gehört wie ich.

Die Tochter war mit Nikola vorausgegangen. Jetzt wendete sie sich um, kam behend zurück und sagte: „Entschuldigen Sie — Aber Papa, du darfst nicht so viel sprechen.“

Sie sieht ihrem Vater gar nicht ähnlich, sie ist schlank und blond und hat etwas von der Strenge des Gesichtsausdruckes, die ich vielfach an den Schleswig-Holsteinern bemerkt habe.

Am Ausgange des Waldes begegneten uns die beiden Lehrer, die am ersten Tage mir so übel prophezeit hatten. Sie grüßten ehrerbietig und mich besonders. Der Professor kannte die beiden Lehrer und stellte mich ihnen vor.

Im Weitergehen lobte er die beiden Männer als begeisterte Jugendbildner.

Ich ging nun still mit dem Professor. Er sagte mir, daß das Kind — so nannte er sie — Editha heiße, aber Edda gerufen werde.

Er sagte auch noch: „Verzeihen Sie einem alten Professor, wenn er Ihnen eine Lehre geben will: Sie suchen Ruhe, vollkommene Ruhe. Junger Freund, die gibt es nicht; ich habe sie

nie gefunden, oder doch erst spät, im Gefängniß und draußen in der Welt an der schottischen Küste, da brauste aber das Meer darein. Ruhe findet man nicht, die muß man sich geben."



Ich habe dir heute viel geschrieben, aber ich bin doch nicht müde. Es ist Abend, und mir ist als wäre es erst Morgen.

Ich kann wieder bergsteigen!

Ich war heute beim Professor. Er schlief und ich sprach im Vorgarten mit Edda, die so verständig als gut ist. Als ich ihre Thätigkeit für die Wäscherin lobte, sagte sie: „Ich bin zu solcher Arbeit da.“ Wir sprachen über Vieles, sie spricht leicht, aber nie nachlässig, abgespannt. Sie betont jede Silbe klar und fest, ihre Stimme ist wunderbar zart und kräftig zugleich; sie hat immer etwas zu sagen, Ernstes und Heiteres und sie weiß auch zu schweigen; sie fragt wenig, aber antwortet stets genau. Sie lacht wunderschön und bekommt dabei zwei Grübchen in den Wangen.

* * *

„Daß ich mit Rosen bekränze dein Haupt.“ Heute bin ich mit dieser meiner liebsten Mozart'schen Melodie erwacht. Was ist das?

Ich hatte gestern einen sehr bewegten Tag. Ich erzählte dem Professor aus meiner Kriegszeit, aus den Schlachten, von den Märschen und Einquartierungen und vor Allem von der Belagerung Metz', aus der ich mein Körperleiden mit heimgebracht habe. Edda saß dabei; sie hatte eine Näharbeit vorgenommen, aber sie hörte bald auf.

Als ich aufstand, fragte mich Edda, ob ich Schwestern habe, und als ich diese Frage seltsam fand und verneinte, sagte sie, sie habe geglaubt, daß ich als freundlicher Bruder einer Schwester erwachsen sei. Bis in die Stirnhaare hinein erröthend fuhr sie dann fort: „Eine Schwester wäre für das Bangen und Sorgen um den Bruder in Kriegsgefahren reich belohnt, wenn sie solchen Bericht hätte hören dürfen.“

Ich wollte ihr die Hand reichen, aber sie schien es nicht zu merken und verließ rasch das Zimmer.

Sie erscheint so unbefangen und zuversichtlich und ist doch plötzlich so befangen und zaghaft, sie ist so offen und doch plötzlich wie von einem Geheimniß umgeben.

* * *

Der Professor arbeitet an einer Schrift, der er den Titel geben will „Ueber Hambach nach Sedan". Er war von Hause aus Theologe, hat im Gefängniß Geschichte studirt und ist nun eigentlich Geschichtsprofessor. In seiner Schrift will er nachweisen, daß zwischen Hambach und der Paulskirche 1848 ein geschichtlicher Zusammenhang war; jener kleine und jener große Ort waren aber auch die politischen Etappen nach Sedan. Der Professor gehörte selber zu jenen Studenten, die das Bundespalais in Frankfurt stürmen wollten, um dadurch dem elenden Bundestag ein Ende und Deutschland einig zu machen; er gesteht selber, daß das kindisch war, aber es bleibe doch eine Kundgebung des in der begeisterten Jugend lebenden vaterländischen Sinnes, der sich später mit den Waffen in der Hand in den großen Feldschlachten bewährte.

Edda ist auch der Sekretär ihres Vaters, und es ist bewundernswerth, wie sie seine Willenskraft zu beleben weiß, denn oft ist er doch tief gebrochen und kraftlos. Die Jahre der Gefangenschaft wirken noch nach.

Freund Nikola ist ein freisinniger und humaner Mann. Das sollte natürlich immer eins und beisammen sein, aber es gibt viele Männer, die für allgemeine Freiheit schwärmen und auch arbeiten, aber dem einzelnen Menschen gegenüber hart, herrisch oder wenigstens geringschätzig sind.

Freund Nikola kennt die meisten Musiker der Kapelle persönlich und gibt ihnen auch viele Anweisungen. Er ist dankbar gegen die Menschen, die freilich für Geld aber doch zu seiner Lust sich abmühen; er kann gegen Niemand, der ihm etwas leistet, fremd und unpersönlich bleiben; er kennt und ruft die Kellner des Gasthauses bei Namen und hat sogar eine gewisse Vorliebe für diese Art Diener; er behauptet, daß man gegen ihre Verdrossenheit, und werde sie auch fast zur Anmaßlichkeit, mild sein müsse, denn sie hätten sich den Launen der Gäste zu fügen und unser Herrgott habe gar wunderliche und anspruchsvolle Kostgänger.

Ich glaube, daß Nikola in seiner Leutseligkeit zu weit geht, aber ich gehe auch da gern mit ihm.

Wir speisen selbander und das ist gar behaglich. Der Professor und seine Tochter speisten auch einmal mit uns. Der Professor er=

zählte, daß ihm während seiner Gefangenschaft die Stunde des Alleinessens fast die peinlichste Zeit des Tages gewesen.

Seine Tochter hat in all ihrem Thun und Reden eine edle Gelassenheit, eine ruhige, abgeklärte Sicherheit; sie spricht sehr viel und klar denkend mit Nikola, und ich? Ich meine, sie sage Alles nur zu mir.

Oder war das nicht auf mich gerichtet, als sie zu Nikola sagte: „Der Vater ist krank und meine Hauptaufgabe ist, nicht nur alles Störende von ihm fern zu halten, sondern auch seine gesunde Willenskraft wach zu rufen. Es ist nichts unvernünftiger und wirkungsloser, als einem Kranken seine Krankheit ableugnen oder wegdisputiren zu wollen. Das macht ihn nur noch schwermüthiger oder auch heftiger. Wenn man ihm aber eingesteht: es ist wahr, du leidest; das kann kein Anderer so ermessen wie du, aber tief in dir hast du doch die Kraft, des Schmerzes Herr zu werden, oder geduldig zu warten, bis du Herr wirst — ich habe es vielfach erprobt, das hilft."

Darf ich nun nicht annehmen, daß das zu mir gesagt war? Jedenfalls habe ich mir's zu Herzen genommen.

Den 14. August. Heute vor zehn Jahren vor Colombey.

Ich weiß nicht, woher Freund Nikola wußte, daß heute mein Geburtstag ist.

Heute früh erwachte ich von den lieblichsten Klängen. Vor meinem Hause wurden die Melodien aus Webers Preciosa gespielt; sie waren gut eingeübt und es wurde nur dies allein vorgetragen. Auch damit hat es der Freund nach meinem Sinn angeordnet, denn ich liebe es nicht, viele Musikgerichte nach einander zu genießen.

Jeder der Musiker hatte eine Rose im Knopfloch. Meine Wirthin sagte mir, das gute Fräulein, die Tochter des Professors, habe einem Jeden diesen Schmuck übergeben. Das war also der Geburtstagsstrauß, den sie mir schickte.

Eben kommt ein Brief von meinem Vater, er ist voll Glückseligkeit über meine Genesung und er hofft — du kannst dir denken, was.

Den 20. August.

Diese grausamen Ueberschwemmungen! Sie haben mir den Freund entrissen. Nikola hat eine Depesche von seiner Frau erhalten,

daß ein großer Theil seines Gutes überschwemmt sei. Er ist rasch abgereist. Er hat recht, wir bleiben Freunde für das Leben.

Ich fühle meine Willenskraft stärker.

„Stehe auf und wandle!" kann auch ein innerer Erlöser zu uns sprechen. Von der alten Festigkeit und Schneidigkeit, die ich vordem gehabt haben soll, spüre ich noch nichts, weiß sie wenigstens noch nicht zu bewähren.

Ist Unentschiedenheit eine Folge der Krankheit, oder ist sie selber eine Krankheit?

Ich bin im Walde umhergewandert, ich war auch allein auf dem Berge.

Ich lege dir hier einen Fichtenzweig ein, einen frischen Jahresschoß. Ich zerreibe mir solche in der Hand, der Geruch erquickt mich.

Vor Wochen wollte ich dir sagen: wenn ich sterbe, pflanze eine Fichte auf mein Grab.

Ich will aber noch nicht sterben, ich fühle frisches Leben.

Ich habe lange den Holzhauern zugesehen; sie machen hier den Saftthieb. Man schlägt hier die Bäume, so lange sich noch die Rinde schälen läßt; sie wird als Surrogat für Eichenrinde verwendet.

Am 24. August.

Ich habe einen großen Schreck durchgemacht, aber — da siehst du den Egoisten — ich kann Derartiges erleben ohne Schaden davon zu tragen; ich bin also doch wieder gesund.

Meine Hauswirthin sagte mir, daß der Herr Professor einen Schlaganfall gehabt habe. Ich eilte in das Haus, die Tochter kam mir auf dem Flur entgegen, sie sah tief bewegt, aber doch auch entschlossen, ich möchte sagen gerüstet aus.

Sie dankte in guten Worten für meine Hülfbereitschaft, sie habe mich nicht unnöthig beunruhigen wollen. „Es ist niederdrückend," sagte sie, „daß ein Mann von so hohem Geiste durch ein Körperleiden so aller Selbstbeherrschung beraubt werden kann. Es war indeß nur ein geringer Anfall, sonst hätte ich Sie rufen lassen und seinen Kindern telegraphirt."

Seinen Kindern — sagte sie, wie seltsam! Sie scheint sich ganz zu vergessen.

Während sie noch erzählte — sie sah jetzt so schön aus wie noch nie — rief der Professor aus der Stube nach mir; ich durfte eintreten und nahm die Beruhigung mit, daß der Mann wieder wohlauf ist.

Seine Kinder — sagte sie, ich habe mich nicht geirrt, sie sagte nicht: meine Geschwister. Wunderlich!

Ohne Datum.

Ich muß dir einen langen Brief schreiben, vielleicht finde ich dadurch Ruhe und Klarheit.

Ich kam heute zu dem Professor. Es war offenbar, daß ich ein ernstes Gespräch mit Edda unterbrach.

Bald nach meinem Eintritt sagte der Professor: „Edda" — er nannte sie zum Erstenmal nicht Kind — „Edda, laß mich mit dem Herrn Rath allein."

Edda entfernte sich. Sie schaute mich nicht an, und nun begann der Professor: „Haben Sie Zeit, eine etwas weitläufige Geschichte zu hören?" Ich bejahte, und er fuhr fort: „Daß und wie Sie uns ein Freund geworden, darüber kein Wort. Ich will Sie als Freund vor jeder Gewissensbelastung bewahren. Eine Unwahrheit rächt sich immer, früher oder später. Ich habe mich einer solchen anzuklagen, ich habe sie aus Nachgiebigkeit gewähren lassen, nun muß ich die Folgen tragen. Aber Sie sollen bewahrt bleiben, noch ist es Zeit."

Er machte eine Pause, und neu sich zusammenfassend begann er wieder: „Ich habe meiner guten Frau — sie war sehr gut — nachgegeben, daß das Kind uns Vater und Mutter nenne. Es ist freilich wahr, ohne diesen Klang und ohne diese Empfindung hat ein Menschenkind das rechte Leben nicht. Ich wollte Ihnen aber sagen, Edda ist unser Kind nicht."

„Wessen Kind ist sie denn?"

„Das Kind eines Bauern aus Kurhessen, der nach Amerika auswandern wollte. Nun, da Sie die Hauptsache wissen, kann ich ruhiger erzählen. — Ich hatte in Gemeinschaft mit meiner Frau eine Mädchenerziehungsanstalt in Hamburg errichtet. Es ging uns bald gut, denn damals hielten die Freisinnigen und vaterländisch Gesinnten noch thatkräftig zusammen und förderten einander. Wir

hatten unser gutes Auskommen und unsere drei Kinder gediehen, sie sind jetzt alle verheirathet, in mäßigem Wohlstand und guten Wirkungskreisen.

Eine Gemeinschaft von human und vaterländisch gesinnten Männern hatte einen Verein zum Schutze deutscher Auswanderer



gebildet. Ich war Mitglied des Vorstandes. Wir konnten nur Geringes leisten, denn uns fehlte die Staatshülfe, die hier vor Allem kräftig eingreifen konnte. Ihr Jüngeren wißt nicht, mit welchen Bitternissen wir zu kämpfen hatten und durften uns doch nicht verbittern lassen. Ich gab mir auch viele Mühe, den Auswandernden ins Herz zu pflanzen, daß sie in der Fremde Deutsche bleiben

und ihre Kinder zu Deutschen erziehen sollten. Ich kann mich noch heute nicht zu der Ansicht bekennen, daß Amerika den alten Begriff der Nationalitäten aufzulösen und einen neuen zu gestalten habe.

Doch genug hiervon und auch von traurigen Wahrnehmnngen, die ich machte.

Da starben einmal plötzlich binnen weniger Stunden nach einander Vater und Mutter, die mit Kindern auswandern wollten. Sie hatten das Heimatsrecht aufgegeben und alle ihre Verwandten waren bereits in Amerika.

Wir zeigten in den Zeitungen an, daß Menschenfreunde sich der Hülflosen annehmen möchten. Meine Frau drang in mich, daß wir eines der Kinder ins Haus nehmen sollten. Ich widersprach anfangs, als sie mir aber in Erinnerung rief, daß uns ein Kind gestorben war, für das wir ja so gern gearbeitet und gespart hätten, gab ich nach.

Wir kamen in das Schifferhaus. Ich will Ihnen das Elend nicht schildern. Da war ein schöner Knabe fünf Jahre und ein schönes Mädchen vier Jahre alt; in einem Bett, das man kaum ein Bett nennen kann, lag ein krankes, verwahrlostes Geschöpf, das noch dazu eigentlich häßlich war. Damals konnte Niemand ahnen, daß das Kind sich zu solch einer stattlichen Erscheinung entwickeln würde. Meine Frau nahm mich bei Seite und sagte: „Die beiden schönen Kinder finden gewiß Annehmer, aber dieses da nicht. Lass' uns dies nehmen." Ich willigte ein, und so nahmen wir Editha zu uns ins Haus. Meine Frau wollte sie zu einem guten Dienstboten erziehen, und das Kind, das anfangs störrisch und sehr unordentlich war, wurde nach und nach willig und ein Muster von Ordnung; es nannte uns Vater und Mutter, und ich gab das zu. Die beiden anderen Kinder fanden in der That gute Annehmer, der Bruder ging später zu Schiff, und man hat seit Jahren nichts von ihm gehört, die Schwester kam nach Altona, verfiel in einen traurigen Lebenswandel und starb glücklicherweise in jungen Jahren.

Wir schickten Edda in die Volksschule, sie sollte das Nöthige lernen, aber keine höhere Bildung erhalten; sie sollte eine brave Dienstmagd werden, und sie war auch schon als Kind anstellig zu allen Handarbeiten. Heimlich aber ließ sie sich von unseren Schü-

lerinnen Bücher und Schreibhefte geben, und eine Lehrerin unterrichtete sie sogar heimlich. Sie lernte viel und gründlich, sie hat einen klaren Verstand; eine fremde Sprache lernte sie nicht. Als wir dies Alles erfuhren, wollte meine Frau sie zur Lehrerin ausbilden, aber — sie ist nicht ohne Eigensinn — sie beharrte dabei, Magd bleiben zu wollen. Sie war, wie gesagt, behend zu aller Hausarbeit. Unsere Kinder verheiratheten sich, und als meine Frau starb, war es ihr ein großer Trost, daß Edda bei mir blieb. Jetzt lohnte sie die Gutthat doppelt und dreifach. Ich bin wunderlich, oft verzagt und launisch und mache meiner Umgebung das Leben nicht leicht. Glauben Sie mir, Sie wissen es ja an sich, Empfindlichkeit ist schlimm, sie macht das Leben schwer, sich und Anderen, und dann der Zweifel und die Verzweiflung an der Seelenkraft. Und das Gute ist, daß Edda mir nicht nachgibt; sie erweckt mich täglich zu Heiterkeit und thut gut daran.

Aber was rede ich von mir? Ich fürchte, daß eine Neigung aufkeimt. Sie, lieber Freund, Sie haben noch keinerlei Verpflichtung gegen Edda, ich weiß das sicher; ihr seid Beide noch jung, und wenn auch etwas mehr als allgemeines Wohlgefallen eines jungen Mannes und einer Jungfrau walten mag, ihr werdet es doch bald verwinden, und ein Gedenken bewahren wie an einen vergangenen hellen Sommertag. Sie sind das sich, Ihrem Vater und Ihren Verhältnissen schuldig. Und nun gehen Sie, und bitte, sprechen Sie nicht mehr mit Edda, sie weiß, daß ich Ihnen Alles erzähle. Kommen Sie auch morgen nicht zu uns. Habe ich zu viel vermuthet, um so besser; jedenfalls fassen Sie sich in Ruhe und schonen Sie Ihre wiedererrungene Gesundheit."

Ich habe absetzen müssen und schreibe jetzt weiter. Ich weiß nicht, wie ich nach Hause gekommen bin, und ich bin doch noch nicht stark; dir darf ich's sagen, ich habe geweint.

Als ich hier, wo ich jetzt sitze, zuerst mich etwas gefaßt hatte, war seltsamerweise mein erster Gedanke: sie versteht kein Französisch! Wie kann ich, wenn auch alles Andere nicht wäre, in meiner Stellung in Lothringen eine Frau nehmen, die kein Französisch versteht? Das bringt tagtäglich unzählige Verlegenheiten und fordert die Nachforschung heraus. Der Alte hat recht gethan, mir Klarheit

zu geben, bevor ich mich gebunden hatte. Ich habe nichts gethan, ich habe kaum mehr Freundlichkeit gezeigt als der glücklich verheirathete Freund Nikola.

Ich heirathe nicht, ich habe genug daran, meinem Berufe zu leben. Eine Ehe, und noch dazu eine im Kampfe mit der Welt und mit meinen Angehörigen . . . Ich ein Mädchen, das als Magd gelebt . . . ich der Sohn der Excellenz, ich kann es meinem Vater nicht zumuthen, meinem Bruder, meiner Schwägerin und unserer ganzen Sippe nicht. Meine Schwägerin ist ja sogar ärgerlich auf meinen Vater, weil er es abgelehnt hat, den persönlichen Adel, den er erhielt, in einen erblichen verwandeln zu lassen.

Ich schrieb auf einen Zettel die Zeitungsanzeige: Meine Verlobung mit Fräulein Editha, Tochter von — — Ja, weiter kam ich nicht.

Ich danke dir, alter Demagog, du hast brav an mir gethan . . .

(Um Mitternacht.) Ich finde keine Ruhe. Also das war's, warum sie sich so scheu verhielt? Sie hat die Stellung einer Magd und kam sich nicht gleichberechtigt vor in unserer Gesellschaft. Warum nicht? Sind die Franzosen freier als wir? Ist der Gedanke der Gleichheit bei uns nur ein Gedanke, bei ihnen eine That? Nein.

Ich kann doch nicht! Es ist eine Wunde, sie wird ausheilen, sie wird und muß.

Die Welt ist still, Alles ruht, nur mein Herz klopft.

Horch, jetzt schreit das Kind wieder und jetzt singt eine Stimme, leise, aber ich höre sie doch. Du Arme, du singst das Kind in Schlaf, wer beruhigt denn dich? Hast du mich denn wirklich so lieb wie . . .

Nein, ich will nicht weiter denken, ich will schlafen, und morgen fort. Wohin? — Nur fort, fort.

(Im Morgendämmer.) Ich bin frei, ich bin gesund! Jetzt hinaus in den morgenfrischen Wald, und wenn du erwachst, du Holde, du Geliebte, dann will ich dir zurufen: du bist mein und ich bin dein.

An Goethe's Geburtstag.

Ich habe ein beglückendes Telegramm von meinem Vater, heute Nacht kommt er selber. Ich muß dir jetzt noch Alles schreiben, sonst komme ich nicht mehr dazu.

Ich verließ das Haus. Bei den Nachbarsleuten schrie das Kind wieder erbärmlich. Warum beruhigt es Edda nicht? Sie ist wohl müde und schläft fest. Schlafe nur noch eine Weile, dich soll ein Jubelruf wecken.

Ich ging in den Wald. Ein fahler Dämmer zitterte durch die Stämme, Alles war so still als verschwiege es ein Geheimniß.

Ein Hirsch äste in der Lichtung; er sah mich mit seinen glänzenden großen Augen an, dann fraß er weiter; er wußte wohl, ich bin waffenlos und ich thue Niemandem was zu leide.

Ich schritt weiter. Ich war wie neu geboren, mir war's, als wäre alle Kraft, alles Leben der ganzen Welt in mich allein versenkt.

Ich komme nach meiner Bank. Was ist das? Gaukelt mir meine Liebe etwas vor? Träume ich? Dort sitzt Edda auf meiner Bank. Sie sieht mich. Ich rufe: „Bleib sitzen, ich komme und hole dich." Sie aber steht doch auf und kommt mir entgegen, und wir breiten die Arme aus und halten uns fest, wie lange, wer weiß; und als wir uns endlich loslassen und umschauen, da geht ein Morgenschauer durch den Wald, der Tag ist erwacht, an den Bäumen zittern schimmernde Thautropfen, und ich ... „Weine nicht, du sollst nie mehr weinen," ruft Edda mich umhalsend.

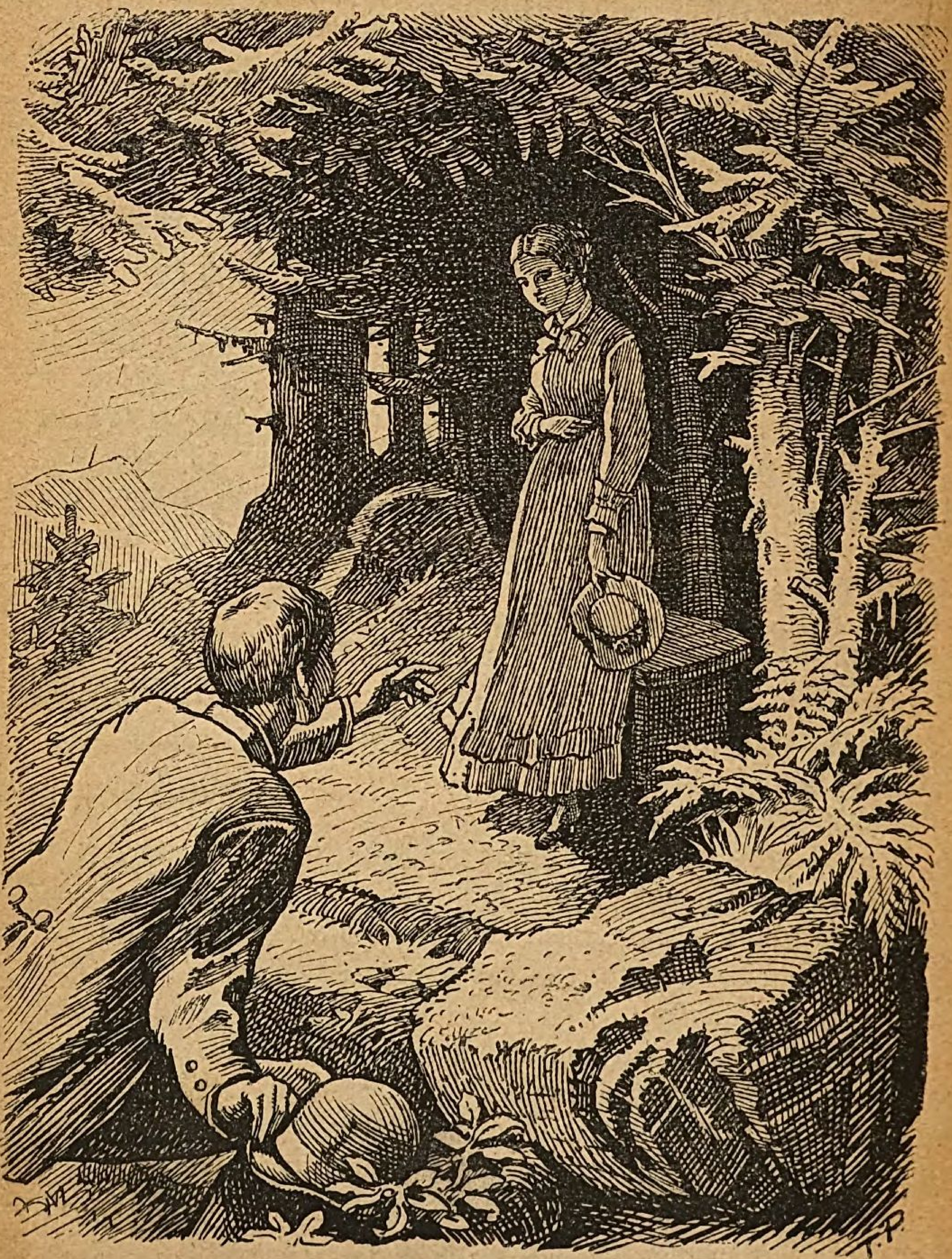
Meine Bank ist freilich nur für einen einzelnen Menschen ausreichend, aber wenn Eins das Andere auf den Schooß nimmt, dann ist Platz genug.

Ich lebe, ich lebe doppelt!

Als ob Edda meine nächtlichen Gedanken gehört hätte, sagte sie: „Zwei Dinge sind's, eins kann ich, wie ich glaube, und eins werde ich bald und gut lernen. Du wirst sehen, ich lerne schnell gut französisch, und das Andere — ja, ich will statt deiner auf dich Acht haben und ich glaube, ich kann dir Ruhe geben und deinen Frieden pflegen. Ja, das Eine kann ich und das Andere lerne ich." Dann war sie so lustig, ich habe gar nicht gewußt, welch fröhlicher Schalk in ihr steckt, sie duldet keine Weichmüthigkeit. Sie betheuerte mir und der Vater könne es ihr bezeugen — aber ich glaube ihr einfach — daß sie stets ein unerklärliches Verlangen darnach gehabt habe, im neuen Reichslande sich zu bethätigen.

Ist das nicht wunderbar?

Die Morgenglocken läuteten, als wir zurückkehrten. Beim Professor war Alles gepackt, er wollte in der Frühe mit Edda fort,



er wollte zu seiner Tochter, die an einen Eisenbahnbeamten in Westphalen verheirathet ist. Es wird wieder ausgepackt.

Edda verlangte, daß ich ihr die erste Bitte erfülle; ich solle nach Hause gehen und mir Ruhe geben, vielleicht finde ich Schlaf, und ich — ich Philister, ich ging nach Hause und schlief, schlief den ganzen Tag.

Und am Abend ward es Morgen . . .

Der hölzerne Soldat dreht sich heute wie toll und hebt und senkt seinen hölzernen Säbel. Wenn er zu sprechen anfinge, ich würde mich nicht darüber wundern.

(Nachschrift von Frauenhand.) Ich begrüße den Freund und hoffe, mich bald nennen zu dürfen seine Freundin

Editha.

(Abermalige Nachschrift.) Wir machen unsere Hochzeitsreise zu dir. Von Freund Nikola ist eben telegraphischer Glückwunsch eingetroffen. Deinem nächsten Musikstück mußt du den Titel geben: „Unter Fichten".

Dem freundlichen Leser zum Abschied!

Wir stehen am Schluß! Laß uns zum guten Ende noch einmal vereint durchs ganze Jahr wandern und erwägen, was Noth thut für Leib und Seele immerwährend, Jahr um Jahr.

Lieber Leser — oder wenn du alles in diesen Büchern Enthaltene gelesen hast, bist du mir noch etwas mehr — ich möchte dirs danken für dein treues Aushalten, und du möchtest mir vielleicht danken für meine Arbeit.

Das eine wie das andere macht sich schwer und ist im Grunde nicht nöthig.

Und doch, es ließe sich auch wieder leicht machen und wäre auch nöthig.

Es zieht sich eine elektrische Kette von Seele zu Seele, durch die ganze Menschheit. Wer wohlwollend und hülfreich dem Nächsten Gutes thut, thut es dem Fernsten.

Stehen wir fest, wenn auch fern von einander doch mit einander in der Kette des echten Menschenthums.

Immerwährender Kalender

für Leib und Seele.

Januar.



Leib.*)

Zum neuen Jahre sei dir vor Allem Gesundheit gewünscht. Aber lerne sie selber bewahren.

Wir haben jetzt in Deutschland ein Reichs-Gesundheitsamt, das für alle Vaterlandsgenossen viel Gutes bewirken soll und kann.

Jeder muß aber auch selber auf sein eigen Wohl bedacht sein. Dazu gehört vor Allem, daß du keinerlei angepriesenen Geheimmitteln vertrauest. Bist du krank, so berathe deinen Arzt. Um dich gesund zu erhalten, dazu sollen dir hier fürs ganze Jahr einige Anweisungen dienen.

Die Durchschnittskälte des Monats Januar (1,32) ist nicht blos darum beschwerlich, weil sie dich tüchtig frieren macht, wofern du nicht in wohlgeheizter Stube sitzest, oder im Freien kräftig ausschreitest — die Kälte macht deinen Körper um ein zur Unterhaltung des

---

*) Nach Mittheilungen eines Arztes.

Lebens nothwendiges Organ ärmer, dies ist die Oberhaut, deren Bestimmung ist, in Gemeinschaft mit den Lungen den Körper von Kohlensäure und anderen Ausdünstungsschlacken zu reinigen, und dafür Sauerstoff in das Blut einzusaugen. Wenn die Kälte dies Hautgeschäft stört, muß die Lunge sich überarbeiten, und wie schon der Altvater Hippokrates gesagt, bist du im Januar vorzugsweise der Brustfellentzündung, der Lungenentzündung, dem Schnupfen, dem Schwindel und Schlagfluß ausgesetzt. Drum sorge für die nöthigen Bedürfnisse der kältesten Zeit: eine warme Stube, eine wollene Jacke und einen warmen Rock.

Seele.

(Blicke in Natur- und Menschenleben.)

Familie, Gemeinde, Vaterland, das sind die drei Grundsäulen, auf denen alles gesunde Leben steht.

Am Wendepunkte des Daseins besinne dich, was du dafür leistest; denn das allein bestimmt deinen Werth vor dir und der Welt.

Hast du in allen dreien auch noch Manches zu wünschen, so sei doch auch dankbar für das dir Gewordene und erneuere die Lust, mit aller Kraft unablässig dafür zu wirken.

Der Neujahrstag hat etwas wie eine allgemeine Geburtstagsfeier. Nicht Der und Jener hat heute seinen persönlichen Geburtstag, sondern wir Alle, die wir athmen, beginnen heute einen neuen Lebensabschnitt. Dieses Bewußtsein von der Gemeinsamkeit der Menschheit ist die schönste innere Festesfeier.

Trübt ein Kummer deinen Blick und belastet deine Seele, fasse frischen Muth, du lebst, und dein ist, was du aus deinem Leben machst.

Thue für Andere, was du vermagst, aber verlaß dich auf Niemand, als auf dich selber. Drum halte dich so, daß du dich auf dich selbst verlassen kannst im Kampfe um das Dasein.

Februar.



Leib.

Der Februar meint's noch nicht besser als sein Vorgänger. Was von diesem gilt, das gilt auch von jenem. So nimm hier noch ein paar wichtige Erfahrungssätze über die Wirkung der Kälte auf den Körper: Je öfter, schnell hinter einander, eine Erkältung stattfindet, desto schlimmer ist es für die Gesundheit; denn desto langsamer stellt sich die innere Wärme wieder her.

Eine sehr starke Erkältung schadet viel weniger, als öfter wiederholte, wenn sie gleich viel geringer sind.

In der kalten Jahreszeit nimmt das Vermögen, Eigenwärme zu erzeugen, bei vielen Menschen zu, aber nicht bei allen. Prüfe dich, ob du zu den Letzteren gehörst, wenn dies, so ist der Winter dein Feind, gegen den du dich waffnen mußt.

Der plötzliche Temperaturwechsel, von Kälte zu Wärme, von Wärme zu Kälte, ist deßhalb so gefährlich, weil der Körper Zeit braucht, um seine Kräfte, namentlich die innere Eigenwärme, für eine gegebene äußere Temperatur zu stimmen. Fehlen ihm hierbei die Uebergänge, so sind innere Blutstauungen, welche wieder andere Krankheiten nachziehen, die nothwendige Folge.

Seele.

(Blicke in Natur- und Menschenleben.)

Fastnachtslust! Da wird mancher Mensch zum Dichter an sich selbst, und es thut wohl, einmal aus dem Einerlei heraus, aus dem Alltäglichen, Altgewohnten, ein Anderer zu sein. Vielleicht ist die übermüthige Laune in dir gerade dein rechter Mensch.

* * *

Es gibt aber auch viele Menschen, die das ganze Jahr hindurch ein Maskenspiel treiben; sie stellen sich, als ob sie das allgemeine Wohl im Auge hätten und für Freiheit kämpften, während sie nur auf Eigennutz, Herrschsucht und Verfinsterung bedacht sind.

Du bist hoffentlich Keiner von Denen, die zu bequem sind, um das allgemeine Stimmrecht zu üben. Also gib acht, wenn's zur Wahl kommt, für die Gemeinde, für den Kreis, für das Reich; gib acht, daß du deine Stimme nur Demjenigen gibst, der in Wahrheit ein rechtschaffener freisinniger und unabhängiger Mann ist und sich hinter keinerlei Lügenmaske verbirgt.

März.



Leib.

Die schlimmste Zeit ist vorüber. Schon blüht das Schneeglöckchen und die Schlafthiere erwachen aus dem Winterschlaf. Ja, am Ende des Monats schwingt sich der liebliche Herold des Frühlings, die Lerche, in die Luft.

Halte streng auf Lufterneuerung und Luftreinigung in deinem Schlaf- und Wohngemach. Der Winter würde nicht so viele Krankheiten hervorbringen, die im Frühjahr zum Ausbruch kommen: englische Krankheit, Drüsen, ja Schwindsucht bei Kindern, Rheumatismus und Gicht bei den Alten, wenn man nicht meistentheils in verschlossener, unreiner Luft lebte. Die Lufterneuerung ist eine schwere Aufgabe, aber man muß sie lösen; eingeschlossene Luft ist Giftluft. Man schaffe die gußeisernen Oefen ab und bediene sich der alten deutschen Kachelöfen. Die eisernen Oefen trocknen die Luft zu sehr aus, erkalten zu leicht und zerstören eine der obersten Gesundheitsbedingungen: gleichmäßige Temperatur.

Seele.

(Blicke in Natur- und Menschenleben.)

Von Jahr zu Jahr wird die Erde neu bebaut, und sie nährt die Menschen von Geschlecht zu Geschlecht. Die Wissenschaft hat in neuerer Zeit die Bodenbebauung erhöht und gefördert, wie noch zu keiner andern Zeit vor uns. Ihr aber, die ihr die Scholle wendet, vergesset nimmer: Der Mensch lebt nicht vom Brod allein: die Freiheit durch das Staatsleben, die Liebe als die wahre Religion, die Schönheit und Erkenntniß durch Kunst und Wissenschaft, diese erst machen den Menschen zum Menschen.

*　*
*

Du kannst viel aus Büchern lernen, aus der Gedankenarbeit und den Erfahrungen Anderer. Die Hauptsache bleibt aber immer, daß du selber denkst und selber aufpassest.

Laß dir ein Gleichniß geben.

Die Heilmittel sind in der Apotheke gesammelt zu haben, ein großer Theil davon wächst aber auch bei uns in freiem Felde. Wer nun die Heilkräuter kennt und selber holt, der braucht sie nicht aus der Apotheke zu holen.

April.



Leib.

Der Altvater Hippokrates hat gesagt: „Alles, was die Erde hervorbringt, ist ähnlich und entsprechend der Erde selbst.“ Nun ist der April die veränderlichste Zeit im Jahr: Kälte und Wärme, Regen und Sonnenschein wechseln in buntem Wirrwarr mit einander ab. Man möchte sagen: die Natur hat das Wechselfieber. So geht's auch mit dem menschlichen Körper. In keiner Zeit des Jahres ist er so sehr zu fieberhafter Aufregung und zu epidemischen Fiebern geneigt als im April. Die Fieber sind Krisen, Reinigungsprozesse für den Körper. Wo sich beim Schmelzen des Eises und des Schnee's die Wasser stauen und Sümpfe hervorbringen, da bildet sich Sumpfluft, die Wechselfieber erzeugt. Was kannst du thun, um deinen Körper in seiner Aprilstimmung zu meistern? Kann der Arzt den altüblichen Frühlings-Aderlaß billigen? Er ist so verwerflich nicht als Viele behaupten wollen; aber ich rathe zu einem wirksamern Mittel. Das ist eine Blutreinigung, acht Tage lang fortgesetzt, also etwa, des Abends vor Schlafengehen genommen, ein Theelöffel voll gestoßenen Rhabarbers, oder ein Theelöffel voll Curella'schen Brustpulvers, aber nichts von den Quacksalber- und Marktschreier-Mitteln, die in den Zeitungen lügenhaft angepriesen werden.

Seele.

(Blicke in Natur- und Menschenleben.)

Wetterwendisch und stürmisch sind alle Zeiten der Entwickelung. Du darfst dich nicht der vollen Zuversicht hingeben, wenn die Frühlingssonne jetzt hell und warm scheint, und nicht der Verzweiflung, wenn der überwunden geglaubte Winter wieder hereinbricht; die Stürme, die über die Erde wehen, schütteln die Bäume und rütteln die Wurzeln bis in den tiefsten Grund zu neuem Leben auf, aber der Frühling kommt — in der Natur wie im Menschen- und Völkerleben.

* * *

Seelenruhe! Das ist das höchste was dir zu wünschen ist. Aber es ist leichter gewünscht als errungen, denn es gehört viel Arbeit, viel Kampf mit der eigenen Leidenschaft und mit den Beunruhigungen der Welt dazu, um endlich den Sieg zu erringen, der zur Seelenruhe führt, aus welcher der Gleichmuth erwächst. Gleichmuth hat die Schwankungen von Hoffnung und Furcht überwunden, die Wagschalen stehen still und du mußt einsehen, daß Alles in der Welt natürliche Folge von Thun und Lassen ist.

Mai.



Leib.

Du wirst es im Mai, das glaub' dem Arzte, erfahren, ob dein Körper innerlich gesund ist, oder ob dir, vom Winter und vom April her, eine Krankheit oder eine Krankheitsanlage in den Knochen steckt. Bist du gesund, so wirst du dich kräftig fühlen, bist du es nicht, so wirst du Schnupfen, Reißen in den Gelenken und andere kleine Krankheiten nicht los.

Jetzt treibt die Erde all' ihre Fruchtbarkeit nach außen: sie macht aus Salzen und Gasen der Erdkruste und der Luft den wundervollen grünen Teppich ihres Pflanzen- und Blüthenreichs, sie legt Heilkräfte und Gifte nieder in Kräutern und Wurzeln.

Ahme ihr nach! Wenn du nicht gesund bist, sporne die schlummernden Kräfte des Körpers an, nach außen hin thätig zu sein, benutze das Hautleben, um dich herzustellen. So nimm denn oft, wenn du kannst, ein warmes Bad, wo nicht, so reib' dich täglich auf dem ganzen Körper ab mit verschlagenem Wasser; zu diesem magst du Spiritus, oder Rum, oder Kümmelbranntwein zusetzen, oder besser noch nimm Kampherspiritus. Die Haut wird sich beleben und deine Krankheitsanlagen fortdünsten.

Seele.

(Blicke in Natur- und Menschenleben.)

Das Herz geht auf, der Frühling ist da!

Wer nicht einmal im Leben tiefergriffen eine Blume betrachtete, der hat die Wunder und Wonnen des Daseins nie empfunden. Da wächst ein Pflänzchen und birgt Farbenpracht und Blüthenduft in sich und breitet sie aus.

Unser Menschenleben muß noch ein höheres, ein freies, friedlich brüderliches werden, damit wir würdig seien, daß sich die Erde um uns her mit den Wundern der Blume schmückt.

* * *

„Grauenhaft! Jammervoll! Wenn man daran denkt, daß vor Zeiten Menschen eingekerkert, gemartert und verbrannt wurden, weil sie nicht denselben Glauben hatten, zu dem sich die mit Gewalt Ausgerüsteten bekannten. Niemand kann sich selber zum Glauben zwingen, wie viel weniger kann ein Mensch den andern dazu zwingen. Und war es nicht von den sogenannten Ketzern und Ungläubigen ehrlich und rechtschaffen, daß sie sich nicht durch Lüge von den Qualen befreit und gesagt haben: Ja wohl, ich glaube auch so wie Ihr!

Es ist entsetzlich, daß Menschen gegen Mitmenschen um des Glaubens willen alle Greuel üben konnten. Solche Ungeheuerlichkeiten sind doch in unseren Tagen gottlob nicht mehr möglich ...."

So sagst du wohl, wenn du in alten Geschichten liesest und davon hörst.

Halte still und besinn' dich. Wissen wir in der That heutigen Tages von Ketzerverfolgungen nichts mehr? Freilich, verbrennen darf man heutigen Tages keinen Andersgläubigen oder Ungläubigen mehr; aber ist hochmüthige Geringschätzung, Beschimpfung, Verunehrung keine Marter?

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen — dieser Spruch gilt ewig. Es gibt keine Religion, die lauter Rechtschaffene zu ihren Bekennern hat und das Entscheidende liegt nicht darin, was der Mensch glaubt, sondern was er thut.

Juni.



Leib.

Wohl uns, daß der Himmel uns jetzt das Geschäft abnimmt, unsere Zimmer zu heizen, ja die Sonne hat es jetzt darauf abgesehen, das Leben wohlfeiler zu machen. Denn was ist die Wirkung aller theuren Speisen und Getränke, die wir vorzugsweise im Winter reichlich zu uns nehmen? Sie werden durch den Luftsauerstoff in unserm Körper, gleichwie in einem Zugofen, verbrannt: diese Verbrennung, von der Lungen- und Hautathmung verursacht, erzeugt die thierische Wärme, treibt die verbrauchten, abgenutzten Bestandtheile aus dem Körper und bereitet das Blut zur Ernährung vor: sie röthet das Blut. Du kannst also, wenn du willst, mit gutem Gewissen im Sommer mindestens die Hälfte an Speisen ersparen; denn die Sonne ernährt dich: sie erwärmt dich. Thust du es nicht, lebst du unmäßig, nimmst du nicht weniger Fleisch und schwer verdauliche Speisen zu dir als im Winter, dann wird es dein eigener Schade sein. Du wirst krank werden. Denn wo das Bedürfniß reichlicher Nahrung fehlt, da haben die Verdauungsorgane auch nicht die Kraft, ein ihnen gebotenes Uebermaß zu verarbeiten. Darum ist der gesundheitliche Wahlspruch des Sommers: Mäßigkeit.

Seele.

(Blicke in Natur- und Menschenleben.)

Das ist die wonnige Rosenzeit, die Wiesen prangen in allen Farben, erquickender Sonnenschein durchdringt alles Leben.

Die höchsten Güter des Lebens, Sonnenschein und balsamische Luft sind allgemein. Wenn es nur die Menschen verstünden und frei genug wären, sich dessen vollauf zu erquicken.

* * *

Bin jung gewesen und alt geworden und habe gefunden, daß das Grundübel und die Sünde die Lüge ist.

Wer da sagt, er bekenne sich zur Religion der Liebe und verfolgt einen Nebenmenschen, weil er anders glaubt, der lügt und stiftet Elend.

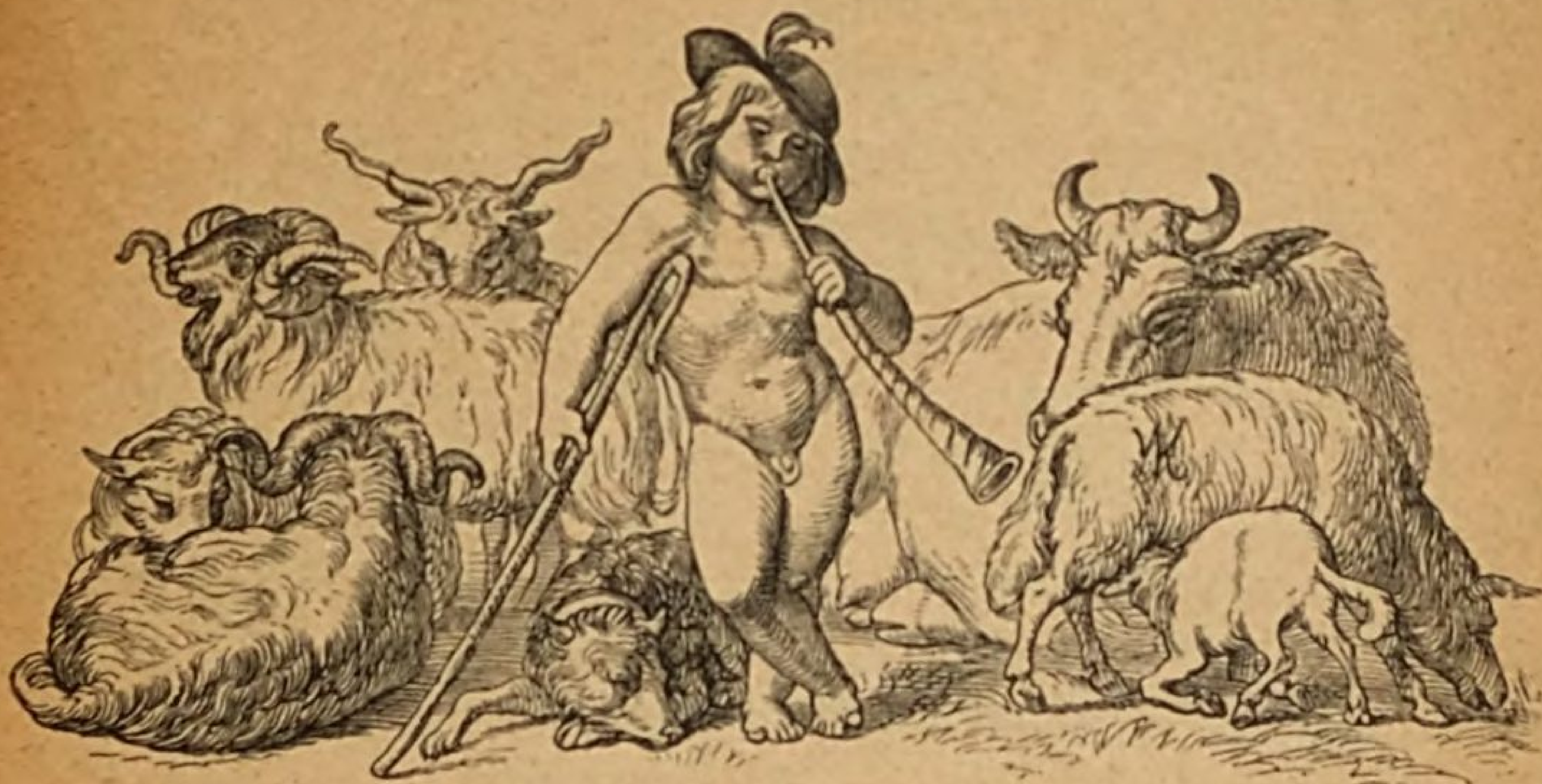
Wenn ein Volk eine Staatsverfassung schafft und die Gesetzgeber meinen es nicht ehrlich mit Freiheit und Recht, da ist Lüge und erzeugt fort und fort Kampf und Zerstörungssucht.

Wer einen Lebensbund schließt und ist nicht mit ganzer Seele dabei, sondern täuscht sich oder das Andere, der lügt und schafft Elend.

Wer ein Kunstwerk schafft und will etwas Anderes damit, der lügt und sein Werk wird verfallen.

Sieh dich in der Welt um, und du wirst finden, daß aller Zerfall und aller Verfall vom lügnerischen Scheinleben herstammt.

Juli.



Leib.

Der Altvater Hippokrates in seinem Wunderbüchelchen: „Ueber die Luft, die Gewässer und die Erde", hat wie ein Seher aus alter Zeit schon haarscharf die Wirkungen bestimmt, welche die ganze Außenwelt auf unsern Körper hervorbringt. Was wir jetzt von Reisenden über die Krankheiten erfahren, woran vorzugsweise die Menschen in den heißen tropischen Erdstrichen leiden, das hat auch der Vater der richtigen Heilkunde schon gewußt. — So wisse denn, was er von den Sommerkrankheiten sagt und was sich unter den Tropen bestätigt. Die Sommerhitze bringt Gallenkrankheiten, Gallenfieber, Gelbsucht, gastrische Fieber hervor, und wenn die Ursachen ihrer Entstehung anhaltend und nachdrücklich wirken, so wird zuletzt daraus die Cholera, d. h. die Brechruhr. Was soll ich thun, magst du fragen, um nicht von solchen Krankheiten befallen zu werden? Wenn du es kannst, nimm alle Tage ein kühles Bad, ein Flußbad, ein Seebad oder wasche dich wenigstens am ganzen Körper kalt ab. Du wirst dadurch deine Nervenkraft erfrischen. Fühlst du dich sommerkrank, fehlt dir der Appetit, hast du Uebelkeit, so nimm, falls du kein Zimperling bist, flugs ein Brechmittel, und du wirst einer voraussichtlichen Krankheit vorbeugen. Wer das scheut, der nehme

öfters eine Messerspitze voll Soda (Natron bicarbonicum) mit einigen Körnern gestoßenen Pfeffers.

Seele.

(Blicke in Natur- und Menschenleben.)

Der vielstimmige Vogelsang schweigt jetzt im Juli, nur noch wenig Stimmen werden laut und die Blüthen am Boden sind vereinzelt; jetzt ist die strengste Arbeitszeit draußen im Felde und hört nimmer auf bis zum Herbst. Das ist wie im Menschenleben das rüstige Mannesalter. Es gilt, sich zu sammeln aus allem Träumen und unbestimmten Hinausdenken, und mitten im Wirken und Schaffen leuchtet die Sonne des Lebens am höchsten.

* * *

Wird die Welt besser, werden die Menschen glücklicher durch die neuen Erfindungen? Die Welt wird jedenfalls besser, d. h. sie gewinnt mehr Kräfte und wird vollkommener. Die Millionen und Millionen Pferdekräfte, die wir durch die Dampfkraft gefunden haben, machen die Welt reicher und schöner.

Ob die Menschen durch die neuen Maschinen in sich zufriedener, begnügter sind, das hat nichts mit den Maschinen zu thun, das kommt auf ihre Gemüthsart an und wie sie sich das Leben gestalten.

Fasse nur vorerst zwei Erscheinungen ins Auge, die der ganzen Geschichte der Menschheit eine neue Wendung gegeben haben: Durch die Erfindung der Buchdruckerkunst empfängst du die Gedankenarbeit der besten Männer, solcher, die lange vor dir gelebt haben, und solcher, die ferne von dir leben. Das Geistesleben der Menschheit ist dadurch eine feste allumfassende Einheit.

Ferner: durch die Ausnutzung der Dampfkraft kann die Mißernte eines Landes, ja eines ganzen Welttheils keine Hungersnoth mehr bringen.

Die Welt ist besser geworden und wird immer besser; des Menschen Aufgabe ist, sich der besseren Welt immer würdiger zu machen durch Bedachtnahme nicht nur für das eigene Wohl, sondern auch für das Wohl aller Mitmenschen.

August.



Leib.

Wo sind im August, ja während der ganzen drei Sommermonate, die reichen Leute? In den Heilanstalten, an den Heilquellen und auf Reisen. Haben denn wirklich diese Heilquellen, welche man im Sommer trinkt, so wunderbare Vorzüge vor anderen Heilmitteln? Und ist es nöthig, um ihrer Anwendung willen, in die Bäder zu reisen? Es ist wahr, daß einige wenige Heilquellen zu den besten Heilmitteln gehören, die wir haben; aber es ist auch gewiß, daß viel Mißbrauch mit ihrer Anwendung getrieben wird. Das Reisen in die Heilanstalten ist eine Gewohnheit des Luxus, und wem die Mittel dazu fehlen, der kann ohne Nachtheil jede Heilquelle zu Hause trinken. Damit tröste dich, sehnsüchtiger Kranker! Aber Eins ist gewiß: das Reisen erheitert den Geist, und nach einer Cur befördert es ihre gute Wirkung. Wer denn reisen will, der mag die Reichen mit Koffern die Welt durchziehen lassen: Du Vater mit geringem Einkommen und zahlreicher Familie, magst eine kurze Strecke auf den Eisenschienen gleiten, dann aber mach' Halt, nimm mit deinen Kindern den Wanderstab und reise nach alter deutscher Sitte zu Fuße.

Seele.

(Blicke in Natur- und Menschenleben.)

Fragt die Landwirthe aller Orten, aller Zeiten — es gibt auch in den fruchtreichsten Jahren keine volle Ernte; bald ist diese, bald jene Fruchtart nicht vollkommen gerathen, und doch fehlt es den arbeitenden Menschengeschlechtern nur in wirklichen Mißjahren an voller Sättigung.

Auch im Wirken für die Menschengemeinschaft gedeiht nicht Alles, was die heißen Herzenswünsche erstreben, aber auch hier bleibt genügende Frucht, wenn wir nur rüstig und unablässig fortarbeiten.

* * *

Am 28. dieses Monats ist der Geburtstag Wolfgang Goethe's. Es wird noch lange dauern, bis der größte Theil des deutschen Volkes erkennt, welch ein Segen uns und der ganzen Welt durch diesen Mann geworden. Niemand aber kann in früher Jugend das voll begreifen, denn man muß eine gewisse Reife im Leben erlangt haben, um zu begreifen, daß in Goethe ein voller Mensch erschienen war, der das Verborgenste klar und das Verschlungenste einfach darzulegen wußte. Wasser ist das Einfachste und Allbelebende, und Goethe's Offenbarungen sind so rein und befruchtend wie helles Wasser.

In Goethe war ein voller Mensch erschienen und es ist gut, daß es keinen vollkommenen gibt, denn das läßt uns frei, daß wir Niemand ganz zu folgen, sondern immer auch nach eigenem Urtheil zu leben haben. Goethe lebte in einer Zeit, in der das staatliche Leben des deutschen Volkes verkümmert war. Nun, da wir ein einiges starkes Volk geworden, halten wir das echt Menschliche fest, das in Goethe erschienen war und schaffen aus eigener Kraft ein freies politisches Leben.

September.



Leib.

Die Zeit der Fruchtreife und der Ernte und der angestrengten Arbeit! Dies Ziel der ganzen Weltarbeit unseres Planeten: reife Früchte, reifes Korn, Wein auf den Weinbergen so viel, daß man alle Hände voll zu schaffen habe, um es in den Scheunen und Kellern und Kästen und Truhen unterzubringen, dies Ziel des ganzen Kreislaufs der Jahreszeiten ist erreicht!

Welcher Sinn liegt für den Menschen in diesem Hergang? Der Mensch soll arbeiten im Bunde mit der Natur! Sie selbst ist unser Vorbild; denn sie schafft unausgesetzt, und wenn sie ihren Winterschlaf hält, so arbeiten sich in ihrem Innern die geheimnißvollen Kräfte fort, womit sie Leben spinnt für alle ihre Kinder. Laß dir zu guter Stunde gesagt sein: Wahrhaft gesund wirst du nie sein, es sei denn, daß du mit Fleiß, vielleicht auch mit Anstrengung, in und mit der Arbeit deine Kräfte übst, die Kräfte deines Körpers und deines Geistes. So ist der Wille und die Ordnung der Natur! Und gesegnet sei unser Zeitalter, das durch alle seine Bestrebungen dahin geht, die Arbeit des Menschen zur obersten Culturmacht auf Erden zu erheben.

Seele.

(Blicke in Natur- und Menschenleben.)

Jeden Morgen sind unterm Apfelbaum viele in der Nacht abgefallene Aepfel, fast alle wurmstichig. Dieser Fruchtbaum ist ein Bild des Menschenlebens. Zahllose Blüthen müssen im Frühling sterben, und in jedem Lebensalter fallen unreife Früchte ab, nur wenige kommen zur vollen Zeitigung, und doch ist das Leben, im großen Ganzen betrachtet, voll schöner Fülle.

* * *

Lieb Vaterland kannst ruhig sein! Das tönt in diesem Monat neu auf in allen deutschen Herzen. Viele haben es vergessen, aber es soll und darf nicht vergessen werden, wie am 2. September 1870 alle deutschen Seelen ein einziger Jubel erfüllte. Daß der Feind so glorreich besiegt war, das war's nicht allein, sondern an jenem Tage stand es fest: Deutschland ist fortan ein einiges Reich, das sich selber seine Staatsform und seine Gesetze schafft. Der Tag der Erfüllung war da für die heißesten opfervollen Wünsche aller Vaterlandsfreunde.

Und wird auch die Zeit kommen, wo der Sedan-Tag nicht mehr gefeiert wird — denn wir wollen in Frieden mit unseren Nachbarn leben und sie auch nicht durch unsere Freude verletzen — so halten wir still fest, daß an jenem Herbsttage endlich erstanden ist das Reich deutscher Nation.

October.



Leib.

So hätten wir jetzt Früchte, Getreide, Gemüse, Fleisch und Wein.

Stärkemehlartige Stoffe und eiweißartige Stoffe und einige kalkartige Salze und etwas Phosphor und Eisen, das sind die chemischen Bestandtheile, aus welchen unser Körper zusammengesetzt ist. Alle diese Stoffe werden uns in und mit unseren Nahrungsmitteln in größerer oder geringerer Menge geliefert. Das praktische Gesetz der Ernährung ist: daß wir die rechte Mischung, das richtige Maß der verschiedenen Nährstoffe zu uns nehmen. Fleisch und Eier, Getreidefrüchte und Schotenfrüchte sind die nährendsten Stoffe, weil sie am reichsten sind an eiweißartiger Materie. Aber das Eiweiß und die ihm ähnlichen Stoffe wollen verdaut sein. Zur Erleichterung ihrer Verdauung dienen Fett, Zucker und Fruchtsäuren. Die Gemüse sind keine vorzüglichen Nahrungsstoffe, weil sie wenig Eiweiß enthalten, darum: gesegnet sei der Hausstand, der Brod und Früchte, Fleisch und Eier zur Mahlzeit liefert. Und willst du ein Urbild wissen, worin alle Nährstoffe im schönsten Verhältniß enthalten sind, so ist es die Milch, sie schadet nie und nährt am besten.

Seele.

(Blicke in Natur- und Menschenleben.)

Nun ist bald Alles eingeheimst, was die Erde zu unserer Nahrung hervorbringt, und zu unserer Lust hat sie auch den Wein gezeitigt. Jetzt wird das erste Feuer in deiner Stube angezündet. Freue dich, daß dir eine Häuslichkeit beschieden ist und schaffe sie zu einer Stätte des Friedens und der Liebe.

* * *

Du hast gewiß schon von Idealisten und Realisten gehört.

Was das für verschiedene Menschen sind, magst du aus Folgendem erkennen:

Es geht ein nicht sorgfältig gesäuberter Knabe dahin. Die Einen sagen: Seht den schmutzigen Knaben! Sie sehen nur den Schmutz und halten nur diesen für wahr und wirklich.

Die Anderen sagen: Seht den schönen Knaben, der so schmutzig ist! Sie sehen unter dem Schmutz auch die Schönheit als wahr und wirklich.

* * *

„Wenn Jemand besonders freundlich gegen mich ist, so frage ich mich: was will der Mann von mir? Denn hinter Allem steckt Eigennutz." So sagte ein junger Mann im Bahnwagen und schaute sich vergnüglich um, denn er war sich bewußt, etwas sehr Weltkluges gesagt zu haben. Da Niemand antwortete, wendete er sich zu einem alten Herrn und fragte: „Sind Sie nicht auch meiner Ansicht?"

„Nein. Es gibt Menschen, die nicht an das Gute und andererseits solche, die nicht an das Böse glauben. Diese werden oft getäuscht, jene aber haben nie eine volle Lebensfreude. In der Regel sieht man in Anderen das, was man in sich hat. Erfahrung hat uns nur zu lehren, daß es gute und daß es böse Menschen gibt, und die Klugheit, sich vor diesen zu wahren, ist ebenso gut eine menschliche Tugend als die Frömmigkeit und das Vertrauen."

November.



Leib.

Warum doch mögen im November so viele Menschen von Schwermuth angewandelt werden? Macht der Anblick der sich entblätternden Bäume sie so traurig? Schwerlich! Der Mensch lebt in und mit der Natur so eng verbunden wie ein Kind im Mutterschooße. Es ist der große Umschwung im Naturleben, der im November seine Kräfte herabstimmt. Die kalte und feuchte Nebelluft des Herbstes hemmt die Ausscheidungen seines Körpers; die Sonnenwärme hat aufgehört, ihn zu beleben, und seine Organe sind noch nicht eingerichtet und geübt für die neue Ordnung des Winters. So wirkt der November mit den Störungen einer Uebergangsperiode. Der Körper kann in dieser Zeit leichter erkranken, als zu irgend einer andern Zeit. Was soll man dabei thun? Jedermann soll wissen, welches der schwache Theil seines Körpers ist, der vor Erkrankung gehütet werden muß. Muckt darin eine kommende Krankheit, so beuge man vor mit Hinzuziehung ärztlichen Rathes. Im Uebrigen gestattet und gebietet der November eine stärkende Diät. Die traurige Nebelstimmung magst du verscheuchen mit edlem Rebensaft oder gutem Gerstensaft, gelegentlich auch einer Tasse Thee mit

Rum, einem Glase Glühwein oder Punsch. Zu keiner Zeit werden diese Genußmittel wohlthätiger und heilsamer für dich sein.

Seele.

(Blicke in Natur- und Menschenleben.)

Frisch auf zum fröhlichen Jagen!

Schön ist's, wenn du in manneskräftiger Lust durch den Wald streifst und das Wild erlegst. Das macht frohmuthig und wetterhart, etwas von der ausdauernden Naturmacht draußen strömt in dich ein. Und kommst du heim, so laß auch die zweite Natur, die Kunst, auf dich wirken.

* * *

Am 10. d. M. ist unser großer und edler Dichter Schiller geboren.

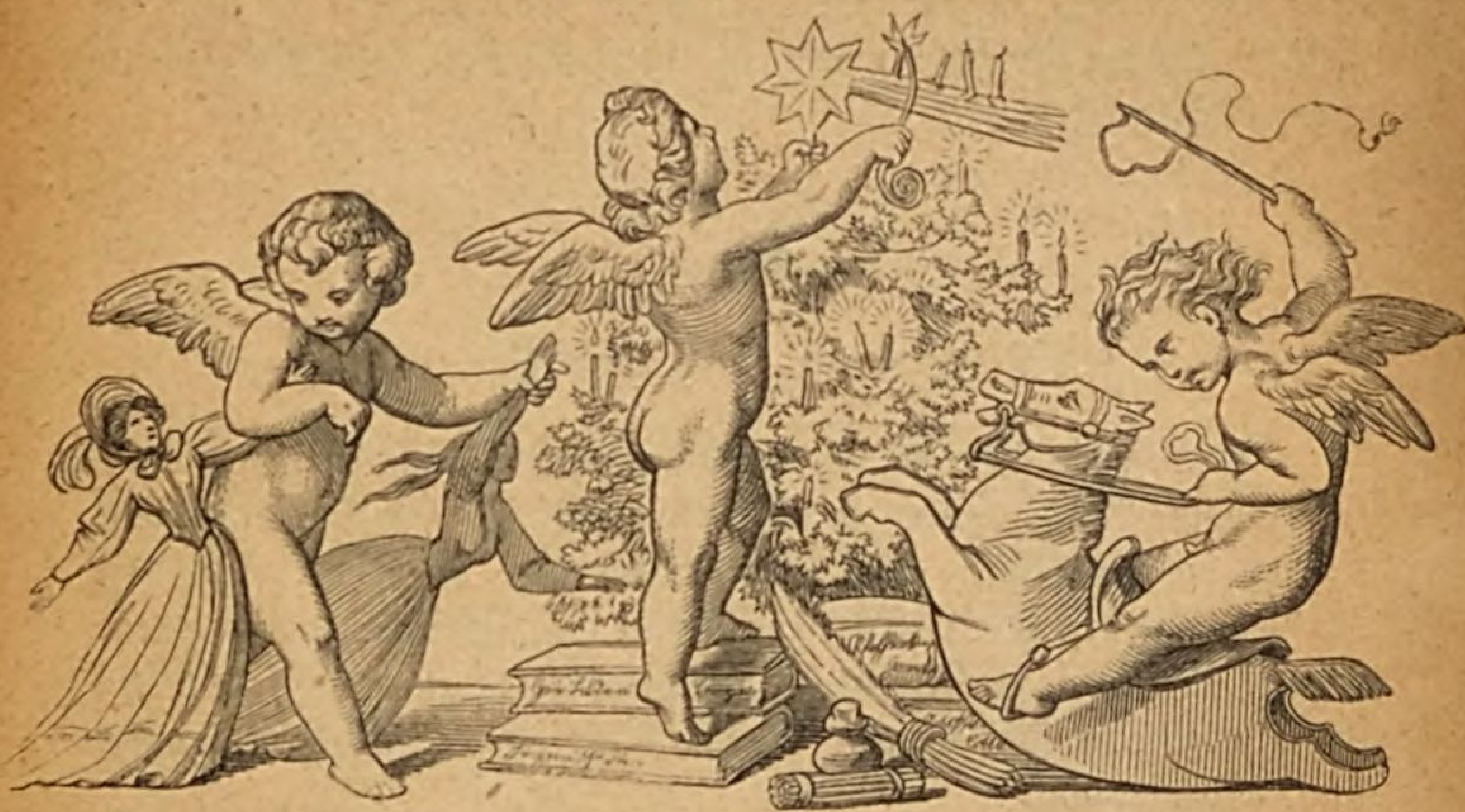
In der stillen eingefriedeten Winterszeit kannst du die besten Geister anrufen, daß sie zu dir kommen und ihre innersten Gedanken kundgeben, damit sie in deine Seele eingehen und in dir fortleben und wirken, alles Dasein verschönend und erhöhend.

Du mußt bis ans Ende deiner Tage bei den großen Geistern deines Volkes in die Schule gehen, und du hast's gut, sie kommen zu dir.

Schiller führt dir seine leuchtenden begeisterten Gestalten vor und Lessings sonnenhelle Kundgebungen erhellen und erwärmen dir dein Heim.

Sei dankbar und erfreue dich dessen, daß die Unsterblichen bei dir sind.

December.



Leib.

Nach dem, was du bisher gelesen, wirst du vielleicht glauben, daß dir im December, als dem ersten Wintermonate, das Schlimmste, oder vielmehr die größte Gefahr für die Gesundheit bevorsteht. Dem ist aber nach statistischen Ermittelungen nicht so; denn die größte Sterblichkeit fällt im deutschen Klima in den Monat Februar. Auch hat dies einen physischen Grund. Denn der niedrigste Sonnenstand ist zwar am 21. December; aber der Sonnenstand führt erst nach einiger Wirkungsfrist die meteorologischen Folgen herbei, welche eine nachdrückliche und direkte Wirkung auf das organische Leben haben. So fällt denn der kälteste Tag in die letzte Hälfte des Januar, und da auch der schädliche Einfluß der größten Kälte erst nach einer gewissen Zeit sich in den Erkrankungen kundgibt, so haben wir im December noch nichts zu fürchten. So wünsche ich dir denn zu Weihnachten die schönsten Güter: Gesundheit und Zufriedenheit des Gemüths, und wenn du deine Seele mit dem Lesen guter Bücher erquickst, so empfehle ich dir, mit deiner Familie auch gute Schriften über die Gesundheitspflege nicht zu vergessen. Denn diese Wissen-

schaft fängt an, in Deutschland Interesse und Achtung einzuflößen. Sie umfaßt auch die schönsten praktischen Kenntnisse, ja sie zieht die tiefsten Fragen der Philosophie in ihren Bereich naturwissenschaftlicher Forschung.

Seele.

(Blicke in Natur- und Menschenleben.)

Das ist die Zeit, in der die Innigkeit der Familiengemeinschaft ihre schönste Blüthe treibt; in des Lebens Mühen und Sorgen hinein leuchtet die Kindschaft. Wie hier der Künstler im Bilde zeigt, daß die Geschenke bringenden Engel sich selber an dem Spielzeug erfreuen, das sie aufbauen, so erwacht in manchem Vater, in mancher Mutter das Kind, das sich an den Spielen, die für die Kleinen bereitet sind, selber ergötzt.

So lange dieses Kind in den Erwachsenen schlummert und sich gern erwecken läßt, so lange bleibt Freude und Glückseligkeit unter den Menschen.

* * *

In der Neujahrsnacht denkst du wohl, daß du von morgen ab eine neue Jahrzahl zu schreiben hast, und vielleicht geht dir's auch durch den Sinn, daß bald eine Jahrzahl kommt, die man auf deinen Grabstein schreibt. Laß dir durch diesen Gedanken deinen Frohmuth und deine Lebenslust nicht trüben. Halte dich bereit auf das Ende deiner Tage, aber schau mit hellem Blicke um dich und in dich. Hast du deine Pflicht gethan als Mitglied deiner Familie, der Gemeinde, des Staats, der Menschheit; hast du dir Freuden gegönnt so viel du deren haben konntest, an welche du mit Ruhe zurück denken magst; hast du auch manchmal gefehlt, aber immer wieder zum Guten gestrebt, dann denke nicht weiter an deine letzte Stunde und halte es nach dem rheinländischen Sprüchwort: Mit dem Sterben wollen wir warten bis zuletzt.